This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

N°

PT 2287
H5 A1
1845
v. 1/2

Aus der Gesellschaft.

Gesammt-Ausgabe der Romane

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Theil.

Ilda Schönholm.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

Ilda Schönholm.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite Auflage.

D. a.
96.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1845.

Aus der Gesellschaft.

Gesammt-Ausgabe der Romane

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Theil.

Ilda Schönholm.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1845.

Ilda Schönholm.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite Auflage.

D. a.
96.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1845.

Nem adható el!

Erſtes Kapitel.

Ein bepackter Reiſewagen fuhr langſam und ſchwerfällig zur letzten Höhe des Wormſer Jochs hinauf. Es war Ende Auguſt, vielleicht ein wunderſchöner Sommertag in den Thälern von Tyrol und Graubündten, aber in dieſer Höhe, zwiſchen dieſen gewaltigen, ſchneebedeckten Bergen, hingen ſchwere trübe Nebel, und wehte ein ſcharfer Wind. Man ſage was man wolle! auf dem Hochgebirge iſt es im höchſten Grade unbehaglich, und wenn man dafür in der Majeſtät des Anblicks Erſatz zu finden hofft, ſo wird man ſehr oft getäuſcht; denn es ſind nicht nur Nebel und Stürme in dieſen Regionen heimiſch und den An- und Ausſichten ſehr nachtheilig, ſondern es fehlen die Kontraſte, es fehlt ein Maßſtab für die Majeſtät. Hier iſt Alles ſo hoch, ſo ſchroff, ſo gewaltig, ſo über den Wolken; hier fehlen ſo ganz liebliche Thäler, tiefe dämmernde Seen, belaubte Hügel und friedliche Dorfſchaften, daß das Auge nicht vergleichen kann, und mehr mit Staunen als mit Bewunderung, mehr mit Grauſen als mit Entzücken, dieſe in Granit ausgeprägte Natur betrachtet.

Gelangweilt durch die Langſamkeit der Fahrt, hatte die Gräfin Schönholm den Wagen verlaſſen und ging raſch voran; neben ihr der junge Polydor. Ein eiſiger Nordwind

wehte ihnen grade entgegen, und wühlte in Schleier und Shawl der Gräfin. Sie preßte ihr Taschentuch vor den Mund und bog die schlanke Gestalt vornüber, ohne jedoch ihren Schritt zu mäßigen.

„Aber Sie erkälten sich gewiß," sagte Polydor. Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist doch nur Eigensinn das Wormser Joch erklettern zu wollen." Sie nickte.

„Und wie kann es Ihnen Spaß machen bei so unbedeutenden Dingen Eigensinn zu haben?"

— „Weil ich bei großen keinen habe! — Uebrigens ist es unmöglich hier eine Conversation zu machen." —

Sie gingen schweigend weiter.

Die Gräfin Schönholm kehrte nach zweijährigem Aufenthalt in Italien nach Deutschland zurück. Sie war unabhängig, jung und reich, liebte weder das Clima noch das Leben des Nordens, wäre weit lieber jenseit der Alpen geblieben; aber so wenig frei ist man trotz seiner Unabhängigkeit, daß man sich vom irdischen Besitz fesseln, lenken und bestimmen läßt! Sie kehrte auf ihre großen glänzenden Herrschaften zurück, wo ihre Anwesenheit zwar nicht nothwendig, aber doch wünschenswerth war.

Polydor war ein junger Bildhauer, gebürtig aus Welschthrol, den sie in Rom hatte kennen lernen, und von dort mitgenommen, weil er nach Wien zu gehen wünschte.

Auf dem Culminationspunkt stand endlich die Gräfin still, kehrte sich nach Süden und sagte: „Wenn ich binnen Jahresfrist nicht todt bin, so ziehe ich wieder dort hinab."

„Und ich mit Ihnen, rief Polydor, denn ich glaube nicht, daß ich's länger in Deutschland aushalte."

„Ich gewiß nicht! nur in Italien kann ich glücklich sein; aber da bin ich es auch ganz, und deshalb thut es mir unsäglich leid es zu verlassen. Wer weiß was in der Heimat meiner harrt!“ —

„Was überall Ihrer harrt: Freude und Liebe. Denn wenn Sie auch ein wenig eigensinnig sind, so bleiben Sie doch ewig ein anbetungswerther Engel.“

„Mein guter Polydor, daß Sie so denken ist natürlich; allein daß Andere nicht so denken ist ebenfalls natürlich.“

Der Wagen hatte sie erreicht; sie stiegen ein; es ging bergab. Da kam ihnen eine andre bepackte und dicht verschlossene Kutsche entgegen. Als die Wagen an einander vorüberfuhren, blickte die Gräfin aus dem Fenster.

„Mein Gott,“ rief sie, „das ist seltsam! an jenem Wagen war ein Alliancewappen, und eins derselben war das meinige. Mein Wappen aber führt Niemand als mein Vetter Askanio, und der kann es nicht gewesen sein, der weiß ja, daß ich zu ihm komme. Er würde mir gewiß geschrieben haben, wenn er eine Reise nach Italien für diesen Herbst beabsichtigt hätte.“

„Der Wagen ist noch nicht fern,“ sagte Polydor; „befehlen Sie, so hält der Postillon, und Sie schicken Ihren Kammerdiener um sich nach dem Namen jener Wappenräuber zu erkundigen.“

„Sie haben Recht, es ist kindisch! Engländer können es ja gewesen sein, oder weiß Gott wer. Heut' zu Tage reis't ja alle Welt, und alle Welt hat auch sein Wappen. Wenn Sie erst der Baron von Polydoro sein werden, bekommen Sie auch eins. Bis dahin siegeln Sie aber Ihre Briefe mit einem Petschaft, das ich für Sie machen lassen werde. Eine

himmelansteigende Rakete soll darauf gestochen werden, mit dem Motto: da l'ardore l'ardire. Sie sehen, was ich für Hofnungen für Sie hege. By the by wüßte ich doch gern wer die Leute in jenem Wagen gewesen."

„Vielleicht erfahren Sie es auf der nächsten Post."

„Ach, es ist ein beklemmendes Gefühl nach jahrelanger Abwesenheit in den Kreis alter Bekannter heimzukehren. Wie viel kann sich verändert haben, was kann Alles geschehen sein, wovon wir keine Ahnung haben. Briefe gehen verloren, und Manches, oft das Wichtigste, mögen wir keinem Briefe anvertrauen. So tritt man oft als ein Fremdling in den Kreis seiner Freunde."

„Darum sollte man ihn vielleicht nie verlassen."

„Ja, wenn es möglich wäre, nie das geliebte Dach des Vaterhauses zu verlassen! Doch ist das einmal geschehen, so ist damit auch schon der erste Schritt in die Fremde gethan und die Scheu vor ihr überwunden. Dann zieht sie uns an, lockend und magisch, und bleibt es so lange bis wir uns mit ihr vertraut gemacht haben. Sind wir heimatlich in ihr eingebürgert, oder vollends bequem eingenistet, so hat sie ihren Reiz verloren, und sieht uns mit solchem Alltagsgesicht von Langweiligkeit an, daß wir über Meere schiffen und über Berge klettern müssen, um wieder die Fremde zu suchen."

„Aber wie drückend ist dies Umhertreiben in dem begrenzten Kreise, für die unbegrenzte Sehnsucht! Und wenn wir über die ganze Erde dahingewandelt sind, so ist diese Sehnsucht nicht befriedigt, höchstens ermattet, und wir haben nichts weiter gesehen, als Sonne, Mond und Sterne, auf zwei- und vierbeinige Geschöpfe herabscheinend, was wir ganz

genau auch ſehen, wenn wir in unſerm heimatlichen Dörfchen bleiben."

„Und warum ſind Sie nicht in dem Ihren geblieben?"

„O, ich! ich bin Künſtler! ich muß in den ewig wechſelnden Formen die Offenbarung der Schönheit ſuchen und finden lernen."

„Sehen Sie wol! weder Sie noch irgend Einer mag ſich mit dem heimatlichen Dörfchen begnügen. Der Gelehrte ſagt: ich muß meine Wiſſenſchaft bereichern; der Staatsmann: ich muß mich erholen von dürren Geſchäften; der Diplomat: ich muß fremde Höfe und Kabinette in der Nähe obſerviren; der Soldat: ich mögte gern wiſſen ob die Peſcherähs auch eine Idee von Fortification und Taktik haben; und jeder Mann: ich muß die Welt ſehen. Die Frauen, die ſich emancipiren ſo gut ſie können, wollen auch die Welt ſehen, nicht um Taktik, Kabinette, Bibliotheken und Muſeen zu ſtudiren, ſondern um ſich zu amüſiren — und ein Grund iſt ſo gut wie der andere."

„Und warum wollen Sie die ganze Welt ſehen?"

„Die Griechen nannten den einen Unglückſeligen, der den olympiſchen Jupiter nicht geſehen. Ich bin ungefähr ihrer Meinung, und mag nicht zu den Unſeligen gehören, die nie das Schneegebirge im Abendroth und das Koliſeum im Mondlicht erblickt haben, nie den St. Stephan, und Madonnen von Rafael und Bettelbuben von Murillo."

„Und nie Thorwaldſen und andere Unſterbliche der Mitwelt."

„Nun, Thorwaldſen gewiß ausgenommen, dieſen liebenswürdigſten und wolwollendſten aller Menſchen — im Allgemeinen ſollte man nicht die perſönliche Bekanntſchaft ſolcher

Männer ſuchen, wenn man nicht zu ihrem Fach gehört und etwa von ihnen zu lernen wünſcht. An der Statue, an dem Gedicht, iſt Alles ſo harmoniſch, ſo edel, ſo kräftig, daß ſie uns durch und durch heben und erquicken; der Bildhauer und der Dichter hingegen können ſo viel Schroffheiten, Launen und Schwächen im Character, oder doch wenigſtens in der augenblicklichen Stimmung haben, daß wir uns nicht von ihnen angeſprochen, ja oft verletzt fühlen. Dann ſchreien wir, als ob uns groß Unrecht geſchähe! iſt aber Logik darin, zu folgern: weil jene Menſchen vortreflich in ihrem Atelier und an ihrem Schreibtiſch ſind, müſſen ſie auch liebenswürdig in unſern Salons ſein?"

„Die Freundſchaft eines ſolchen Menſchen iſt mehr werth, als alle Berge und Tempel und Bilder der Erde bewundert zu haben."

„Das will ich meinen! aber an ihnen vorüberſtreifen und drei Worte mit ihnen wechſeln, iſt nicht ihre Freundſchaft gewinnen! Ja, über das Glück ein Jünger Platos oder ein Schüler Rafaels geweſen zu ſein, geht doch nichts" ... —

„Als das Glück Plato und Rafael ſelbſt geweſen zu ſein."

„Kaum! bewundern iſt ſeliger, als bewundert werden. Sie aber als Künſtler dürfen nicht ſo denken. Ueberdas mag es wol himmliſche Befriedigung geben von einer Welt bewundert zu werden. Man muß das erfahren haben um darüber urtheilen zu können und jezt macht Niemand mehr, glaub' ich, dieſe angenehme Erfahrung. Die Welt iſt zu groß, zu getheilt, zu zerriſſen. Wo eine Größe auftaucht, wird ſie gleich gepackt, und gleichſam als Feldherr eines Armeecorps in den großen Krieg der Parteien geſchickt, folglich

von den Gegnern gehaßt, und mörderisch verfolgt. Da hatten wiederum die Alten es besser. Griechenland war ihre Welt. Der olympische Jupiter und die Orestea wurden von der Welt bewundert. Was kümmerte man sich um die Barbaren rechts und links."

„Für uns aber giebt es keine Barbaren mehr, und da ist es wol etwas drückend, in Europa eine Sommität, und in Afrika unbekannt zu sein! wie ungeheuer ehrgeizig Sie sind! ich würde mich vor der Hand mit der Bewunderung Europa's zufrieden stellen."

„Ich mit gar keiner! — Aber ich freue mich herzlich den Askanio wieder zu sehen und meine liebliche Ondine und die beiden herzigen Knaben. Was wollen Sie denn eigentlich in Wien, Polydor? kommen Sie mit mir nach Schloß Ohlau, und sehen Sie dort tüchtige, schöne und glückliche Menschen."

„Nein, es geht nicht! ich muß versuchen mir eine selbständige Existenz zu gründen. Und dann verwöhne ich mich auf der einen Seite bei Ihnen, indessen ich mich auf der andern doch etwas beschränkt durch Sie fühle. Sie sind zu eminent um nicht den Menschen, die viel mit Ihnen leben, eine Richtung zu geben, und ich bin noch zu jung und unerfahren, um zu wissen, ob diese Richtung auch die meinige ist."

„Keine Mutter kann die Erziehung ihres Sohnes vollenden und muß ihn ziehen lassen — wie sollt' ich Sie bei mir behalten können! Nur ängstigt es mich, daß Sie nach Wien gerade gehen, wo man nur vermittelst einer colossalen Reputation, oder einer eben so mächtigen Protection seinen Weg macht. Nur hätte ich Ihnen die Freude gegönnt, ein-

mal recht nahe an das Bild des Glücks heranzutreten. Mich hat es immer in tiefſter Seele erquickt. Mein Vetter iſt ein durch und durch tüchtiger Menſch, vom Scheitel zur Sohle nicht blos Edelmann, ſondern von Adel, tadellos in jedem Verhältniß, glücklicher Gatte und Vater, mein Stolz und meine Freude."

„Sie lieben ſehr den Grafen Ohlau."

„Wie meinen Vetter und Freund, d. h. wir ſind uns gegenſeitig von Herzen gut und zählen in Noth und Trübſal auf einander. Uebrigens aber bin ich ihm etwas zu genial, wie er es artiger Weiſe nennt; denn ich glaube es ſoll heißen excentriſch. Wir ſind oft in kleine Fehden verwickelt, allein die ſtören uns nicht. Mir iſt doch ſtets bei ihm zu Muth, als ob ich die Zweige einer Eiche über mir rauſchen hörte, und er betrachtet mich mit verwunderten, freundlichen Augen, wie irgend ein buntes, ſtachlichtes Tropengewächs in ſeinem Garten. Und ſeine Frau! o dies holdſelige Weſen würde Sie entzücken. Ich begreife nicht, wie irgend ein Mann ſie erblicken und nicht von ihr hingeriſſen ſein kann. Zum Glück lebt Askanio immer auf ſeinem Schloß; dieſe dunkeln, zauberhaften Augen würden viel Unheil in der Männerwelt ſtiften."

„Meinen Sie, daß man ſich auf dem Lande nicht in eine ſchöne Frau verlieben könne?"

„O ja, aber man ſieht ſich nicht ſo viel; in der Stadt hingegen täglich, wenn man will. Uebrigens iſt mein Vetter dieſen Winter hindurch mit ſeiner ganzen Familie in der Reſidenz geweſen. Wie es ihnen gefallen hat, weiß ich nicht. Ondine hat mir nur einmal geſchrieben, wir correſpondiren nicht eifrig."

„Aber mir werden Sie oft und viel ſchreiben, nicht wahr?“

„Wie's kommt! vorher verſprechen kann ich nichts, weil ich nicht weiß ob ich's halten kann.“

„Sie müſſen doch wiſſen was Sie thun werden?“

„Nein; denn ich weiß nicht was mir begegnen wird.“

„Alſo wär' es möglich, daß Sie mich über einen andern Gegenſtand oder eine neue Idee total vergäßen?“

„Nein; aber in den Hintergrund können Sie allerdings geſtellt werden.“

„Frau Gräfin, Sie ſind von einer deſolanten Aufrichtigkeit.“

„Wenn Sie wahr ſein wollen, ſo fühlen Sie ganz daſſelbe.“

„Möglich; aber ich ſag' es Ihnen nicht.“

„Ich aber ſag' es Ihnen abſichtlich, damit Sie Sich nicht etwa jugendlich einbildeten, Sie wären mir lieber, als Sie es wirklich ſind.“

„Gräfin, warum ſagen Sie mir ſo harte Dinge?“

„Weil Sie ein Mann ſind, mein armer, guter Polydor, folglich ein wenig eitel und ſelbſtvertrauend. In jedem Verhältniß zwiſchen Frauen und Männern halte ich es für das Beſte, wenn beide Theile ſo genau und klar wie möglich wiſſen, was ſie einander ſind. Sonſt kommen leicht Mißverhältniſſe und Mißſtimmungen, die ſehr weh thun können.“

„Ich bewundere eine neue Vollkommenheit an Ihnen: die Verſtändigkeit.“

„Ja, mein Lieber, für Andere bin ich die Verſtändigkeit und Vernunft ſelbſt“ — ſagte die Gräfin lachend, und gab freundlich ihrem Gefährten die Hand. Er ſchüttelte ſie

zwar, doch mit einem kühlen Lächeln. Er hatte nie an die Möglichkeit eines Herzensverhältniſſes zur Gräfin gedacht, er wußte, daß ihre Liebe einem andern Gegenſtande geweiht war; allein daß irgend etwas Neues ihn in den Schatten rücken könne, oder eigentlich, daß ſie es ihm unverholen erklärte — war ihm verletzend, für ſein Gefühl: ſo meinte er — für ſeine Eitelkeit: ſo meinen wir.

Sie kamen in Landeck an, ermüdet, erfroren, verdüſtert vom langen Nebel-Reiſetag. Auch der Gaſthof war unbehaglich, ſchmutzig, mit wüſten, großen Zimmern. Der Wind ſauſ'te und der Nebel löſ'te ſich in ſchwere Regentropfen auf, die klirrend an die Fenſterſcheiben ſchlugen. Die Gräfin nickte Polydor eine gute Nacht zu, ging in das ihr angewieſene Zimmer, wickelte ſich feſt in ihren großen Shawl, ſetzte ſich auf den erſten beſten dürren, lederbeſchlagenen Stuhl, und lehnte den Kopf zurück an die weiße Kalkwand.

Es war ein ſeltſamer Kopf, gar nicht ſchön, doch ſehr anziehend, der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sibylle; fatiguirte Züge, die auf mehr als ſieben und zwanzig Jahr ſchließen machten, und ein durchſichtiges, wechſelndes Colorit, das den Hauch erſter Jugend über ſie zauberte; Augen, wechſelnd im Ausdruck wie die eines Kindes, und verſchieden im Glanz ſchillernd wie das Meer, wenn Wolken am Mittag darüber hinlaufen; aber zwiſchen den Augen, und im Aufſchlag der langbewimperten Augenlider, ein Zug von unausſprechlicher Schwermuth. Lauter Kontraſte und doch Harmonie, wie in den großen Bildern, welche die Natur vor uns aufrollt. Das war der Kopf von Ilda Schönholm; das war die analoge Form, welche ihre Seele nicht verhüllte, ſondern leicht umfloß.

Ein alter Kammerdiener, der ſeit zehn Jahren daran gewöhnt war auf allerlei Weiſe für ſie zu ſorgen, war geräuſchlos ab und zu gegangen, hatte eine Decke auf den Tiſch gebreitet, Wachslicht angezündet, das Theegeſchirr nicht blos hingeſtellt, ſondern auch den Thee eingeſchüttet und das Waſſer darauf gegoſſen. Nun legte er ein Polſter auf einen der unbequemen Stühle, rückte ihn an den Tiſch, legte einen zierlich geſtickten Fußſack unter denſelben und ein großes Porteſeuille von Maroquin mit Stahlbeſchlag rechts, eine ſilberne Handſchelle links vom Sitz auf ihn, überzeugte ſich mit einem Blick, daß Alles zweckmäßig geordnet ſei, und fragte mit einer Verbeugung:

„Gnädige Gräfin haben weiter nichts zu befehlen?“

„Ich danke,“ ſagte ſie mit maſchinenmäßiger Gewohnheit.

„Gnädige Gräfin befehlen morgen keine Pferde?“

„Ja wol! um acht Uhr früh nach Inſpruck. Und dann erkundigen Sie Sich doch, was für Reiſende die letzte Nacht hier zugebracht haben, und bringen Sie mir ſogleich die Antwort.“

Sie ſetzte ſich an den Theetiſch. Albrecht ging und brachte nach wenigſtens zehn Minuten erſt Antwort:

„Bitte unterthänigſt um Verzeihung; aber es hält ſchwer ſich mit dieſen Leuten zu verſtändigen, denn ſie ſprechen kein gutes Deutſch und gar nicht franzöſiſch; daher hat es ſo lange gewährt.“

„Nun, wer war hier?“

„Eine vornehme Herrſchaft mit zwei Kindern.“

„Wie hieß ſie? wohin reiſ'te ſie?“ rief lebhaft die Gräfin.

„Den Namen wußte die Wirthin nicht; aber die Reise ging aus Italien an den Bodensee."

„Ah so! sagte sie erleichtert; und weiter?"

„Vier junge Studenten aus Baiern; und ganz spät ist noch gekommen eine Dame in tiefer Trauer mit mehren Domestiken in tiefer Trauer" ... —

„Es ist gut. Ich danke Ihnen."

„Wünsche unterthänigst wol zu ruhen."

Albrecht ging leisen Trittes. Die Gräfin legte den Kopf in ihre aufgestützte Hand, und sah still in die ruhige Flamme des Lichts. Nichts regte sich, es herrschte eine Todtenstille im Zimmer.

„Aber es ist unheimlich hier, sagte sie plötzlich laut, wie es mitunter ihre Gewohnheit war — ich will an Askanio schreiben."

Da fuhr plötzlich ein heftiger Windstoß an das Fenster, riß einen schlecht verwahrten Flügel auf, pfiff schneidend durch das Zimmer und löschte eins der Lichter aus.

Ilda stand ruhig auf, schloß das Fenster, zündete die Kerze wieder an und schrieb an Graf Ohlau:

„Lieber Askan!

„Im Junius hab' ich vom Comersee Ondinen geschrieben, „mich für die ersten Septembertage bei Euch angemeldet „und keine Antwort erhalten. Daraus schloß ich, daß ich „Euch willkommen sein würde; denn wenn ich es nicht „wäre, müßtet Ihr es mir freilich sagen. Jezt sage ich „Dir genau den Tag meiner Ankunft, damit Ihr Alle „hübsch zu Hause seid, und ich auf einmal Eure lieben „Gesichter sehe. Es wird der vierte September sein; denn

„da ich Inſpruck, München, und alle bedeutende Städte „kenne, die ich auf meiner Heimreiſe berühre, ſo werd' ich „mich nirgends lange aufhalten, z. B. in München nur: „um die Pinakothek kennen zu lernen und mit meinem ge„liebten Adonis von Thorwaldſen ein Liebeswörtchen zu „plaudern; in Nürnberg: um Lebkuchen für Deine Kinder „zu kaufen und um mich zu erquicken an dieſer in Stein „ausgehauenen Blüte der deutſchen Städtezeit. Das iſt „das Angenehme beim vielen Reiſen: man ſieht nicht, was „der Guide und der Lohnlakey uns empfehlen, ſondern „das, was uns anſpricht."

„Ich habe viel Euch zu erzählen und zu zeigen, und „ich hoffe auch viel zu hören. Sollte Ondine mir zür„nen, daß ich ihren Brief vom November erſt im Junius „beantwortet habe? Nun, das wird ſich Alles bald aus„gleichen. Bis dahin küſſe ich ſie und die Knaben, und „drücke Deine gute, feſte Hand. Wenn ich Euch nicht „hätte, wie viel ginge mir verloren! — Ade, lieber Menſch! „Ich ſchreibe Dir vom Unwetter umtobt, im wüſten Zim„mer eines unſaubern Tyroler Gaſthofes, nachdem ich „heute ſchon dem Himmel ſehr viel näher geweſen bin, als „Du, nämlich 8000 Fuß über dem mittelländiſchen Meer „auf dem Wormſer Joch, dieſem koloſſalſten aller Alpen„päſſe. Deutſchland hat mich ſogleich mit dem unfreund„lichſten ſeiner Abgeſandten, dem Nordwind, empfangen, „der eben, wie der Arm eines böſen Geiſtes, mein Fen„ſter aufriß. Ich finde, Deutſchland könnte graziöſer ſein „für eine ſeiner „berühmten Frauen", um ſo mehr, da „ich es im Lauf des Winters mit einem ſehr intereſſanten „Album erfreuen werde."

„Aber kann ich denn nie aufhören mit Dir zu plau-
„dern? ich nehme den Brief bis Inſpruck mit, dann macht
„er ſeinen Weg allein, wie meine opera omnia, und ich
„komme bald ihm nach.

Ilda.“

Zweites Kapitel.

Der ſchönſte Sommermorgen weckte die Reiſenden. Nicht mehr dicke graue Wolken, ſondern leichte ſilberne Nebel hingen um die Berge, welche Landeck und das Innthal einfaſſen. Sie flatterten in der Morgenluft hin und her, kokett wie ein Schleier um ein ſchönes Antlitz, und zertheilten ſich endlich ganz, als die Sonne hoch genug geſtiegen war, um ſie mit ihren ſtralenden Geſchoſſen in die Hölen der Nacht zurückzuſcheuchen.

Polydor hatte ſeine Empfindlichkeit verſchlafen und die Gräfin jene trübe Stimmung, welche unfreundliches Wetter ſtets in ihr erzeugte. Sie ließ den Wagen zurückſchlagen und fuhr fröhlich in der grünen Landſchaft dahin.

O, es iſt ſehr lieblich am ſchönen Sommermorgen durch eine anmuthige Gegend raſch zu fliegen wie ein Vogel, der auch nichts von der Welt will, als über ihr ſchweben. Das Fahren iſt wirklich die höchſte Annehmlichkeit des Reiſens. Das Gaſthofleben iſt unruhig; das Durchſtreichen der Städte iſt ermüdend; das Bewundern der Kunſtſchätze und Merkwürdigkeiten iſt eine Sache, von der man ſich gern durch

einen Tag Holzsägen oder Wassertragen loslaufen würde. Aber sich unbeweglich in den Wagen zurückzulehnen, indessen er leicht und bequem auf einer guten Chaussee rollt; vor den Augen bunte Bilder zu haben, die wechselnd, wie Träume, nie lang genug hängen bleiben um uns zu langweilen; durch den Sinn Gedanken fliegen zu lassen, die sich bald an jene Bilder knüpfen, bald durch die wunderlichsten Ideenverbindungen erzeugt werden; von keiner irdischen Bedürftigkeit gebunden zu sein, weil man weiß daß man überall einen gedeckten Tisch findet, und — sollte man einmal kein Bett finden — recht gern à la belle étoile, vom Wagen wie von einer Wiege geschaukelt, schläft; immer das Rollen der Räder zu hören, das, gleich dem Rauschen eines Bachs, und dem Klappern einer Mühle, und dem Plätschern des Ruderschlags, durch seine Einförmigkeit ein beruhigendes Accompagnement für die in's Unendliche schweifenden Gedanken wird; das ist eine Wonne, an die, wie der Liebende an die Liebe, nur der ächte Reisende glaubt. Und außer ächten Liebenden ist gewiß nichts seltener auf der Welt zu finden, als ächte Reisende. Denn wer da reis't aus Neugier, oder aus Langerweile, oder der Gesundheit und Mode wegen, oder um Bücher darüber zu schreiben — der gehört nicht zu ihnen und weiß nichts von jenem seligen Quietismus.

Ehe man Inspruck erreicht, fährt man an der Martinswand vorüber. Ilda wies hinauf und sagte:

„Sehen Sie, da oben hat gewiß der gute Kaiser Max, den die Historiker so verachten und den die Dichter so lieben, betend gestanden und seine Seele dem Herrn empfohlen. Und drüben, jenseit des Inn, versammelte sich das geängstigte, theilnehmende Volk, schrie und zeigte empor, und wußte tau-

ſend unausführbare Rathſchläge zu geben. Und als der Kaiſer an jeder Hülfe verzagt und auf den Tod gefaßt war, und als der Prieſter unter ihm die Monſtranz hoch empor hielt, und alle Glocken dazu läuteten, und alles Volk ſich auf's Angeſicht warf, und er ſelbſt ſein Knie vor dem Allerheiligſten beugte — da kam der Engel und rettete ihn auf unbekannten Wegen vom gräßlichen Hungertode. Lieber Polydor, das iſt doch eine wunderhübſche Geſchichte!"

„Ich bekenne Ihnen, daß ich ſie eben ſo hübſch finde, wenn der Hirt, Jäger, Bergmann, oder wer ſonſt der fremde Retter geweſen, darin figurirt ſtatt des Engels. Ja, ſie gewinnt durch die menſchliche Einwirkung des Unbekannten, durch den Gedanken an die Gefahren, denen er ſich dabei ausgeſetzt haben mag, durch ſein ſpurloſes Verſchwinden, welches jeden Dank ablehnt, vielleicht ein höheres Intereſſe."

„Gewiß! aber mich freut am meiſten, daß man damals in dem Retter ſogleich den Engel erkannte, den Boten einer höhern Macht, deren Reich beginnt, wo der Menſchenwitz das ſeine verliert. Ein Engel war jener Hirt oder Jägersmann für Kaiſer Max und ſein treues Volk, und in dem Bilde iſt die ſterbliche Erſcheinung ganz untergegangen. Dieſer Boden iſt überhaupt intereſſant für die Habsburger. Jenſeit Inſpruck liegt Schloß Ambras auf einer Höhe, jezt eine Kaſerne, einſt der Ort, wo der Erzherzog Ferdinand in langer glücklicher Ehe mit der ſchönen Philippine Welſer, der Kaufmannstochter aus Augsburg, lebte. Sie war ſo weiß, daß man, wenn ſie trank, den rothen Wein in ihren Hals herabgleiten ſah."

„Solche ätheriſche Geſtalten findet man nur diesſeit der Alpen; aber der Maler kann ſich mehr an ihnen freuen, als

der Bildhauer. Diese Zartheit läßt keine prächtige Entwickelung der Formen zu."

„Das sieht man recht an den altdeutschen Gemälden, ehe die Meister in Berührung mit italienischer Kunst gekommen waren. Die Formen sind von ängstlicher Dürftigkeit. Aber wissen Sie, ich kann mir noch gar nicht vorstellen, daß Sie übermorgen nach Osten fahren wollen, während ich nach Norden fahre. München würde so merkwürdig für Sie sein, und ich würde so gern sehen, welchen Eindruck die reichste Kunststadt Deutschlands auf Sie macht! Ob gar überhaupt einen auf Ihr verwöhntes Auge!"

„München muß mir bleiben als Trost, als Hofnung und Erquickung, wenn es in Wien mir nicht nach Wunsch geht. Und die Trennung von Ihnen ist mir ja doch gewiß."

Sie fuhren mit dem Abendläuten in Inspruck ein, das wunderlieblich zwischen Maisfeldern und einige tausend Fuß hohen Bergen liegt.

Sie verplauderten den Abend, sprachen Manches von der Vergangenheit und viel von der Zukunft, formten unzählige Plane zu künftigen Reisen und Arbeiten, ordneten und sonderten allerlei Papiere, Bücher und Geräthschaften, die bei längerem Zusammensein und auf der Reise unter einander gemengt waren; und als das Alles abgethan war, kniete Polydor vor der Gräfin nieder und sagte:

„Nun segnen Sie mich, denn ich fahre gleich fort, die Post geht."

Sie sah ihn wehmüthig lächelnd an, legte die Hand auf seine Stirn, und sagte:

„Gott behüte Sie, und wende, wenn auch nicht den Schmerz, doch Unglück und Schuld gnädig von Ihrem Haupt.

Ich bleibe unter allen Umständen Ihre Freundin, die immer ein Asyl für Sie haben wird."

Er küßte demüthig ihre Hand, stand auf und sprach mit feuchten, verklärten Augen:

„Sie sind wie eine Gottheit in mein dunkles Dasein getreten. Seit ich Sie kenne, ist mir das Leben eine Lust, seit ich mit Ihnen zusammen gewesen bin, eine Wonne gewesen. Das ist das Himmlischste was ein Mensch dem Andern geben kann, und das haben Sie mir gegeben. Wenn die Welt Sie verwundet, wenn die Freunde Sie kränken, wenn das Liebste Sie betrübt — so denken Sie an Ihren armen Polydor, der Sie segnet, und das wird Ihnen ein Balsamtropfen sein."

Er drückte nochmals ihre Hand an seine Lippen, seine Stirn, und verschwand.

Ilda war nun allein, und fühlte sich sehr einsam. Sie hatte Polydor lieb wie ihren Schützling, ihr Pflegekind, und die Künstlerseelen Beider hätten sich zusammen gefunden auch ohne jene Beziehungen.

Polydor war der Sohn armer Landleute bei Botzen. Von frühester Jugend an mußte er viel arbeiten, in den Weinbergen, auf den Feldern, im Hause, und dann, statt auszuruhen, eine Schaar jüngerer Geschwister warten. Aber er that Alles willig, wenn er nur an Sonn- und Festtagen aus Lehm allerlei Thiere kneten durfte, oder Soldaten mit Gewehr, und hübsche Mädchen mit Blumenstrauß und Gebetbuch, in weißer Kreide an braune Thüren und Schränke und Wände zeichnen durfte.

Nicht blos seine Geschwister und Spielkameraden, sondern auch die Nachbarn bewunderten seine Kunstfertigkeit.

Eines Tages hatte seine Schwester Walpurge von ihrer Frau Pathe allerlei Herrlichkeiten und darunter auch einen Bogen buntfarbenen Papiers bekommen. Das Band wurde an den Hut gesteckt, die Nadeln sollten beim Nähen gebraucht werden, und ging eine verloren oder zerbrach sie, so durfte keine neue von der Mutter erbeten werden, die nie eine gab, ohne über die Flüchtigkeit der Walpurge zu schmälen. Aber was konnte man mit dem schönen, glänzenden, himmelblauen Papier machen?

„Das will ich Dir zeigen" — sagte Polydor, nahm ein sauber zugespitztes Stück weißer Kreide, und zeichnete darauf die Walpurge wie sie die Hühner füttert. Die Aehnlichkeit war sprechend, die Stellung leicht und natürlich. Walpurge lief triumphirend bei ihren kleinen Freundinnen umher, und ließ ihr Bild bewundern, was ihr ungefähr so vorkam, als ob sie selbst bewundert werde.

Polydor ward ein zweiter van Dyk; alle kleine Mädchen wollten von ihm konterfeit sein, und verschafften sich dazu, oft mit größter Mühe, die unerläßlichen Bogen bunten Papiers. Sein Künstlerlohn war ihr Dank und seine Zufriedenheit, wenn Alles schrie:

„Das ist die Theresel mit ihrer schwarzen Gais!" — oder: „Das ist Nannerl wie sie zur Messe geht!"

Die Feld- und Hausarbeit ging inzwischen immer ihren tüchtigen, raschen Gang, und wenn Polydor auch Zeit fand seine künstlerischen Uebungen zu machen, so hatte er doch gar keine um irgend etwas Anderes zu lernen. Bei sechszehn Jahren war ihm nur eine Wissenschaft bekannt, die Grundwurzel aller übrigen: er konnte nothdürftig lesen.

Eines Feierabends saß er vor der Thür und schnitzte

mit einem scharfen Messer aus Lindenholz einen saubern Löffel, bei dem er sich viel Mühe gab ihn mit Laubgewinden zu verzieren. Er sollte die Mutter zum Namenstag erfreuen. Da kam des Nachbars Tochter gegangen, schön Trautel, die Braut des reichen Joseph. Sie trug ein Gefäß mit Wasser auf dem Kopf und hielt es mit dem rechten Arm. Ihre volle, hohe Gestalt entwickelte sich prächtig in dieser Stellung. Die Anstrengung ermüdete sie nicht, sondern färbte nur ihre Wangen mit glänzendem Roth. Als Polydor sie kommen sah, ließ er die Hände sinken und starrte sie an. Auf einmal blieb schön Trautel vor ihm stehen. Ob sie glaubte, daß er ihr etwas zu sagen habe, ob sie geschmeichelt durch seine unverholene Bewunderung ihm Gelegenheit geben wollte sie noch mehr zu bewundern — kurz, sie blieb stehen, wünschte ihm freundlich guten Abend und fragte, als er unbeweglich sitzen blieb:

„Aber was gaffst mich denn so an?"

Nun kam auf einmal Leben in die versteinerte Gestalt, er sprang auf, schlug die Hände verwundert zusammen und rief:

„Heilige Mutter Gottes, was ist die Trautel schön!" — dann wurde er blutroth. Trautel aber sprach lächelnd und ruhig:

„Willst Du mich morgen nach der Messe auf ein goldiges Papier malen für meinen Schatz?"

„Ich will wol" — sagte Polydor, und schön Trautel ging.

Dies war die erste schlaflose Nacht seines Lebens. Hauptsächlich beschäftigte ihn der Gedanke wie er die Trautel malen solle — ob so wie er sie gestern gesehen, oder auf ihre

Lieblingskuh, die große Braune geſtützt, oder andächtig mit Roſenkranz und Blumenſtrauß, oder gar als Engel mit einem Lilienzweig, wie er ein Bild in der Kirche geſehen. Die Vorſtellung würde ihm am Beſten gefallen haben, wenn Trautel nicht dazu ihre Augen hätte niederſchlagen müſſen — und ihre Augen waren ſo ſchön! Ach, er hätte gern hundert verſchiedene Bilder von ihr gemacht.

Endlich, endlich kam die Stunde nach der Meſſe und er ging hin. Trautel eilte ihm entgegen und bedingte ſich aus mit der großen Braunen zuſammengeſtellt zu werden. Ihr Wunſch machte ſeinen Schwankungen ein Ende. Die Sitzung begann. So aufmerkſam war er nie geweſen; ſo viel Mühe hatte er ſich nie gegeben; ſo feſt und lange hatte er nie ein Mädchen angeſehen — daher war ihm auch noch nie ein Bild ſo gelungen.

„Nun iſt's fertig!" rief er und warf die Kreide fort. Trautel ſprang herzu, ſah es an, brach in ein freudiges: „Ah!" aus, hüpfte umher und klatſchte in die Hände, einmal über's andre rufend: „Wie wird der Sepperl ſich freuen."

Endlich als ihr Jubel ſich gemäßigt hatte, ſprach ſie:

„Nun ſchönen Dank und gieb her." Sie ſtreckte die Hand aus. Aber Polydor hielt das Blatt feſt, ihre Hand dazu, und ſagte keck: „Du mußt mir einen Kuß geben, ſonſt behalt' ich's."

„Da haſt Du den Kuß," ſagte Trautel, und drückte ihre friſchen Lippen auf ſeinen Mund, „nun gieb."

Alles Blut war ihm ins Geſicht geſtiegen und ſein Herz ſchlug heftig. Schön Trautel hatte das Bild, Polydor den Kuß.

Bald verbreitete es sich unter den jungen Mädchen, daß Polydor sich für jedes Bild einen Kuß geben lasse, und die Anfoderungen an seine Kunst wurden nicht dadurch vermindert. Die Bilder waren so hübsch und Polydor war auch so hübsch.

Indessen bat er sich nur von schönen Mädchen seinen Lohn aus. Häßliche zeichnete er umsonst, und weiß der Himmel wie es zuging! sie waren nie mit dem Bilde zufrieden.

Der Vater fand, Polydor sei alt genug sich sein Brod selbst zu verdienen, und er verdingte sich als Knecht bei einem Gastwirth einige Stunden südwärts von Botzen auf der Straße von Trident. Alle Fuhrleute, die aus Italien kamen, auch geringe Handelsleute kehrten dort ein, und Polydor hörte ihren Erzählungen von Italien mit großen Augen und offenem Munde zu. Sein Talent fand auch hier Beifall. Wie oft sagten ihm die Italiener, er müsse in ihr Vaterland gehen und sehen, was man dort für Bilder in Farben male und in Stein haue! Dann seufzte Polydor; und es war nicht der Wunsch allein diese gepriesenen Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen, was ihm diesen Seufzer auspreßte.

Der Gastwirth hatte ein einziges Kind, Apollonia, deren Lieblichkeit nicht wie Trautel seine Augen — sondern sein ganzes Herz erfreute. Daher hatte er auch noch nie sie so starr, wie einst jene angeschaut. Aber er wußte darum doch genau, wie sie aussah, wie sie die Augen so lieblich aufschlug, wie sie erröthete, wenn ein Fremder — und freundlich lächelte, wenn ein Bekannter sie ansprach. Er hatte nie sie angesprochen. Was hätte er ihr auch sagen sollen? allein

gezeichnet hatte er ſie wie oft ſchon! aber ganz heimlich und es keinem gezeigt. Ein italieniſcher Tabuletkrämer hatte ihm ſchwarze Kreide und einige Bleiſtifte geſchenkt. Dieſe Schätze wurden für Apollonias Bild verwendet. Höchſtens brauchte er ſie, wenn er eine Zeichnung machen mußte, für die er gewiß war etwas Geld zu verdienen. Zu einer ſolchen Höhe war ſein Ruf ſchon geſtiegen, und er ſann wol darauf etwas Geld zu ſammeln, denn im Hintergrund ſeiner Seele lag, wie hinter fernem Gebirg, Apollonia, oder Italien — vielleicht Beides.

Apollonia war nicht Braut und hieß nicht „die Schöne" wie Trautel hieß; daher war ſie ſchüchtern und zaghaft dem Polydor gegenüber, der ſie mit ſeinen feurigen ſchwarzen Augen immer nur verſtohlen anſah, — denn das hatte ſie trotz ihrer Schüchternheit doch bemerkt. Mit einiger Ueberwindung alſo trug ſie ihm eines Tages ihre Bitte vor: er möge doch ihre Schutzheilige für ſie malen; ſie wolle dann das Bild über ihrem Bett aufhängen und Morgens und Abends zu ihr beten. Er verſprach es freudig.

Nach einiger Zeit war Apollonia eines Abends im Weinberg, als Polydor hinaufſtieg und ihr ein blaues Papier reichte. Sie nahm es, und erkannte die heilige Apollonia, in ſchwarzer und weißer Kreide lebendig von dem blauen Hintergrund hervorgehoben, aber — mit ihren eigenen Zügen. Sie ſchwieg vor Freude und Verlegenheit, und wendete beſchämt ihren Kopf von ihm ab. Ihr weiches Profil zeichnete ſich lieblich auf dem goldnen Abendhimmel, und der Wind wehte ihr Haar über die Stirn, daß ſie wie verſchleiert war. Da bog ſich Polydor raſch zu ihr und küßte ganz flüchtig ihre Wange, und in demſelben Augenblick packte ein

mächtiger Arm den seinen, und schleuderte ihn fort, daß er die Weinbergstiege hinabtaumelte. Apollonias Rosenwange aber, so eben erst scheu von den Lippen der Liebe berührt, empfand die Schwere der zürnenden, väterlichen Hand, und in Polydors Ohr tönte der Schrei, den Schmerz oder Schreck dem armen Kinde abpreßte.

Sein Entschluß war gefaßt. Der Gedanke wieder derjenigen vor Augen zu treten, die unschuldiger Weise seinetwegen mißhandelt worden war, vertrieb ihn aus ihrer Nähe. In der Dämmerfrühe des nächsten Morgens wanderte er mit einem Bündelchen auf dem Rücken Italien zu. Da er gehört hatte, daß man einen Paß haben müsse, um nicht als Landstreicher verdächtig und eingesteckt zu werden, so ließ er sich in Trident einen Paß geben, für den er einige Gulden mehr zahlte, als nöthig war — um lästigen Fragen zu entgehen — und fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben vollkommen frei und sein eigener Herr. Der Geldbeutel war leer, aber die Brust voll Hofnung und Muth. Bei achtzehn Jahren ist das genug. Zehn Jahre später ist der gefüllte Beutel nothwendig um Hofnung und Muth frisch zu erhalten, und abermals zehn Jahre später hat man, trotz aller Geldsäcke der Welt, keinen Jugendmuth und keine Jugendhofnungen mehr.

Polydor wollte nach Rom. Wie weit das war, auf welchen Wegen man dahin gelange — das wußt' er nicht. Immer nach Süden! hatte sein Freund der Tabuletkrämer, ein geborner Römer gesagt, und ihm von der Riesenstatue des Kaiser Marcus Aurel und den Rossebändigern auf Monte Cavallo erzählt, als Polydor ihm ein liegendes und ein galoppirendes Pferd, beide in Thon geknetet, vorzeigte.

So ging er denn immer nach Süden. Manches Nachtlager, manches Mittagsessen bezahlte er mit einem Porträt von Mensch oder Thier. Ja, hatte er des Hausvaters schöne, junge Frau, oder die hübschen Kinder der Hausfrau, oder irgend eine garstige Xantippe von Wirthin recht sauber gezeichnet, so gab man ihm noch einen Zehrpfennig oder ein Frühstück mit auf die Reise. In Schenken und auf Jahrmärkten war er gern. Wenn da die Bauern und Bürger Abends beim Wein zusammen saßen, so trat er auf mit seiner Kunst, ward immer gelobt und oft bezahlt. Hatte er dann wieder eine kleine Summe beisammen, die ihn vor Mangel schützte — und dazu brauchte er sehr wenig — so arbeitete er nur, was ihm eben einfiel.

In und vor schönen Kirchen konnt' er tagelang sitzen, und Alles so sauber und genau er's nur vermogte nachzeichnen, oder noch lieber nachkneten. Dann kaufte er sich Thon beim Töpfer, und formte mit geschickter Hand Altäre, Säulenreihen, gar Bildsäulen, oder Einzelheiten der Ausschmükkung, die ihm wol gefielen.

Zu Verona saß er einst dem wunderlichen Grabmal der della Scala gegenüber und versuchte es nachzuzeichnen. Es wollte ihm nicht gelingen, er warf unwillig den Hut vom Kopf, sein Auge flammte, seine Wangen brannten, er sah sehr schön aus. Da kamen Fremde mit ihrem Cicerone. Er bemerkte sie nicht, aber eine junge Dame aus der Gesellschaft bemerkte ihn, und statt das Grabmal anzusehen, schaute sie seinem emsigen Treiben zu. Endlich redete sie ihn deutsch an — denn sein Tyroler-Hut lag neben ihm — richtete mehre Fragen an ihn, ermunterte ihn zum Fleiß, lobte seine Arbeit, bestärkte ihn darin nach Rom zu gehen. Ach,

hätte ſie doch daran gedacht ihm die Mittel dazu zu erleichtern! Aber daran denken die Vornehmen nicht! Doch war Ilda Schönholm dieſe junge Frau. Endlich nannte ſie ihm ihren Namen, fügte hinzu, er möge ſie in Rom beſuchen und ging mit ihrer Geſellſchaft fort.

Eine Stunde ſpäter war Polydor zufrieden mit ſeiner Zeichnung und hatte darüber gänzlich die deutſche Gräfin und ihren Namen vergeſſen.

Er zog weiter, nach Bologna, nach Florenz. Je mehr er ſah, deſto heißer wurde ſein Durſt etwas zu können, zu wiſſen, zu lernen, deſto mehr widerte es ihn an die langweiligen Bilder zu zeichnen, mit denen er ſich ſein kümmerliches Brod erwarb. Oft hungerte er lieber. Oft, wenn er ein Geldſtückchen hatte, kaufte er lieber Thon, als Brod. Sein Anzug war ſo ſchmutzig und zerriſſen, ſo ganz bettelhaft, daß er nicht in die Gallerieen und Muſeen durfte, von deren Schätzen er doch reden gehört hatte auf ſeiner Künſtler-Pilgerfahrt. Aber er lag in der Loggia de' Lanzi, und vor den Thüren des Battisterio, und im Dom und in Santa Croce, überall wo Bettler auch ſein dürfen — und unter ſeinen Lumpen zitterte und bebte er vor Entzücken, daß ſo Schönes auf der Welt ſei.

Seine Sehnſucht nach Rom ſtieg immer höher. Sein einziger Gedanke war: welche Herrlichkeiten werd' ich dort finden. Nie fiel ihm ein: wie wird es mir dort gehen; und fuhr ihm das ja einmal durch den Sinn, ſo dachte er an die deutſche Gräfin, deren Namen er vergeſſen hatte — und das beruhigte ihn.

Seine Wanderung durch die Romagna war entſetzlich. Er kämpfte mit Hunger, Hitze und Ermüdung. Das Vor-

trätiren war ihm theils zuwider, theils fand er nicht hier die frühere Theilnahme. Die Leute waren weniger gaſtfrei — denn er ging jezt auf der großen Landſtraße, um den nächſten Weg nicht zu verfehlen — er ſelbſt, krankhaft reizbar und matt, war nicht ſo freundlich und traulich wie ſonſt, gefiel nicht mehr den Frauen, dieſer mitleidigen Halbſcheid des Menſchengeſchlechts. Die Anſtrengung zehrte ihm das Mark aus den Knochen, die Sonne das Blut aus den Adern. Die verſengende Atmoſphäre färbte ihn braun. Seine Züge wurden welk und ſchlaff, ſein Gang ſchleppend. Aber er ging und ging.

Einſt hob er ſein trübes Auge, und ließ es gedankenlos in der Ferne umherſchweifen. Ein runder Berg am Horizont feſſelte es. Oder war es kein Berg? zu abgezirkelt, zu regelmäßig war die Maſſe. Er ſtrengte ſeine Sehkraft an — Gott! es war die Kuppel von St. Peter! ſo hatte man ſie ihm beſchrieben. „Rom! Rom!“ rief er und breitete ſeine Arme aus und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. Nun fühlte er keine Erſchöpfung. Er ſah das erſehnte Ziel. Ach, Meilen lagen noch dazwiſchen, aber er wußte, er fühlte, daß er es nun erreichen werde.

Ein alter Hirt gab ihm barmherzig einen Trunk Ziegenmilch. Das war ſein einziges Nahrungsmittel für den Tag. Wenn er eine halbe Stunde gegangen war, mußte er ſich niederſetzen und ausruhen, und immer ſchwerer wurde ihm das Aufſtehen. Ein Reiſewagen kam ihm entgegen. Ein verdrießlich ausſehender junger Mann ſaß darin, und beachtete nicht die Jammergeſtalt am Wege. Ein andrer Wagen mit zwei hübſchen blonden Frauen fuhr an ihm vorüber; ſie wendeten unwillig die Köpfe von dem ſchmutzigen,

halbnackten Menschen ab. Allein der Wagen fuhr nach Rom, und Polydor versuchte sich hinten auf die Koffer zu schwingen. Es gelang. Er saß fünf Minuten oben und dankte seinem Glück. Da entdeckte das wachsame Auge des Bedienten am Schatten, den der Wagen warf, den verdächtig aussehenden Mitreisenden, und er rief dem Postillon zu, mit seiner langen Peitsche einmal herumzuschlagen. Polydor stieg eilig von seinem Sitz. Ein Landmann auf einem zweirädrigen Karren, in dem nur Ackergeräth und etwas Kraut lag, fuhr langsam hinterher, sah wie mühsam Polydor sich fortschleppte, und hieß ihn sich auf den Karren setzen. Er fuhr ihn bis eine Viertelstunde vor der porta del popolo, dann führte ihn sein Weg in die Campagna hinein, und Polydor, etwas ausgeruht, verließ dankbar den Karren, und betrat darauf nun endlich wirklich — Rom.

Da war er! aber in welchem Zustand von Elend! Schuh und Strümpfe hatte er schon lange nicht mehr gehabt. Ueberflüßigkeiten des Anzugs, wie ein seidenes Halstuch, ein Paar bunte Tragbänder, waren verwendet um Nachtquartier und Zehrung zu bezahlen. In den letzten Tagen hatte er auch seine verblichene Jacke dafür hingegeben. So bestand denn sein Anzug aus zerrissenen Hosen, und den Fragmenten eines Hemdes und eines Hutes, die beide von ungefähr derselben Farbe waren. Dabei war er so hungrig wie man ist, wenn man in vielen Tagen keine ordentliche Mahlzeit, und in zweimal vierundzwanzig Stunden gar keine gehalten hat.

Er fing an in Rom umher zu irren; allein er sah mehr nach Bäckerladen, als nach Bau- und Bildwerken. Schaaren von Bettlern erblickte er überall, aber Niemand, der ihnen eine Gabe reichte. Hätte er das gesehen, so würde er

wol auch gebettelt haben. Nun war es ja umſonſt! — Seine Füße waren ſchwer wie Blei, krampfhaft zuckte es ihm durch die Glieder; in ſeinem Kopfe hammerte es, vor ſeinen Ohren ſauſ'te es. Er taumelte fort. Da war es ihm als ſtellten ſich alle Paläſte in einen Kreis um ihn, fingen an zu wanken, brachen ein — — er verlor die Beſinnung, und lag ohnmächtig im Koliſeum.

Der Mond ging auf, glanzvoll wie er nur am ſüdlichern Himmel ſtralt. Gelaſſen, wie das Aug' eines ſeligen Geiſtes, der die Ewigkeit vor ſich hat, blickte er nieder auf die Spuren einer Vergangenheit voll unſäglicher Größe, und einer Gegenwart voll unſäglichen Elends.

Da ſauſ'te es wieder vor Polydors Ohren, denn er erwachte allmälig aus ſeiner Ohnmacht, und durch das Gebraus ertönten ihm Menſchenſtimmen: italieniſche Bettlerſtimmen, deutſche Männerſtimmen, endlich eine Frauenſtimme. Die ſagte: „Ich kann durch dieſen Frieden in der Natur kein Menſchenweh klagen hören! einer der Herren leiht mir gewiß ſeinen Geldbeutel."

„Sehr gern, war die Antwort, aber das Bettlervolk wird Sie unverſchämt verfolgen, wenn es weiß, daß Sie geben."

„Thut nichts!" ſagte die Frau ein wenig ungeduldig, und die Dankgebete der Beſchenkten ſagten, wie freigebig ſie geweſen.

Da nahm Polydor alle ſeine Kraft zuſammen, ſtreckte die Hand aus und ſprach: „Ich hab' in zwei Tagen nicht gegeſſen."

„Himmel! rief die junge Frau, das iſt der Tyroler von Verona!"

Sie erkannten sich. Polydor war gerettet, er bekam ein Stück Brod, das sie von einem der andern Bettler theuer erkaufte. Ihr Bediente mußte bei ihm bleiben, ihn in ein Wirthshaus führen, die Nacht ihn bewachen, daß er nicht durch unmäßiges Essen sich schade, für anständige Kleidung sorgen, für ein Bad, für einen Arzt — wenn es nöthig sei — sie bedachte Alles. Am nächsten Morgen sollte Polydor zu ihr kommen.

„Nun! den Menschen hat sein guter Stern hiehergeführt, sagte im höchsten Erstaunen einer von Ilda's Begleitern; Sie würdigen diesen Bettler einer Aufmerksamkeit, deren sich Wenige rühmen dürfen."

„Soll ich einen Menschen vor meinen Augen Hungers sterben lassen?" fragte Ilda unwillig.

„Und einen so schönen Menschen!" sagte der andere Herr.

„Richtig, lieber Baron! er hat es seinem schönen, ehrlichen Gesicht zu danken, daß ich ihn in Verona bemerkte. Solche treuherzige Augen müssen jeden erfreuen."

„Haben Sie denn so gar tief hineingeschaut?"

„Tief genug um zu wissen, daß ich ihm helfen kann."

„Ich bewundre nur das außerordentliche Talent der Damen, die Schönheit in Lumpen zu erkennen."

„Ich habe dasselbe Talent, nur in erhöhtem Grade, stets bei Männern, wenn nicht bewundert, doch gefunden."

Dies Gespräch war im scherzenden Ton geführt. Da hob der Herr, der zuerst gesprochen, in etwas schulmeisterndem Tone an:

„Ich muß Sie aufmerksam machen, meine gute Gräfin, daß Ihre große Menschenliebe Sie in Gefahr bringt" ... —

„Moralprediger zu hören," ſagte ſie mit einer kurzen, wegwerfenden Kopfbewegung, und ging raſchen Schrittes zu ihrem Wagen.

Andern Tages erſchien Polydor gewaſchen und gekämmt, gekleidet und geſtärkt vor Ilda, und mußte ihr ſein ganzes vergangenes Leben erzählen. Dann ſollte er ihr ſeine Plane und Ausſichten mittheilen. Er hatte keine andre, als Bildhauer zu werden. Sie fragte nach ſeinen Kenntniſſen. Er hatte wiederum keine, konnte nothdürftig leſen und Buchſtaben ſchreiben. Aber zeichnen könne er — fügte er zuverſichtlich hinzu. Sie begehrte Proben, und er brachte einige zerknitterte Blätter zum Vorſchein, die er ſeit Florenz in den Beinkleidertaſchen getragen. Alles war ſo verwiſcht, ſo beſchmutzt und zerdrückt, daß es unmöglich war zu erkennen, geſchweige zu beurtheilen. Sie gab ihm Papier und eine Reisfeder — und mit leuchtenden Augen fing er an zu zeichnen: wie ſie da ſaß in ihrem Fauteuil, den linken Arm über ein Tiſchchen gelegt, worauf Bücher, Blumen und kleine Geräthſchaften lagen, mit der Rechten ein Wachtelhündchen ſtreichelnd, das, die Vorderfüße an ihre Knie geſtemmt, auf den Hinterbeinen ſtand, und ſie verſtändig anſchaute. In leichten, kühnen Zügen, vollkommen ungezwungen, von unverkennbarer Aehnlichkeit war die Zeichnung. Dann zeichnete er noch einmal die Gräfin, größer, doch nur den Kopf, büſtenartig mit einer Draperie umgeben; — dieſelbe freie Hand und dieſelbe Aehnlichkeit! Ildas Herz ſchlug vor Freude über dieſen entſchiedenen Beruf. Sie fragte ihn, ob er nicht eben ſo gern Maler werden wolle; der verdiene leichter ſein Brod, und könne durch Porträtiren ſchnell berühmt werden.

„Nein, ſagte Polydor, die Farben blenden mich."

„Also Bildhauer! Aber nebenbei viel, viel lernen!“ Sie setzte ihm auseinander, wie nothwendig es sei, daß er die Verhältnisse des menschlichen und thierischen Körpers genau kenne, damit er Rechenschaft über das Warum ablegen könne, wenn Kunstverständige und Meister ihn danach fragten. Eben so nothwendig sei es, daß er die Gegenstände kennen lerne, die von Malern und Bildhauern dargestellt wären, damit er selbst beurtheilen möge, inwiefern die Ausführung und Auffassung ihnen gelungen sei. Dies Alles sei hauptsächlich in Büchern zu lesen und zu lernen, und er müsse sich viel Mühe geben um es zu verstehen. Wenn er dazu entschlossen sei, so wolle sie ihm Lehrer geben, die ihm dabei behülflich wären, auch selbst ihn von dem belehren, was sie wisse; aber Anstrengung dürfe er nicht scheuen. Polydor sagte, er scheue keine.

Durch die thätige Mitwirkung des deutschen protestantischen Predigers in Rom gelang es, für Polydor ein Unterkommen bei einem deutschen Kupferstecher zu finden, wo er als ein Glied der Familie aufgenommen und behandelt, und etwas unter Aufsicht gestellt wurde. Dann wurde für den Unterricht Sorge getragen. Er mußte, wie ein Kind, schreiben und rechnen lernen, und er lernte auch leicht und willig wie ein Kind, theils weil er es seiner Wolthäterin versprochen, theils weil er seinen Hauptzweck dadurch zu fördern hofte. Zuweilen ließ die Gräfin ihn rufen; dann war er stolz ihr irgend einen Beweis seiner Fortschritte vorlegen zu können, und ihr Lob war ihm ein neuer Sporn. Oft nahm sie ihn mit auf ihren Spazierfahrten und in Museen, und erzählte ihm von dem Leben und Treiben der alten großen Meister, und von den Zeiten des alten großen Roms.

„Es geht mit meinem Tyroler," sagte sie oft froh zu ihren Bekannten, mit jenem kleinen unwillkürlichen Egoismus des Herzens, der uns den Gegenstand unserer Wolthaten als unser Eigenthum betrachten läßt.

Nachdem sie für Polydor Anstalt zum gründlichen Studium der bildenden Künste getroffen, ging sie im November nach Neapel. Aber, obwol Briefe der Lehrer und derjenigen Personen, denen sie ihn empfohlen hatte, von seiner Entwikkelung und seinen glänzenden Fortschritten ihr erzählten: so war sie doch nicht darauf vorbereitet ihn so zu finden, wie er vor ihr erschien, als sie im April nach Rom zurückkam. Sein junger Genius hatte die Raupenhülle abgestreift, war aufgefahren und wiegte sich auf frischen Flügeln. In seinem treuen, glänzenden Auge funkelte geistiges Licht; seine Züge waren edler und fester, die Gestalt gehoben, die Bewegung frei. Ein unbeschreiblicher Ausdruck von Glück lieh seinem Wesen einen eigenen Zauber. Dies war nicht die Heiterkeit, die Zuversicht, die unbefangene Sorglosigkeit, die uns auf jungen Gesichtern so erquickend und wehmüthig ansprechen, und die so lieblich sind, weil sie bewußtlos wie die Unschuld sind. Polydors Ausdruck war der ruhige des bewußten Glückes. Er wußte, daß er auf der Bahn ging, die die Vorsehung ihm bestimmt.

Mit einem Eifer, dem nur seine Ausdauer gleich kam, hatte er gestrebt sich zu unterrichten. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht trieb er seine Studien, und fühlte weder geistige noch körperliche Ermüdung. Trat je ein Augenblick der Abspannung ein, so suchte er in der Praxis der Kunst wieder die frische Anregung zu finden, die von der Theorie zuweilen gelähmt wird, und nur als Erholung hatte

er den Winter hindurch gezeichnet und modellirt. Da jezt aber auch die Ausübung der Kunst in ihre Rechte treten sollte, führte Ilda ihren Schützling zu Thorwaldsen, der ihn mit jenem Wolwollen aufnahm, das aus dem großen Künstler einen so liebenswürdigen Menschen macht. Unzählig sind die Züge seiner Menschenfreundlichkeit. Einst kam ein junger Maler aus den Wäldern von Litthauen nach Rom, fremd, unbemittelt, ohne Schutz. Er wandte sich an Thorwaldsen, der sich sogleich von ihm malen ließ, um ihm dadurch nicht nur eine Unterstützung, sondern auch einigen Ruf zu verschaffen. Wenn man so viel von dem Hochmuth und der starren Unzugänglichkeit großer Künstler reden hört, so erfreuen dergleichen kleine Züge doppelt.

Polyhor arbeitete bei Thorwaldsen, Ilda brachte den Sommer in der Schweiz zu, und führte ihn im Winter auf ein Paar Monate nach Neapel und Sicilien, damit ihm die üppige Natur des Südens und die Riesentrümmer dorischer Baukunst nicht fremd blieben. Den letzten Sommer vor ihrer Abreise aus Italien war sie in der Lombardei, meist auf einer Villa am Comer-See, wo Polyhor sich einige Zeit bei ihr aufhielt, ehe beide den Weg über die Alpen suchten.

Er war jezt zwanzig Jahr und wollte selbständig in der Welt sein. Nicht als ob Ildas Wolthaten auf irgend eine Weise ihn drückten! für natürliche, unverdorbene Menschen ist Dankbarkeit keine Last; und ihre freie, stolze Seele hätte es nie begriffen, daß man mit der einen Hand geben könne, um mit der andern in Fesseln zu schlagen. Sie liebte zu sehr die eigene Unabhängigkeit, und hatte zu große Freude an selbständiger Entwickelung, um sie nicht gern andern zu gönnen. Was Polyhor als armer Bauerknabe gethan um sein

Leben zu fristen, das wollte er nun im größern Styl fortsetzen: porträtiren, Büsten machen. Sein außerordentliches Talent die Aehnlichkeit zu treffen, schien ihm Fortkommen auf dieser Bahn zu verbürgen, und das Glück einiger Wiener Maler, die für ein in zwei Tagen gefertigtes Aquarel-Porträt 15 Dukaten erhielten, ein ähnliches ihm zu verheißen. Darum ging er nach Wien. Vielleicht zog auch noch ein heimliches Interesse, aus der Kindheit mit herüber gebracht, ihn nach der Kaiserstadt seines Vaterlandes. Ilda kannte Niemand dort; also konnte sie nichts weiter thun, als für den Augenblick seine Existenz sicher stellen.

Drittes Kapitel.

Der gewöhnliche Aufenthaltsort der Gräfin Schönholm war ein freundliches Schloß von einem sehr großen und geschmackvollen Park umgeben, der unmittelbar vor den Thoren einer bedeutenden Seestadt Norddeutschlands, und an dem Ufer eines vielbeschifften Flusses lag. Der Park war zu jeder Zeit allen Besuchern offen. Am großen Eingang, von der Chaussee aus, lag die Wohnung des Portiers im Geschmack einer Cottage erbaut. Er hatte schon vom verstorbenen Grafen die Erlaubniß erhalten den Besuchern des Parks, auf deren Begehr, Erfrischungen vorsetzen zu dürfen, und machte ein gutes Geschäft als Kaffeewirth, denn der Park war von jeher der Lieblingsspaziergang der Stadtbewohner

in dieſer an Naturſchönheiten nicht reichen Gegend geweſen. Er war ſo weitläuftig, daß man in den Hauptalleen reiten und fahren durfte, und daß gewöhnlich verſchloſſene und nur an einem Wochentag geöfnete Abtheilungen deſſelben, die Orangerie und der Blumengarten der Gräfin, nicht die Promenade beeinträchtigten. Gräfin Ohlau, Ilda's Mutter, bewohnte immer das Schloß.

Ein Spätſeptembertag mit linder Luft und wolkenloſem Himmel hatte alle Welt nach Ruhenthal hinausgelockt, und man ging und ſaß, ritt und fuhr unter den dünnbelaubten und allmälig bunt ſich färbenden Lindenalleen und Buchenhainen. Der Platz vor der Cottage war ſehr belebt. Gruppen ſaßen um Thee- und Kaffeetiſche. Herren, mit und ohne Cigarren, hatten ſich in Zeitungslectüre vertieft — denn der Portier war ein Mann von Weltkenntniß und wußte, welch ein Magnet Journale heutzutage wären — und manches Frauenauge blickte mit unverholenem Erſtaunen zu den Leſern hinüber, nicht begreifend, wie man einen Journalartikel über ſpaniſche Zuſtände ihrer Converſation vorziehen könne, obgleich das etwas iſt, woran ſie ſich nach gerade gewöhnt haben ſollten.

Zu einem jungen Mann im blauen Ueberrock, der in einem kleinen Buch leſend einſam daſaß, flogen ſehr oft die Blicke der Frauen. Bemerken mogte er es, aber er beachtete es nicht. Die Geſellſchaft war ihm in dieſer Stadt zu unbeholfen, zu kleinſtädtiſch, zu langweilig. Er miſchte ſich nur gerade genug unter ſie um nicht aufzufallen. Ein Miniſter hatte ihn kürzlich hergeſchickt um ein gewiſſes Archiv zu ordnen und darin zu arbeiten. Einige ſagten, er ſei die rechte Hand des Miniſters; Andere, er ſei deſſen natürlicher Sohn

und zu einer glänzenden Carriere bestimmt; noch Andere gar, er sei der eines Prinzen des Hauses. Von Allem war keine Sylbe wahr. Otto hieß dieser junge Mann.

„Sie kommt! Sie kommt!“ rief ein ältlicher, ziemlich beleibter Herr, aus dem Innern des Parks an einen Tisch eilend, wo mehre junge Männer plauderten.

Diese riefen durcheinander: „Wer? — Wann? — Die Cholera? — Ist die Königin von Spanien entwischt? — Kommt die Schröder-Devrient aus England zurück?“ —

„Was Königin! Was Sängerin! sie ist beides in einer Person! kurz ich sag' Ihnen, Gräfin Schönholm kommt nächstens. Sie hat es heute früh ihrer Mutter geschrieben, und ich komme so eben von der. Nun, freut sich Niemand?“

Wieder erhoben sich mehre Stimmen: „Ja, wenn sie uns gute Diners geben wird. — Wenn die italienische Sonne ihren Hochmuthspanzer geschmolzen hat. — Was geht sie mich an! — Langweilige Person! — Die Schröder-Devrient wäre mir hundert Procent lieber. — Andre Nachrichten, Baron!“ —

„Weiß nichts!“ brummte dieser verdrießlich, setzte sich, nahm den Hut ab, um mit einem Foulard die Stirn zu wischen, drückte ihn dann tief in die Augen, rief mit Stentorstimme: „Kaffee!“ und schien entschlossen zu schweigen.

Da ertönte eine Frauenstimme vom nächsten Tisch: „Ist's wahr, lieber Baron, kommt die Schönholm bald?“

Der Baron fuhr herum: „Ja, Gnädigste, noch im Laufe dieses Monats!“ — und als die Dame eine winkende Handbewegung machte, — weil sie schon lieber von einer hübschern jüngern Frau, als gar nicht, reden hören und selbst

reden wollte — so folgte er dem Wink, und setzte sich zu ihr und ihrer unschönen Tochter.

„Nun was schreibt sie?“ fragte die Dame weiter.

„Außerordentlich niedergeschlagen über den furchtbaren Tod ihres Vetters, und vielleicht noch mehr über das Schicksal ihrer Cousine — was sie Beides erst in Schloß Ohlau erfahren hat. Dann macht sie ihrer Mutter leise Vorwürfe, daß sie ihr diese Begebenheit verschwiegen.“

„Wie konnte die Mutter ihr das verschweigen! Alle Welt wußte es, jeder Zufall konnte es offenbaren!“

„Sie wissen, wie die gute Mutter ist! Ich gab ihr auch meine Verwunderung zu erkennen; da erwiderte sie mir, sie habe nicht ihrer Tochter die Trauerbotschaft mittheilen mögen, weil sie gefürchtet, daß sie dann nicht für diesen Winter nach Deutschland kommen, oder wol gar, daß sie zur Gräfin Ondine gehen werde.“

„Und wo ist diese abscheuliche Frau gegenwärtig?“

„Still, still, ums Himmelswillen! man weiß nichts, sag' ich Ihnen, gar nichts! man vermuthet nur.“

„Aber auf keinen Fall könnte die Schönholm daran denken zu dieser Frau zu gehen.“

„Ach, Allergnädigste, sie denkt und thut Dinge, die man sich nicht träumen läßt, und es liegt ganz in ihrem Charakter, daß sie ihre Cousine aufsuchen würde, weil sie unglücklich ist.“

„Sie brauchen ein mildes Wort, guter Baron.“

„Warum sollt' ich nicht! ich gleiche darin den Griechen, von denen ich einmal gelesen habe, daß sie aus Liebe für den Wolklang den Dieb einen Liebhaber genannt hätten. In unsern Tagen sollte man die Liebhaber Diebe nennen —

nicht?" — Er gab sich Mühe schlau zu lächeln und mit den Augenlidern zu zwinkern, was seinem gutmüthigen breiten Gesicht sehr possirlich anstand.

Die Dame bemühte sich eben so vergeblich imposant auszusehen, und fragte weiter: „Da die Schönholm in tiefer Trauer ist, wird sie wol wenig Gesellschaft sehen?"

„Vor der Hand — wahrscheinlich! indessen — petit à petit l'oiseau fait son nid — um die Mitte des Winters wird doch Alles wieder bei ihr sein, und daher war mein Staunen groß, als die jungen Herren vorhin mit solcher Gleichgültigkeit die Nachricht aufnahmen, daß ein so gutes Haus sich ihnen wieder öfne."

„Sie wissen, Gräfin Schönholm ist sehr wenig zuvorkommend gegen junge Leute" ... —

„Sie ist es gar nicht, was noch mehr ist, und nur für ältere Männer die Artigkeit selbst. Sie findet es artig genug jungen Leuten, die oft noch so ungeschickt sind, ihren Salon zu öfnen. Aber freilich muß man sich da mehr geniren, wie in dem einer Tänzerin! zu meiner Zeit war es doch anders."

„Nein, guter Baron, es war eben so. Die Männer waren immer am liebsten dort, wo sie à peu de frais für charmant galten. Uebrigens scheint es mir sehr schwer der Gräfin Schönholm zu gefallen. Ausgezeichnete Männer sollen sich umsonst bei ihr bemühet haben."

„Man sagt es."

„Ich kenne sie wenig, denn Sie wissen, daß ich nur ein Jahr vor ihrer Abreise nach Italien mich hier etablirte; doch ich habe von einigen Personen gehört, sie wolle eine Inclinationsheirath oder gar keine schließen."

„Da würde sie vollkommen Recht haben.“

„Wenn es aber wahr ist, daß sie im Fall einer Ehe den Genießbrauch des glänzenden Vermögens ihres verstorbenen Mannes verliert: so müßte sie bei dieser Inclinationspartie doch auch andre Rücksichten nehmen.“

„Mein Gott, wer redet denn von einer solchen?“ rief der Baron ungläubig und doch neugierig.

„Ich nicht, denn ich kenne sie zu wenig. Allein ich habe von einem Künstler gehört, einem Violinspieler, glaub' ich, den sie hat erziehen lassen — daraus soll eine heftige Passion von beiden Seiten erwachsen sein.“

„Der kleine Polydor! nimmermehr! Ich war mit ihr in Rom, als sie sich seiner annahm. Der gute steife General Krück auch, der jezt schon todt ist, und damals noch den Liebenswürdigen zu spielen versuchte, was ihn sehr unliebenswürdig machte. Polydor? der junge Bildhauer? — ich glaub' es nicht.“

„Wie er heißt und was er ist, weiß ich nicht. Doch Sie sagten ja selbst so eben, es läge im Charakter der Gräfin Schönholm das Ungewöhnliche zu thun.“

„Nun ja — doch dies wäre geradezu eine Tollheit. Dieser Mensch hat nichts, ist nichts — Sie machen mich ganz unruhig.“

„Also halten Sie es nicht für unmöglich?“

„Gott, Napoleon ist auf St. Helena gestorben, und der Sohn eines gascognischen Advokaten trägt die Krone der Wasa — was ist unmöglich, Allergnädigste?“

„Aber gewiß ist es noch nicht? die Mutter hat noch nicht davon gesprochen?“

„Auf Ehre nicht! keine Sylbe. Der Brief war so traurig.“

„Guten Abend, Baron. Es wird kühl, ich fahre.“ Mutter und Tochter gingen mit freundlichem Gruß. Der Baron blieb einsam bei seinem Kaffee mit dem Hamburger Korrespondenten.

„Das lügt Alles durcheinander!“ rief er endlich und stand auf. „Ach, mein lieber Otto, Sie noch hier? das ist gut. Lassen Sie uns zusammen gehen und plaudern. Darüber werd' ich meinen Aerger vergessen. Ein so schöner Abend, und die dummen Leute laufen herein, weil es dunkel wird! Sie wissen nichts Gutes zu schätzen.“

„Doch! wenn es ihnen zu gut kommt.“

„Das Gute kommt gewissermaßen Allen zu gut.“

„Aber Keinem exclusiv, und darum gerade ist es gut, und wird wenig anerkannt.“

„Das ist wahrhaftig auf sie anzuwenden! — ich meine auf die Gräfin Schönholm.“

„Gewöhnlich auf das Genie.“

„Aber sie ist nicht blos ein Genie, sie ist auch ein Engel! man kann mit ihr scherzen, sie nimmt's nicht übel; man kann von ernsten Dingen mit ihr reden, es langweilt sie nicht; sie hat so viel Unglück gehabt und steht immer frisch im Leben da; sie hat so viel geweint und ist doch nicht larmoyant; ein zartes Herz und eine mächtige Seele! — Ich behaupte nicht, daß sie keine Schwächen und Fehler habe, z. B. etwas Hochmuth, etwas viel Selbstvertrauen; aber dennoch ist sie himmlisch gut. Haben Sie das Buch gelesen, das sie unter dem Titel: Ein Denkmal — herausgegeben?“

„Ja, so eben noch. Es ist unvergleichlich an Grazie der Phantasie und Tiefe des Gefühls. Wem hat sie dies Denkmal gesetzt?“

„Einem Todten, dem Lord Henry Killarney. Ich weiß die Geschichte, ich werde sie Ihnen erzählen — wenn es Sie nicht langweilt. Verdreht und verstümmelt haben Sie sie vermuthlich schon gehört.“

„Desto lieber hör' ich jezt die Wahrheit.“

„Der Vater der Gräfin Schönholm hieß Graf Ohlau, war mein lieber alter Freund, aber ein leichtsinniger Patron. Er starb gerade zu rechter Zeit, nachdem er sein Vermögen, das nie bedeutend war, in alle vier Winde gestreut hatte. Es wurde geordnet und gerettet was irgend möglich war, und seine Wittwe lebte eingezogen, aber anständig und erzog ihre Tochter aufs Vollkommenste. Indessen vermuthete Keiner von uns, was aus dem Kinde werden würde, und sie selbst wol am wenigsten. Manche Mütter müssen sich verwundern, wie sie zu so ganz von sich verschiedenen Kindern kommen! Väter weniger — nicht?“

Und wieder machte der Baron die possirliche Grimasse, die er annahm, wenn er glaubte einen kecken Scherz gewagt zu haben. Otto lachte laut über seine komischen Mienen und der Baron sagte:

„Ja, ja, Sie lachen jezt! dereinst wird Ihnen die Sache weniger spaßhaft vorkommen!“ — dann lachte er selbst herzlich über seinen unerschöpflichen Witz, und fuhr endlich fort:

„Nun, Gräfin Ohlau ist die Tugend selbst, aber in Sorgen und Mühen ist sie jung gewesen und alt geworden, und von dem Geist und der Lebhaftigkeit ihrer Tochter hat sie nichts. Als diese siebzehn Jahr alt war, war sie an Schönheit und Huldgeberden eine Wundersage auf Erden — wie ich gestern in einem orientalischen Gedicht gelesen — und Graf Schönholm ein reicher, braver rechtschaffener Mann

warb um sie und heirathete sie sogleich. Mit einer solchen Ruhe und Unbefangenheit, wie die kleine Ilda, habe ich nie heirathen sehen. Sie freute sich nicht, sie betrübte sich nicht, sie zeigte ihrem Verlobten weder Zu- noch Abneigung, sie äußerte weder Furcht noch Bedauern. Die Heirath schien ihr zum Gang ihres Lebens zu gehören. Aber bald stellte sich die Sache anders, denn die beiden Menschen harmonirten so wenig wie Luft und Erde, und die Ehe blieb kinderlos. Darüber war Graf Schönholm sehr verdrießlich, und man kann nicht wissen was für Szenen vorgefallen sind, denn etwas roh war er. Aber Ilda klagte nie, sagte kein Wort, obgleich die Mutter in der Stadt lebte; nur verfiel ihre Gesundheit und sie ward außerordentlich ernst und immer stiller und stiller. Auf einmal brach ein unerhörter Jubel aus, sie sei guter Hofnung. Napoleon traf große Anstalten für die Geburt des Königs von Rom; Graf Schönholm — proportion gardée — desgleichen. Er rechnete auf einen Sohn mit einer Gewißheit, die mich ärgerte, denn wenn der liebe Gott ein Mädchen bescheerte, so hätte die Frau es wahrscheinlich wieder verschuldet und Hartes darum gelitten. Ich fragte ihn auch einmal, ob er glaube, daß der Himmel ein eben so lebhaftes Interesse an der Geburt der Töchter, wie an der der Söhne nähme; ich für mein Theil bezweifelte es, wenn ich sähe, wie die Väter sich geberdeten. Er machte ein Paar fürchterliche Augen und sagte: „Herr Baron, Sie sind nicht der Letzte Ihres Namens und Stammes.“ — Ilda sprach weder Wunsch, Freude noch Hofnung aus; sie war und blieb schweigend. Endlich kam sie nieder und richtig mit einem Sohn. Schönholm triumphirte. Mit solchem Jubel ist wol selten ein kleiner Erdenbürger empfan-

gen worden, und ſtellen Sie Sich die Verzweiflung vor, als er nach fünf Wochen ſtarb. Acht Tage ſpäter brachte man Graf Schönholm mit einer tödtlichen Kopfwunde nach Ruhenthal. Er pflegte wie ein Wahnſinniger zu reiten, ſein wildes Pferd hatte ſich geſcheut und ihn an den Eckſtein einer Brücke geſchleudert. Er ſtarb binnen vierundzwanzig Stunden. Sein Teſtament bewies Gleichgültigkeit für ſeine Frau und Intereſſe für ſeinen Namen; es gab ihr den Genießbrauch des ganzen Vermögens, ſo lange ſie Gräfin Schönholm blieb; verheirathete ſie ſich aber, ſo ging es gleich an irgend eine entfernte Verwandtenfamilie in Schweden über, gerade ſo als ob ſie todt ſei. — Dies iſt die äußere Geſchichte der drei Eheſtandsjahre der Gräfin. Nun giebt es noch eine innere, von der aber freilich ein Dritter wenig zu erzählen weiß, wie überhaupt von jeder Liebesgeſchichte, bei der es keine Duelle, Scheidungen und Scandal gegeben. Ungefähr ein Jahr vor dem Tode Schönholms kam Lord Killarney nach Ruhenthal. Dies war ein junger Irländer, den der Graf auf einer Reiſe nach England kennen gelernt, und mit ſeiner gewohnten Gaſtfreiheit — ſeine liebenswürdigſte Eigenſchaft — zu ſich eingeladen hatte, wenn er je le grand tour auf dem Continent machen wolle. Aus ſeiner vaterländiſchen Provinz Connaught kam er plötzlich mit dem Dampfſchiff von London herüber. Hab' ich je einen melancholiſchen Menſchen geſehen, ſo war es dieſer Lord Henry. Der Jammer ſeines Vaterlandes nagte ihm am Herzen. Er kam des wolfeileren Lebens wegen auf den Continent, denn er mogte nicht ſeinen armen Unterthanen das abpreſſen und entziehen, was er in London verbrauchte, wo ſeine Geſchäfte und Verhältniſſe ihn bisweilen in das große Leben der Rei-

chen warfen. Dabei hatte er Augen wie die Porträts von Lord Byron, und so ein napoleonfarbenes Colorit, wie die Büsten der alten Imperatoren. — Sie haben ein ähnliches, Sie sehen, ich bin nicht ganz umsonst in Italien gewesen. Nun, um es kurz zu machen — Lord Henry und die Gräfin liebten sich, das war unverkennbar und nicht zu leugnen. So wie sie ins Zimmer trat, nein, so wie nur ihr Name, nur eine Beziehung auf sie genannt wurde — verklärte sich sein Gesicht, und mit ihr war es derselbe Fall. Er blieb und blieb, ging mit Schönholm auf die Jagd, spielte Billard und Schach mit ihm, hielt Schieß- und Reitwetten mit ihm — kurz, die Sache schien richtig zu sein. Sie müssen wissen, daß ich, wenn ich von einem Verhältniß der Art höre, nie und nichts glaube, als bis der Gemal anfängt sich mit dem Aspirant zu liiren. Sind die beiden Männer erst dicke Freunde, dann glaube ich, und unter hundert Fällen habe ich neunundneunzig Mal Recht gehabt. Es ist seltsam, wie der Ehestand die Männer verdummt und die Frauen klug macht. Letztere werden so schlau, daß, wenn nicht ihre Leidenschaftlichkeit zuweilen die Oberhand gewönne, und wenn nicht die Anbeter durch Unvorsichtigkeit oder Prahlerei Blößen gäben — Alles nur bei vagen Vermuthungen bleiben müßte; nun, das ist zu begreifen. Warum aber die Männer in eine so stupende Dummheit verfallen, daß sie nicht sehen, nicht hören, nicht ahnen, was weltkundig und doch wahrhaftig für sie selbst von Wichtigkeit ist — das habe ich nie begreifen können. Edles Vertrauen! warum nicht gar! länger als die Flitterwochen hindurch hegt es keiner. Eitelkeit und Gleichgültigkeit — voilà! man sieht die Frau nicht mehr mit den-

selben Augen an, aber man meint, ihr Auge müsse immer dasselbe bleiben."

„Sie sind wahrscheinlich nie oder mit einem Engel vermält gewesen, um ein so eifriger Ritter der Frauen zu sein, bester Baron."

„Nie, mein Lieber, nie! eben so wenig bin ich ein Ritter der Frauen. Ein Geschlecht ist heutzutage gerade so verderbt wie das andere, und nur das weibliche hat den Vorzug der Klugheit, denn es gehört zu den mirakulösen Ausnahmen, daß eine Frau einfältig genug ist sich mit derjenigen zu liiren, der ihr Gemal den Hof macht."

„Also war das Verhältniß der Gräfin Schönholm und des Irländers wie alle andre der Art?"

„Ich hab' gesagt: die Sache schien richtig zu sein. Auf einmal aber verschwand Lord Henry, zum allgemeinen Erstaunen und zur Betrübniß Schönholms, von dem er nur einen kurzen, herzlichen, schriftlichen Abschied nahm, und den abgebrauchten Vorwand von plötzlicher trauriger Nachricht angab. Am frühen Morgen war er fortgefahren; Abends las Schönholm den Brief einem ziemlich großen Kreise vor, der laut in Bedauern über die Entfernung des liebenswürdigen Lord Henry ausbrach und heimlich mit unendlicher Neugier das Ehepaar beobachtete. Einige meinten später, der Graf Schönholm habe seine Rolle vortreflich gespielt; aber er war de bonne foi dabei; denn erstens, wenn er Lord Henry hätte gehen heißen, wie hätte er ihn zwingen können, ein so herzliches Billet zu schreiben. Und zweitens sprach er den ganzen Abend ununterbrochen von ihm, fing stets von ihm wieder an, sobald etwas Neues auf's Tapet gebracht wurde — wie das seine langweilige Gewohnheit bei

allen Dingen war, die ihn interessirten; — hätte er etwas gewußt, so würde er nicht gewagt haben die Fassung seiner Frau auf eine vierstündige Probe zu stellen. Nein, er war vollkommen unbefangen! Die Gräfin blaß wie ein Geist, aber ruhig! Aller Augen wendeten sich auf sie, als man nach dem Grund der Abreise fragte. Sie schlug die ihren groß und fest auf, und sagte blos: Ich weiß nur, was Ludwig weiß, und kann keine genauere Auskunft geben. — Nach zwei Monaten erhielt Schönholm einen Brief von Lord Henry aus Norwegen; doch man hatte ihn schon ziemlich vergessen. Dann kam die Niederkunft der Gräfin, wobei allerdings sein Andenken wieder aufwachte und viel von ihm gesprochen ward, bis die beiden Todesfälle jedes andre Gespräch verschlangen. Ilda war niedergeschlagen und betrübt über den Verlust von Sohn und Gemal, doch nicht fassungslos. Da erhielt sie in der letzten Hälfte ihres Trauerjahres plötzlich die Nachricht von Lord Killarneys Tod; er hatte nach dem Orient reisen wollen und war bei einem Schiffbruch im atlantischen Meer umgekommen. Nun brach sie zusammen. Sechs Monat hat sie in fast klösterlicher Abgeschiedenheit, weiß Gott wie! verlebt, und kaum ihre Mutter gesehen, dann machte sie mit der eine Reise nach England, wobei Schottland und Irland das Hauptziel waren, und von dort kehrte sie zurück ungefähr so wie sie jezt ist: entschlossen mit dem Leben fertig zu werden und es auf einer ihr homogenen Bahn zu durchwandeln. Nach und nach kam sie mit einer Menge Blüten ihrer Phantasie zum Vorschein, Zeichnungen, Gedichte, Novellen, womit sie im Stillen sich zerstreut und getröstet, und die sie sorgsam verborgen hatte, weil Graf Schönholm über dergleichen Beschäftigungen die Achseln zuckte; und sei es die

Theilnahme befreundeter, oder der Beifall fremder Personen, oder der Drang des Genius, der für eine Welt schaffen mögte, oder — was weiß ich! kurz, sie gab vor drei Jahren dies phantastische Denkmal heraus, wo Alles so arabeskenartig um ein verhülltes Bild gereiht ist, wie Blumenkränze, Votivbilder, Kerzenglanz und Weihrauch um einen Heiligenschein. Diese Phrase hätte ich nicht so schön erfunden; ich habe sie mir aus einer Recension gemerkt. Nächstens kommt sie und bringt neue Schätze mit, und Niemand freut sich, und man erfindet alberne Geschichten über sie."

„Wie kann Sie das ärgern? die Welt ist weder geistreich noch witzig und macht Erfindungen, wie sie's eben versteht."

„Ja, wenn sie nur einigermaßen in dem Sinne und Charakter der Gräfin wären! aber sie ist keine Freundin der Ehe und soll heirathen! ist aristokratisch gesinnt, und soll den kleinen Tyroler Bauerbuben heirathen! Sie sehen wol, das geht nicht."

„Sie scheint eine starke Seele zu haben, drum muß sie mächtiger Liebe fähig sein, und wenn sie den kleinen Tyroler Bauerbuben, wie Sie ihn nennen, liebt, so mag sie sich ja wol über Vorurtheile hinwegschwingen können."

„Vorurtheile, Bester? ach, Sie sind auch junges Deutschland."

„Nur halb, denn Widerwille gegen die Ehe scheint mir ein Vorurtheil."

„Weiß Gott, ob's auch ihr Ernst ist, denn sie sagt oft ernsthafte Dinge mit scherzhaftem Ton, und lustige so ernst, daß man nie seiner Sache, ich meine ihrer Ansicht, gewiß ist. Aber das letzte Wort, was ich bei einem Heirathsantrag,

den sie ausschlug, von ihr hörte, war in Italien, und sie sagte: Himmel, ist's denn nicht thöricht genug, daß ich Dichterin bin zu einer Zeit, wo Niemand den Dichter achtet? und man verlangt, daß ich mich verheirathe und kein Mensch achtet die Ehe? — Dabei blieb es. Ich glaube, sie kann Lord Henry nicht vergessen."

„Gewiß nicht, so lange die Richtung, welche diese Liebe ihr gegeben, ihr genügt."

„Mein Gott, kennen Sie sie etwa? Sie sprechen so bestimmt."

„Ich kenne nur ihr Buch, aber unwillkürlich formt man sich das Charakterbild eines interessanten Schriftstellers aus und nach dessen Werken."

„Ach, interessant ist sie im höchsten Grade! nicht wahr?"

„Sie ist es durch diese glühende und doch so zarte Liebe, die sie mit einer Unbefangenheit ausspricht, wie einst Heloise es gethan. Aber was mich noch mehr hinreißt, ist, daß sie nicht blos auf das Klopfen ihres Herzens hört, sondern dem Schmerz der Menschheit und der Klage eines Volkes zugänglich geblieben ist. Die Gesänge aus Erin sind vielleicht die schönsten der Sammlung, und die Zeichnungen dazu gewiß die tiefsinnigsten."

„Sie können sich aber auch nicht vorstellen, welche ergreifende Schilderungen Lord Killarney davon zu machen pflegte."

„Ich will gern glauben, daß ihre Phantasie durch ihn auf diesen Gegenstand gelenkt und erregt ist; allein, wie sie ihn in ihrer Seele aufgenommen und dann ihn wiedergegeben hat, das geht aus eigener Kraft und eigener Anschauung hervor."

„Mein bester Otto, so wie die Gräfin angekommen ist, werde ich Sie ihr vorstellen, und ich glaube, Sie werden sich Beide gut conveniren.“

Sie schüttelten die Hände und trennten sich. Nach wenigen Tagen traf Ilda wirklich in tiefer Trauer und sehr niedergeschlagen in Ruhenthal ein, und beglückte ihre Mutter, den Baron und einige Personen ihres engeren Kreises durch die Versicherung, sie werde den ganzen Winter hier zubringen. Doch vor der Hand wollte sie keine Gesellschaft sehen, sie wäre zu traurig, zu beschäftigt, und könne an nichts Theil nehmen, bevor sie nicht einige Gewißheit über das Schicksal ihrer unglücklichen Cousine habe.

Viertes Kapitel.

Ungefähr ein Jahr vor dieser Epoche begann die Wendung von Ondinens sonst so friedlichem Schicksal. Der Vater ihres Gemals war ihr Vormund gewesen, und hatte sie, die elternlose, arme Waise, mit Liebe in seinem Hause erzogen. Er starb als sie vierzehn Jahr alt war. Die Zukunft dieses einsamen schönen Geschöpfs wäre unaussprechlich traurig gewesen, wenn nicht Askanio ihr seine Hand geboten hätte, den Schutz und Schirm seines Namens, und die Zuflucht an seinem edlen, festen Herzen, das von inniger Liebe für Ondine bewegt war. Sie warf sich in seine Arme, jung, kindisch, unerfahren, nichts wissend, nichts kennend,

nicht einmal Askanio, den seine Studien fünf Jahre hindurch fern vom Vaterhause gehalten, und am wenigsten sich selbst. Aus der Kinderstube trat sie vor den Altar. Ihre flatternden, lichtbraunen Locken wurden zum ersten Mal aufgesteckt, damit der Myrthenkranz graziöser sitze. Sie ward Gattin wie im Traum, und wie im Traum Mutter. Ihre Söhne waren ihre Puppen, dann ihre Gespielen; sie zu erziehen fiel ihr nicht ein; das war Askanios Sache. Von Sorgen und Mühe, von Ernst und Anstrengung wußte sie nichts; sie flatterte durchs Leben fröhlich und lieblich wie ein Schmetterling.

Askanio war auch erst einundzwanzig Jahr, als sein Vater starb, aber er war aus anderm Stoff und nach anderm Zuschnitt geformt. Er wußte, was er auf sich nahm, als er sich entschloß in so früher Jugend das Haupt einer Familie zu sein, und nicht blos für sich, sondern für Frau und Kinder, fest und sicher dazustehen. Erfahrung hatte er wenig, jedoch den eisernen Willen das Beste zu thun und nie zu schwanken, wenn eigene und fremde Wolfahrt auf der Wagschaale lägen. Mit einem Ernst, der weit über seine Jahre, mit einer Sicherheit, die nur das Erzeugniß seines edlen Selbstbewußtseins war, nahm er seinen Standpunkt in der Welt. Seine Liebe für Ondine war keine vorüberrauschende Leidenschaft gewesen. Er freute sich ihrer Schönheit, aber ihn fesselte dies weiche, schmiegsame, hülfsbedürftige Wesen, das bei jedem Schritt seine leitende Hand ergriff. Er empfand für sie die innige Zärtlichkeit eines Gatten, er handelte für sie mit der fast mitleidigen Sorgfalt eines Vaters; aber demonstrativ war er nicht. Ondine wußte und fühlte sich geliebt, allein sie hätte es auch gern von ihm gehört,

und Askanio sagte es nie, weil ihm das Wort überflüssig schien, sobald die Handlungsweise es offenbare. Ach, gegenseitiges Mißverstehen ist so leicht! und kaum trägt etwas Anderes die Schuld, als die Verschiedenheit der Verhältnisse! Der Mann kann auf hundertfache Weise durch Vorsorge und Thätigkeit, handelnd und gebend, seine Liebe bezeigen; die Frau empfängt und nimmt nur, kann nichts thun, darum spricht sie von ihrer Liebe. Und weil sie meint — und mit Recht — ihre Liebe sei eben so viel werth, wie die des Mannes, und habe doch tausend süße Worte, und Schmeicheleien, und Liebkosungen, so findet sie ihn oft kalt und gleichgültig, während er meint, sie mache kindische Ansprüche. So lange die tiefe, allversöhnende und ausgleichende Liebe in beiden Herzen lebt, so trägt sie über solchen kleinen Zwiespalt hinweg; aber ist sie von einem Blitzstral geblendet oder durch einen Sturm erschüttert, so können aus der Kluft Nebel emporsteigen, die das ganze Leben verfinstern.

Es giebt ein Buch voll wunderbar tiefsinniger Vorschriften — bisweilen sind es nur Andeutungen — für alle menschlichen Zustände. Der Himmel mag wissen, wer die Schuld trägt, daß es bei einem großen Theil der Menschen aus der Mode, und bei einem eben so großen Theil in die Mode gekommen ist, und daher theils nicht verstanden, theils nicht richtig angewandt wird. Dies Buch ist die Bibel. Darin steht: „Ihr sollt besitzen, als besäßet ihr nicht.“ Gewiß ist das Goldplättchen dieses Spruches in Predigten, Trost- und Erbauungsschriften, Andachtsbüchern ꝛc. zu einem Goldfaden von einigen hunderttausend Klaftern bereits verdünnt und verbraucht, und beim Verlust von irdischen Gütern und beim Tode von geliebten Menschen als eine zu späte

Ermahnung uns Allen vorgetragen worden und, wie gewöhnlich Troſtgründe, ziemlich am unrechten Ort. Aber wenn zwei Menſchen die ſich lieben und beſitzen, ſich entſchließen könnten, jene Worte zur Richtſchnur ihres Daſeins zu machen — wenn es möglich wäre, die Grazie, die Zartheit, die Sehnſucht, die Flamme des Nichtbeſitzes mit der Glut und Hingebung des Beſitzes zu verbinden — wer wollte dann nicht gern an das Glück in der Ehe glauben, und in ihr den Himmel auf Erden ſehen? — Doch nun kühlt der Beſitz nur ab, ohne zu befriedigen.

Ilda und Askanio waren ungefähr in einem Alter, und Beider Väter — Brüder geweſen. Askans Verheirathung fiel in die Zeit von Ilda's herben Schmerzen, und ſo lernten ſie ſich eigentlich erſt nach der Rückkehr der Letztern aus England kennen. Damals hatte ſie die erdrückende Schwermuth, die wie ein Mehlthau auf der Blüte ihrer Jugend lag, abgeſtreift, ſich entſchloſſen in jede freundliche Verbindung einzugehen, welche das Schickſal ihr bieten würde, und ſich vor Allem dabei ihres Vetters erinnert, der ihr immer ſo wol gefallen hatte, wenn er bisweilen Ferien der Studien zu einem Beſuch in Ruhenthal benutzt. Sie lud ihn herzlich ein ihr ſeine Frau vorzuſtellen, und Askanio und Ondine folgten ſo bereitwillig der Einladung, als ob ſie den Gewinn ahnten, der für ſie Beide aus Ilda's Freundſchaft entſpringen würde. Er war groß; denn nicht nur, daß ihr reicher, vielſeitig gebildeter Geiſt für Askan ein anziehender Umgang und für Ondine ein Sporn ward, ihr etwas nachzuſtreben — ſondern oft auch ward ſie eine Vermittlerin zwiſchen dem etwas zu gebieteriſchen Gemal und der zu demüthigen Ondine. Nie war Askan ein liebenswürdigerer

„Herr“, als wenn Ilda neben Ondine ſtand, und weil Letztere das fühlte, und dankbar erkannte, wie Ilda ſie zu heben ſuchte, ſo hing ſie an ihr wie an ihrem Schutzgeiſt, und weinte drei Tage nach jedem Abſchied. Dann aber vergaß ſie ihren Schmerz von ſelbſt. Der Verkehr zwiſchen den Bewohnern von Ruhenthal und Schloß Ohlau war ununterbrochen herzlich. Ilda richtete ihren Reiſeplan ſtets ſo ein, daß ſie kommend und gehend ihre Freunde beſuchte; aber korreſpondirt wurde wenig. Askan hatte keine Zeit dazu; Ondine, wie die meiſten Frauen — nicht Mädchen — liebte nicht zu ſchreiben; und Ilda behauptete, ſie ſchriebe ihren Freunden ſo viel, und ſo viel beſſer en gros, daß ihnen das en detail nicht genügen könne.

Während Ilda's Aufenthalt in Italien traten in der Regierung und in der Landesverwaltung Wechſel ein, die Askanios Gegenwart in der Hauptſtadt erfoderten. Keiner hatte ſich ſo eifrig und thätig für das Wol ſeiner Provinz gezeigt, darum ward er einmüthig als Stellvertreter derſelben bei wichtigen Berathungen ernannt, die während einiger Monate in der Reſidenz gehalten werden ſollten. Die Trennung von Ondinen und den Knaben ſchien ihm eben ſo unmöglich als ihr, darum nahm er ein Haus und richtete ſich vollſtändig für den ganzen Winter in der Reſidenz ein.

Ondine hatte zwar wochenlange Reiſen gemacht, ſie kannte die ſchönſten Punkte Deutſchlands, ſie war in Ruhenthal auf langen Beſuch geweſen; allein dieſe förmliche Ueberſiedelung ihrer Häuslichkeit in eine große, fremde Stadt war ihr, vielleicht der erſten Unbehaglichkeit wegen, nicht lieb, und obwol es Anfangs November, alſo höchſt traurig auf dem Lande war, ſo vergoß ſie doch heiße Thränen, als ſie

in den Reiſewagen ſtieg, und der zurückbleibende Theil der Dienerſchaft weinte ihr nach, denn ſie war eine milde und geliebte Herrin. Askanio begriff nicht dieſe Trauer; er war ja bei ihr, die Knaben waren bei ihr! er meinte, das heimatliche Schloß oder der Wigwam eines Indianers müßten unter dieſen Umſtänden Ondinen gleichgültig ſein. Doch ließ er ſie ungeſtört weinen, und begann erſt dann freundlich ihr zuzuſprechen, als ihre Thränen minder heftig floſſen. Sie hörte anfangs nicht ſehr auf ihn; doch als er Vorſchläge für ihr häusliches und geſelliges Leben machte, wurde ſie theilnehmend, und erreichte am nächſten Tage in heiterſter Stimmung das Ziel ihrer Reiſe, wo ein bequem eingerichtetes Haus ſie empfing und ſie vollends ganz zufrieden ſtellte.

Es war nicht ihre Abſicht viel in die Welt zu gehen. Askanio war ſo durch Geſchäfte in Anſpruch genommen, daß ſie die wenigen Stunden des Beiſammenſeins nicht an die Geſellſchaft verſchwenden mogten, ſondern ſich auf den Umgang derjenigen Perſonen beſchränken wollten, mit denen Askan in nähere Berührung kam, oder die ihn beſonders anſprachen. Ondine freute ſich auf das Schauſpiel, das ſie leidenſchaftlich liebte, und Askanios erſte Sorge war, eine Loge zu nehmen, damit ſie täglich ihre Unterhaltung habe. Als ſie zum erſten Mal das Theater beſuchte, wurde eine der ſchönſten Belliniſchen Opern gegeben; doch weder die hinreißende Muſik, noch das bezaubernde Spiel der Primadonna, noch die ergreifende Stimme des erſten Tenors machten auf das Publikum einen ſolchen Eindruck, als Ondinens Erſcheinung. Alle Lorgnetten hafteten wie verzaubert an ihrer Loge. Eine fremdartigere, feenhaftere Schönheit hatte man lange nicht geſehen. Es herrſchte die Mode des geſchei-

telten Haars, die freilich höchſt bequem, aber vortheilhaft nur für ganz junge, oder regelmäßig ſchöne Geſichter iſt, weil ſie die Züge nicht blos, ſondern zugleich die ganze Form des Kopfes und Nackens enthüllt. Ondine aber trug ihr braunes, wie mit glänzenden Goldfunken beſtreutes Haar, an beiden Seiten des Geſichts in langen, natürlichen Locken bis auf die Bruſt herabfallend. Ihre ſchwarzen, ſammetweichen Augen ruhten ſo friedlich, wie überhüllte Sterne unter den langen Wimpern, und die Grübchen in den Wangen und die geſchwungene kurze Oberlippe gaben den zarten, edlen Zügen einen lieblich kontraſtirenden Ausdruck von Schelmerei. Wie Geſtalt und Anzug waren, konnte Niemand beurtheilen; ſie hatte ſich warm und bequem in einen tiefpurpurrothen Shawl gehüllt, und da ſie weder Lorgnette noch Opernglas brauchte, ſo blieb ihre Figur, ſogar ihre Hand unſichtbar — woraus die Damen den logiſchen Schluß zogen: die Geſtalt entſpreche nicht der Schönheit des Kopfes. Die Männer hoften das Gegentheil.

In der Loge neben Ondine ſaß Fürſt Caſimir V. Da er während der ganzen Oper eben ſo unbeweglich den Rüken gegen die Bühne kehrte, wie ſie das Geſicht: ſo hatte Niemand ſie beſſer und näher geſehen, als eben er, und auf Niemand hatte ihre Schönheit einen lebhafteren Eindruck gemacht.

„Gott ſei Dank, ſagte er zu einem Freunde, da iſt endlich einmal ein neues, frappantes Geſicht. Nun kann man doch wieder acht Tage lang mit Intereſſe in's Schauſpiel gehen!“

„Vielleicht länger.“

„Nein, denn entweder ſie reiſ't oder bleibt; in jedem

Fall ſucht man ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich wünſchte, ſie reiſ'te ab und ich wäre genug von ihr hingeriſſen um ihr nachzureiſen — denn dies langweilige Leben iſt beim Himmel nicht mehr zu ertragen. Wenn ich nicht meinen Onkel erwarten müßte, wär' ich längſt fort."

„Aber ſeit wann nimmſt Du ſolche Rückſichten auf den Onkel?"

„Diable! ſeit mein Geld zu Ende geht."

„Excellent! wann haſt Du denn je etwas gehabt?"

„Wenn ich ſage „mein Geld", ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich meinen Credit meine. Vielleicht wird meine Liebe heftig genug, um den Onkel und die Juden zu plantiren, und jenen göttlichen Augen nachzuziehen. Wer kann es ſein? Engländerin? ſie ſieht zu ſchelmiſch aus; Deutſche? zu ungezwungen; Franzöſin? ſie hat keine Toilette gemacht! Polin? Diable, wenn's eine Landsmännin wäre!"

„Du magſt Recht haben! ich mögte den Mann anreden."

„Den Mann, mein Lieber? was geht uns der an?"

„Vielleicht kann der Logenmeiſter Auskunft geben, wenigſtens den Namen nennen." — Ladislav zog auf Erkundigungen aus, und war ſo glücklich zu erfahren, daß der Graf Ohlau dieſe Loge auf ſechs Monate genommen habe und ſich darin befinde.

„Alſo warte ich vor der Hand ſehr gern auf den Onkel", ſagte Caſimir, nachdem ihm der Freund ſeine Nachrichten mitgetheilt.

„Die göttliche Frau wird die Königin dieſes Winters werden." Aber Ladislav's Prophezeiung ſchien nicht wahr werden zu ſollen, denn Ondine kam nicht in die Geſellſchaft,

und das Theater war, außer der Promenade, der einzige Ort, wo die Herren Gelegenheit hatten sie aus der Ferne zu bewundern. Ihre Lebensweise war ihrem Plan gemäß, und sie wünschte nicht sie zu verändern.

„Giebt es denn etwas Stupideres auf der Welt, als einen eifersüchtigen Gemal?“ fragte einst Casimir in einem Zirkel seine Freunde.

„Ja! einen gefälligen.“

„Aber etwas Unbequemeres giebt's nicht.“

„Und so hors de saison! wer ist denn jezt von so schlechtem Ton eifersüchtig zu sein?“

„Und wozu hilft's? über lang oder kurz wird er doch düpirt.“

„Gegen wen richtet sich denn eigentlich diese Diatribe?“ fragte einer, der noch nicht so recht in das Interesse des Kreises eingeweiht war.

„Quel chinois!“ murmelte Casimir.

„Gegen den Mann der schönsten Frau in Europa.“

„Bah! bah! nur nicht so kolossale Uebertreibungen.“

„Was Uebertreibungen! Casimir versteht sich auf Weiberschönheit und behauptet die Ohlau sei das nec plus ultra. He, Casimir?“

„Ja, rief dieser, ich bleibe dabei! und ich finde es schändlich und barbarisch, daß der Ohlau sie gleich einer Odaliske in's Serail sperrt. Aber ich setze Himmel und Hölle in Bewegung, sie soll heraus! ist sie aber erst heraus“ ... —

„Oho, nicht vorschnell! sie soll ihren Gemal zärtlich lieben.“

„Noch immer? der älteste der beiden deliziösen Knaben,

mit denen sie täglich spazieren fährt, ist doch wenigstens fünf Jahr."

„Und wenn auch! L'un n'empêche pas l'autre. Die Frauen, die ihren Gemal zärtlich lieben, sind des Liebens so gewohnt, daß man am leichtesten bei ihnen reüssirt."

„Könnte sie nicht zufällig tugendhaft sein?"

„Desto besser! so ist man vielleicht der Einzige, und gewiß der Erste. Ich bete die tugendhaften Frauen an."

„A leur tour! es wäre traurig, wenn das Tugendhaftsein das Angebetetwerden ausschlösse."

„Bah, Casimir! wozu das Adjektiv? Sie beten die Frauen an."

„Bewahre! vom Anbeten ist nicht viel bei mir die Rede, wenigstens nicht lange, weil den Frauen im Allgemeinen nicht damit gedient ist. Aber da die tugendhaften die Laune haben, daß die Liebe sich ihnen nur im Gewande der Anbetung nahen dürfe, so kann man ihnen wol den Spaß der Maskerade machen."

„Bei der Ohlau lohnt es sich wenigstens der Mühe. Sie war heute im violetten Sammetpelz auf der Promenade unvergleichlich schön. Da ihr Mann sie begleitete, so verließen sie den Wagen, und gingen einige Mal in der großen Allee auf und nieder. Sie hat einen ganz schwebenden Gang und einen wahrhaften Elfenfuß. Wir drängten uns auch Alle an den Wagen um sie einsteigen zu sehen."

„Diable! daß mich die einfältige Euphemie so lange festhalten mußte! Ich habe sie nicht gesehen! wie sah sie aus — ich meine die Ohlau."

„Sie lächelte ein wenig verlegen."

„Das Lächeln war natürlich, die Verlegenheit Koketterie."

„Möglich, obwol es nicht so aussah.“

Ondinens Verlegenheit am Morgen war keineswegs Koketterie gewesen; sie fand wirklich die Herren außerordentlich unbescheiden, sie mit und ohne Brillen und Lorgnetten anzustarren, als ob sie eine Tänzerin sei.

„Daran mußt Du Dich gewöhnen, sagte Askanio; wenn man Dich kennt, wird es aufhören.“

„Es ist wahr, ich habe nicht bemerkt, daß sie andre Damen so impertinent angegafft hätten,“ erwiderte sie unbefangen.

Fürst Casimir machte aufs Eifrigste der schönen einfältigen Frau des ersten Ministers den Hof. Sie langweilte ihn aufs Aeußerste, und er sann nur darauf, sie vor der Hand zu seinen Absichten zu brauchen, und wenn diese erreicht wären, mit ihr zu brechen. Eines Abends kam er in ihre Loge, setzte sich mit dem Rücken gegen das Publikum und schwatzte ihr tausend Fadaisen vor, die sie sehr amüsirten. Auf einmal sagte er:

„Ihrer Loge gegenüber sitzt die Gräfin Ohlau. Sagen Sie mir, ob Sie sie auch so schön finden, wie man es hier will.“

Die Ministerin entgegnete: „Frauen sind nicht unparteiisch, wenn es die Beurtheilung schönerer Frauen gilt.“

„Schönerer — à la bonne heure! indessen — diese ist Ihnen nicht gefährlich, sie wird Niemand ecrasiren. Dulden Sie sie immerhin neben Sich.“

„Dulden? mein Gott, ich habe gar nichts mit ihr zu thun.“

„Wissen Sie wol, daß Graf Ohlau gesagt hat, die hie-

sige Damengesellschaft sei deshalb so wenig zuvorkommend gegen seine Frau, weil sie ihre Schönheit fürchte?"

„Abgeschmacktes Geschwätz! wenn er seine Frau zu Niemand führt, wie soll man denn zuvorkommend gegen sie sein oder nicht."

„Ja wol, abgeschmacktes Geschwätz! denn ich weiß aus sicherer Quelle, daß er herzlich froh ist, wenn sich Niemand um seine Frau bekümmert, theils weil er eifersüchtig wie ein Türk, theils weil sie von unbeschreiblicher Gaucherie ist."

„Wirklich? woher wissen Sie das?"

„Er hat einige gute Freunde, die öfter bei ihm speisen, und die nicht mehr das allgemeine Entzücken theilen, seit sie die Frau in der Nähe gesehen und sie gesprochen haben. So etwas wird denn bald durch die guten Freunde bekannt."

„Wie schade, daß eine so hübsche Person so gauche ist."

„Und doppelt muß es neben dem Mann auffallen, denn er ist liebenswürdig und gewandt wie wenige."

Nach einigen Tagen drang der Minister, der häufig in Geschäften mit Askanio zusammenkam, lebhaft in ihn, seiner Frau doch so bald als möglich die Bekanntschaft der Gräfin zu gönnen. „Ihre Frau Gemalin muß sich hier außerordentlich langweilen, da sie Ihre Gesellschaft fast ganz entbehrt; erlauben Sie uns etwas zu ihrer Unterhaltung beitragen zu dürfen — sagte er, und fügte lächelnd hinzu: oder sollte es wahr sein, was man behauptet, daß jede innige Liebe mit Eifersucht verwebt sei?"

Askanio antwortete auch scherzend, versprach jedoch seine Frau recht bald zur Ministerin zu führen, und theilte dann Ondinen dies Vorhaben mit.

„Gut, sagte sie, die Frauen sind hier vielleicht liebenswürdiger wie die Männer; wir wollen sie kennen lernen."

Und sie gingen in eine glänzende Soiree der Ministerin. Das war der Sprung über den Rubikon. Eine Bekanntschaft zieht funfzig andere nach sich. Wer einen Fuß in das Rad der Gesellschaft gestellt hat, wird mit fortgewirbelt. Ondine ward es; anfangs unwillkürlich, später weil dies ganz neue Leben sie amüsirte. Sie ritt und tanzte, ging auf Bälle und Soireen, putzte sich und mediſirte ein wenig — ganz wie die andern Frauen, und dennoch ganz anders: absichtlos. Askanio gönnte ihr gern diese Vergnügungen, und freute sich, daß sie sich so leicht und unbefangen in dieser fremden Welt bewegte. Für ihn war sie immer dieselbe an Zärtlichkeit und Hingebung. Wünschte er einen Abend zu Hause zu bleiben, so blieb sie, auch wenn der glänzendste Ball und das frischeste Ballkleid ihrer warteten, und war eben so heiter und anmuthig ihm allein gegenüber, als umringt von dem elegantesten Männerkreise.

Fürst Casimir war natürlich einer der ersten, der ihr seine Huldigung darbrachte. Schön und gewandt, und mit jenem Glanz geschmückt, den das Unglück seines Vaterlandes, worin auch das seiner Familie verwickelt war, ihm lieh, konnte es nicht fehlen, daß er auch von Ondinen, wie von allen Frauen, bemerkt ward. Sie tanzte gern mit ihm, sie hörte ihn noch lieber singen — allein es blieb bei diesem gesellschaftlichen Interesse. So lange er von allgemeinen Dingen sprach, ging sie theilnehmend in die Unterhaltung ein; sobald er noch so leise, noch so versteckt, sie inniger für sich zu gewinnen suchte, sah sie ihn mit Augen voll so desolanter Munterkeit an, daß er bisweilen heimlich sich sagte: sie ist

nicht zu gewinnen, sie durchschaut mich. Indessen versuchte er auf anderem Wege zum Zweck zu kommen, und die Ungewißheit seines Sieges, so wie die Anstrengung, welche es ihn kostete, um dies arme kleine Herz zu erringen, gab ihm eine innere Aufregung, die in der That einen Anstrich von mächtiger Leidenschaft hatte.

Er zog sich von Ondinen zurück. Man kann sicher sein, daß jede Frau ein solches Zurückziehen bemerkt, und was mehr ist — höchst ungern bemerkt, schon dann, wenn sie frühere Huldigung gleichgültig oder abweisend aufgenommen; wie viel mehr, wenn der Mann ihr interessant oder angenehm ist. Gewöhnlich werden dann Minen angelegt, um seine Verschanzungen in die Luft zu sprengen; doch Ondine ließ sich nicht darauf ein, sie brauchte keine Arglist, weil sie keine ahnte. Sie fragte den Fürsten, weshalb er unsichtbar für sie werde.

Er antwortete ernst: „Was soll ich bei Ihnen? Sie brauchen mich nicht."

„O doch! z. B. am Piano. Täglich mögte ich Sie Ihre schönen Lieder singen hören."

„Für ein Paar Dukaten singt Luigi Ihnen schönere vor."

„Nun gut! aber für ein Paar Dukaten kann ich mir keinen Mazurkatänzer kaufen."

„Das ist auch nicht nöthig, weil alle Männer sich zu dem Glück drängen werden."

„Sie sind langweilig!" sagte sie verdrießlich und kehrte ihm den Rücken. Casimir jubelte heimlich: „Bravo! dies ist doch endlich einmal etwas Anderes, als ihre ewige Munterkeit." — Er blieb ihr fern. Ondine fing an darüber nachzudenken, ob sie auf irgend eine Weise ihn gekränkt haben

könne; allein sie brachte nichts heraus. Dann fiel ihr ein, er könne üble Nachrichten von seiner Familie erhalten haben, und ihr Mitleid ward rege. Abends in einer Soiree rief sie ihn zu sich, wies auf einen Sitz, der hinter ihr leer geworden war, und fragte ihn so freundlich, ob ihm Unangenehmes widerfahren sei, sah ihm so treuherzig in die Augen, daß Casimirs innerstes Herz gerührt worden wäre, wenn er nur ein Herz gehabt hätte.

Er entgegnete: „Mir ist nichts Unangenehmes begegnet; im Gegentheil! aber .... was fragen Sie mich!"

„Ich frage nicht mehr", sagte sie erschrocken.

„Ich dächte auch, es wäre unnütz, und Sie müßten wissen, for swift such Knowledge comes."

„Lassen Sie doch von der Gewohnheit, stets den Byron zu citiren" — sagte sie verlegen.

„Sobald Sie mir einen Dichter nennen, der ein besserer Dolmetscher meiner Empfindungen sein könnte" ...

„Wie, der tiefe, glühende, melancholische Byron? unterbrach sie ihn staunend; das hätte ich nimmer gedacht."

„Weil Sie mich nicht kennen."

„Warum sind Sie auch so versteckt?" fragte sie heiter und wollte in ihren alten Ton der Munterkeit zurückfallen; aber er rief schnell: „Darf ich denn reden?" mit einem solchen Ausdruck von Glück in Stimme und Blick, daß sie unbesonnen heftig den Kopf schüttelte. Hätte sie kalt gesagt: „Warum denn nicht?" oder eine ähnliche abweisende Phrase, so wäre er nicht im Vortheil gewesen. Jezt nahm er ihn wahr und sagte traurig:

„Sie heißen mich schweigen und wollen mich nicht verstehen, also müssen Sie fühlen, daß Ihre Nähe, sogar Ihre

Freundlichkeit mich nur elend machen können, und darum halte ich mich fern von Ihnen."

Um Ondinens Lippen schwebte ein kleines spöttisches Lächeln, doch es verschwand, als sie die Augen aufschlug und Casimir ansah. Was die Liebe an Glut, und die Anbetung an Tiefe, und die Wahrheit an Treue hat — das lag auf seinem Gesicht. Er liebt mich wirklich — dachte Ondine, und rasch stand sie auf. Jezt glaubt sie an mich — dachte Casimir und verließ den Saal.

Ilda's Freund, der alte Baron, hat zwar vollkommen Recht: die Männer sind einfältig in der Ehe. Hingegen ist nicht zu leugnen, daß die Frauen in der Liebe wo möglich noch einfältiger sind. Der Gedanke, wirklich geliebt zu werden, ist eine Zauberformel, die einen magischen Kreis um sie zieht, innerhalb dessen sie blind und taub dastehen. Kommt noch gar die Vorstellung hinzu, daß der Liebende schweigt, und wie ein Held, ohne Bitte wie ohne Klage, liebt und leidet, so nistet sich Mitleid in das schwache, weiche Herz. Das sollten die Männer bedenken bei ihren Koketterieen, und ihre Triumphe nicht blos der weiblichen Eitelkeit und ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit zuschreiben. Im Gegentheil! die Frauen werden viel mehr von der Fülle und Wärme des eigenen, als des fremden Herzens hingerissen; indessen der Mann in der Liebe allenfalls noch sich beherrschen, aber nie der Liebe der Frau widerstehen kann.

Seit jenem Gespräch näherte sich Casimir wieder der Gräfin, d. h. er erschien, wo sie erschien, und behielt sie unablässig im Auge, stand auch bisweilen hinter ihrem Stuhl, und redete einige banale Phrasen mit ihr; übrigens aber tanzte und sang er nicht mehr, und war versunken in seine

Leidenschaft. Wohin Ondine den Blick wendete, begegnete sie dem seinen. Sie mogte mit Andern plaudern oder tanzen, er wußte sich so zu stellen, daß er ihr auffallen mußte. Dies ruhige Benehmen, und vor Allem sein Schweigen, verfehlten nicht ihre Wirkung. Wie plump, wie ungeschickt, wie zudringlich erschienen andere Männer dagegen! „Was thut es denn ob er mich liebt?“ fragte sie sich oft heimlich. Sie wollte sich überreden, daß es ihr vollkommen gleichgültig sei; und ach! unausgesetzt flogen die Gedanken zu ihm, und sie war unruhig und zerstreut, wenn er nicht in der Gesellschaft war, und so froh, wenn er dann plötzlich erschien.

Nun wurde er gar krank und mehre Tage unsichtbar. „Was fehlt Ihrem Freunde?“ fragte sie besorgt Ladislav.

„Weiß der Himmel! erwiderte der; er schweigt, man erfährt nichts. Seelenschmerz ist der Grund der Krankheit, davon bin ich überzeugt, und ich nicht allein.“ Er sah sie scharf an.

Sie rief heftig: „Sagen Sie ihm, er müsse bis nächsten Montag gesund sein; dann habe ich ein wunderhübsches Conzert bei mir, und ich habe auf ihn gerechnet.“

Ladislav richtete dem Fürsten diese Botschaft aus. „Sie war sehr zerstreut, fügte er hinzu, die Langeweile war deutlich auf ihr allerliebstes Gesichtchen gemalt. Ich habe nie ein pikanteres Wesen gesehen. Wärst Du nicht mein Freund, bei Gott, ich träte mit Dir in die Schranken.“

„Versuch' es“, sprach Casimir kalt.

Am Montag Morgen ließ sich der Fürst bei Ondinen melden. Ein heller Freudenstral überflog ihr Antlitz und blieb in ihrem Auge hängen, als er eintrat. Er bat um Verzeihung, daß sein Befinden ihm noch nicht gestatte am

Abend zu erſcheinen; er habe ihr aber für ihre freundliche Erinnerung danken müſſen. Das Piano war offen; er ſetzte ſich daran, fing an wunderſchön zu phantaſiren, und endlich zu ſingen. Nie hatte er mit dieſem Feuer, dieſer Innigkeit geſungen. Bald war Glut in ſeiner Stimme, bald fühlte man Thränen darin. Aus Ondinens Augen rollten ſie längſt über die blühenden Wangen.

Da kehrte er ſich plötzlich zu ihr: „Weinen Sie um mich?“ fragte er mit tiefer, gepreßter Stimme. Sie antwortete nicht, ſondern legte die Hand über ihre Augen und weinte heftiger. Da ſtand er raſch auf, ergriff dieſe Hand, bedeckte ſie mit heißen Küſſen, und eilte fort. Als Ondine ſich ein wenig erholt hatte, war ihr erſter Gedanke ſich in Askanio's Arme zu werfen und ihm Alles zu ſagen; ihr zweiter die Frage: was ſie ihm zu ſagen habe? — Sonſt erzählte ſie ihm lachend alle Fadaiſen, alle Schmeicheleien, die ſie im reichen Maaß zu hören bekam; allein von Caſimir ſagte ſie nichts, es wäre ihr unmöglich geweſen, ihren Mann dabei anzuſehen, geſchweige ſich darüber luſtig zu machen. Das verdiente der arme, edle Caſimir nicht. Und dann — er ſagte ja kein fades Wort!

Das Conzert fand ſtatt; eine berühmte Pianiſtin ließ ſich hören, Luigi ſang himmliſch; alle Welt betete an. Ondine fand, daß die Künſtlerin einen harten Anſchlag, und Luigi noch nie ſo ausdruckslos geſungen habe.

Am nächſten Morgen war ſie in unbeſchreiblicher Unruhe. Sie fing einen Brief für Ilda an; aber Ilda hatte ja kaum den erſten aus der Reſidenz erhalten. Sie nahm ein Pack neuer Muſikalien vor; aber beim geſtrigen Conzert waren zwei Saiten auf dem Piano geſprungen. Ihre Söhne

sollten zu ihr kommen; aber sie hatten Unterricht. Sie ging aus einem Zimmer in's andere und begoß ihre Blumen. So kam sie an das ihres Mannes. „Wenn ich ihn bäte eine recht lange Promenade mit mir zu machen!" fiel ihr ein. Sie klopfte leise an, dann stärker, dann drückte sie die Thür auf und blickte hinein. Er war nicht da, und sein Schreibtisch so arrangirt, daß sie sah, er habe nicht daran gearbeitet. „Warum ist er nicht da, wenn ich ihn brauche!" seufzte sie, und ging in den Salon zurück. Fürst Casimir ward gemeldet. Sie setzte sich ermattet nieder mit jener Abspannung, die immer auf eine heftige innere Aufregung folgt.

„Muß ich Sie denn ewig um Vergebung bitten! sprach er; heute geschieht es der albernen melancholischen Romanzen wegen, mit denen ich Sie gestern so traurig machte, wie ich selber bin. Es soll nicht wieder geschehen."

„Ach, sagte Ondine, die Traurigkeit ist mir lieber, als alle Fröhlichkeit der Welt."

„Doch war es das erste Mal, daß ich Sie traurig sah und — vergeben Sie dem Egoismus — es that mir wol."

„Ich war sonst auch immer fröhlich, ich bin es noch, nur zuweilen kommt eine unbegreifliche Trauer ohne allen Grund über mich. Ich glaube, daß ich mich langweile, daß mich dies bunte Treiben abspannt und nervenschwach macht, und oft sehne ich mich in die Einsamkeit meines Schlosses zurück."

„Aber Sie denken doch nicht daran uns zu verlassen?"

„Nein. Mein Mann würde es nicht gern sehen."

„Und ich — und wir Alle ... o Gräfin, wie können Sie Sich fortsehnen, da Sie doch wissen, daß mich Ihre Gegenwart beglückt, daß ich nur in den Stunden lebe, wo

ich Sie sehe, daß Sie meine ganze Existenz durch die Magie Ihres Daseins verklären? Ondine, Sie dürfen und können Sich nicht fortsehnen."

Er kniete halb ernsthaft, halb scherzend auf ein Polster zu ihren Füßen nieder und fuhr fort: „Ich flehe um Widerruf."

„Frauen gelten nun einmal für inconsequent, also kann ich schon mein Wort zurücknehmen. Aber stehen Sie auf, und singen Sie; dann sind Sie am liebenswürdigsten."

„Man ist es immer, wenn man sich ohne Hehl zeigt. Aber ich kann heute nicht, ich habe Brustweh, bin schon ganz in der Frühe zwei Stunden lang heftig geritten, und es war kalt."

„Wie unvorsichtig! und weshalb?"

„Es zerstreut mich; in der heftigen Bewegung bin ich keines Gedankens fähig. Doch ich will versuchen ob" ...

„Nein, nein! nicht heute! morgen wird es besser sein — dann!"

„Also morgen", sagte Casimir mit freudestralenden Augen.

Und so kam er täglich, und täglich wurde er Ondinen unentbehrlicher. Die beiden Stunden zwischen eins und drei absorbirten sie ganz und gar. Sie wußte von keinem Abend und keinem Morgen, von keiner Vergangenheit und keiner Zukunft mehr. Sie dachte nichts, als diese zwei Stunden. Die Gegenwart ihres Mannes war ihr peinlich, denn sie hatte ihm nichts zu sagen; an Casimir sagte sie Alles, was ihr eben einfiel, er war nachsichtiger, freundlicher, er liebte sie, wie Askanio sie nie geliebt hatte, nie lieben konnte. Auch war ihr Mann mehr als je von Arbeiten und gesell-

schaftlichen Pflichten in Anspruch genommen. Auch ihre Söhne sah sie weniger. Der Vater wollte, daß sie früh an ernste Beschäftigung sich gewöhnten und hatte einen Gouverneur bei ihnen angestellt. Ob es möglich sei, daß sie Casimir liebe, daran dachte sie nicht. Wozu auch? er hatte sie ja nie darum gefragt, und würde es nie thun — dessen war sie gewiß.

Weshalb hätte wol Casimir sie fragen sollen? Er wußte längst, daß sie ihn liebte — und wie liebte!

Askanio trat eines Abends in das Kabinet seiner Frau. Es war unerleuchtet, nur die Straßenlaternen warfen einen röthlichen Schein hinein, so daß er Ondine erkennen konnte, die auf der Chaise longue lag.

„Bist Du krank?" fragte er besorgt.

„Nein."

„Weshalb denn ohne Licht? unangekleidet? was fehlt Dir?"

„Ich bin — ich war bei den Kindern, das hat mich aufgehalten."

„Aber wenn Du mit mir zur Ministerin gehen willst, so kleide Dich an; es ist gleich zehn Uhr." Er schellte der Kammerfrau und ging in den Salon, während sie sich zur Toilette begab. Als sie nach kurzer Frist eintrat, in lichtblau und Silber gekleidet, sah sie aus wie eine Libelle, die im Sommer über dem Wasser schwebt, so zart, so graziös, daß Askanio den Versuch machte, sie zu umarmen. Sie wand sich aber schnell aus seinem Arm und sagte fast ängstlich: „Laß mich! laß mich!" — und als er sie verwundert ansah, setzte sie hinzu: „Du chiffonnirst das Kleid."

„Nun, nun! erwiderte er, es würde nicht das erste

Mal ſein! aber Ondine, Du biſt ſo blaß — was fehlt Dir?“

„Nichts, gar nichts! ich glaube, dies blaſſe Blau ſteht mir nicht, dann iſt es auch ſehr dunkel hier. Komm' nur.“

Sie langten ſpät auf dem Balle an; dennoch war Caſimir nicht da. Ondine hatte mit einem Blick die Zimmer durchſpäht, dann den Tanzſaal — er war noch nicht da. Aber er mußte kommen! Wie konnte er ſie heute warten laſſen — gerade heute, wo er wichtige Briefe von ſeinem Onkel erwartete! O wie wichtig waren ihr dieſe Briefe! wenn der alte General kam, ſo ſtand ihr vielleicht der Abſchied von Caſimir ſehr nah. Das hatte er ihr am Morgen geſagt, und immer, immer wiederholt, weil ſie es gar nicht begreifen konnte. Und jezt ließ er ſie warten!

Sie ſchlug einen Tanz aus; es ſchien ihr eine Marter in Reih' und Glied gebannt zu ſein und Caſimirs Eintritt nicht ſogleich zu gewahren. Dann nahm ſie einen Tänzer an, in der Hofnung, der lebhafte Walzer werde ſie betäuben. Sie tanzte, ſie ſprach — ohne auf die Muſik noch auf die Unterhaltung ihres Tänzers zu achten. Plötzlich trat Caſimir in die Thür und lehnte ſich ruhig an den Pfeiler, weil er ſie tanzen ſah. Sie walzte eben, aber ſie nahm ihn doch wahr, und die Freude lieh ihr Flügel, daß ſie wie ein Elf dahin flog; denn Caſimir ſah heiter aus, alſo hatte er gute Nachrichten für ſie.

„Ich weiß Alles, rief ſie, als er nach dem Walzer ſie begrüßte; der Onkel kommt noch nicht — vor der Hand. Nun iſt Alles gut.“

Die Liebe kennt keine Zeit, nur eine Ewigkeit; deshalb iſt ihr ein Tag ſo lang wie Jahrhunderte.

„Dreiwöchentliche Frist hab' ich, sagte Casimir, dann" ...

„Still!" rief Ondine, krampfhaft den Finger auf den Mund drückend.

In diesen drei Wochen that sie Alles um ihn zu fesseln, und Casimir hätte sich glücklich nennen können, wenn nicht ein Hauch von Reue oder Mitleid bisweilen störend durch seinen Sinn geflogen wäre. Dann sagte er sich zwar heimlich, wie zur Beruhigung: sie ist so schwach, sie wird sich trösten und mich vergessen, denn was vergißt nicht ein Weib! — Doch wenn er zu ihr kam und sah, mit welchem Delirium von Freude sie ihn empfing, und hörte, mit welchem Entsetzen sie jede Möglichkeit einer Trennung abwies, so durchrieselte ein Schauer von Bangigkeit den sonst so leichtsinnigen, übermüthigen Mann.

„Du kannst nicht gehen, Casimir, sagte Ondine, jezt nicht mehr, und Du willst auch nicht. Hättest Du wirklich gewollt, so wärst Du früher gegangen. O Du kannst nicht wollen! Sprich doch, Casimir! sage nein!"

„Lieber Engel!"

„Nenne mich nicht immer so! Du könntest es am Ende glauben und mit mir umgehen, als ob ich ein Engel wäre, der nichts von Schmerzen und Verzweiflung weiß, und in seinem ewigen Himmel keine Hölle ahnt. Ich bin kein Engel! — Aber sage doch nein, Casimir! was kann Dir denn an dem armseligen Wörtchen liegen?"

„Wenn Du mich bittest, sag' ich tausend Nein, Ondine."

„Recht, o Recht! so mußt Du immer sprechen" — sagte sie mit gepreßter Stimme, durch die der innere Jubel herauszitterte, denn sie glaubte an dies zweideutige Nein, für

den Augenblick wenigstens, und warf sich mit so triumphirender Glut in Casimirs Arme, daß er selbst unsicher war, ob er herrsche oder beherrscht werde.

Und Askanio? — Askanio dachte: es ist nichts! es kann und darf ja nicht sein! ich müßte sie verachten, und mein Weib ist nicht dazu geschaffen, um von mir verachtet zu werden; aber bei einer schicklichen Gelegenheit soll sie fort. — Er konnte nicht fragen, noch forschen — sein ganzer Stolz lehnte sich dawider auf, ihr eine Ahnung von Mißtrauen zu zeigen. Aber derselbe Stolz verhinderte ihn auch auf irgend eine Weise mit seiner alten Liebe gegen die neue Liebe in die Schranken zu treten. Er mogte sich keine Mühe geben, um das wieder zu gewinnen, was er als sein unverlierbares Eigenthum ansah; er mogte es sich nicht gestehen, daß er auf dem Punkte sei es zu verlieren. Aber die Rettung eines geliebten, vom Untergang bedrohten Geschöpfes sollte der Ueberwindung des Stolzes werth sein! Ach, er wird bisweilen überwunden, wenn der rechte Moment verfehlt, wenn es zu spät ist.

Es verging ein Morgen, ohne daß Casimir bei Ondinen erschien, ein Tag, ohne ihr Brief oder Botschaft von ihm zu bringen. Was war ihm geschehen? ein Unglück? vielleicht fort ... — Kalter Schauer schüttelte sie. Ihre Hofnung war auf den Abend gestellt, wo er in der Soiree des russischen Gesandten gewiß erscheinen würde. Eine Stunde vor der Zeit wollte sie schon an ihre Toilette gehen, da trat Askanio in ihr Kabinet und sagte:

„Ich bringe Dir eine Nachricht, die Dich freuen wird. Ich habe auf einige Wochen mich beurlaubt und in den er-

sten Tagen können wir nach Ohlau gehen und uns am Frühling erquicken."

„Himmel, warum so plötzlich!"

„Wir bedürfen Beide der Erholung, Ondine, wir werden sie dort finden, freie frische Luft athmen, grüne Bäume sehen — Du freust Dich nicht?"

„Morgen, Askanio, morgen!"

„Morgen? was soll das heißen, Ondine? Du delirirst."

„Ich meine — morgen wollen wir von der Sache sprechen und sie arrangiren — heute bin ich so unwol, das heißt so fatiguirt ... und nun muß ich mich ankleiden."

„Ich verberge Dir nicht, daß ich hauptsächlich Deinetwegen gehe, denn Du bist in einem Zustand von nervöser Aufregung, der — nicht sein sollte. Einsamkeit, Ruhe und Stille werden Dir wol thun, hoffe ich, wünsche ich."

„Außerordentlich wol! ich glaub' es auch. Aber mein Kopfweh macht mich heute jedes Gedankens unfähig."

„So dächte ich, Du bliebest zu Hause und gingest zu Bett."

„Im Gegentheil, ich muß mich betäuben. A revoir."

Sie entschlüpfte. Eine Stunde darauf trat ihr im Salon des Gesandten Casimir entgegen und flüsterte ihr zu:

„Ich war keiner Minute Herr — darum Vergebung! mein Onkel ist gekommen."

Leichenbläße legte sich auf ihr Antlitz und zitternd mußte sie sich setzen. Um jedoch kein Aufsehen zu machen, suchte sie einen heitern Ton und eine lächelnde Miene anzunehmen und fragte:

„Wohin geht die Reise nun?"

„Nach Paris."

„Wann wird sie angetreten?"

„Am nächsten Dinstag."

„Dann gehe ich auch."

„Wohin?"

„Nun, nach Paris! wohin denn sonst? seltsame Frage."

Casimir prallte zurück. Der Ton war scherzend, doch in ihrem Blick lag ein fürchterlicher Ernst.

„Unmöglich! stammelte er, das ist ganz, ganz unmöglich!"

„Wenn ich aber will, wer kann mich hindern?"

„Ich."

Sie sah ihn durchbohrend an, dann ward ihr Auge starr, und mit einem dumpfen Seufzer sank sie ohnmächtig zusammen. Es entstand großes Geräusch, gewaltiges Gedränge. „Was ist's? was giebt es?" fragte Alles. Da durchbrach ein junger Mann die zusammengehäufte Menge, warf sich nach Luft schnappend auf ein Sopha und sagte zu einigen Eintretenden:

„Es ist gar nichts. Die Ohlau liegt in Ohnmacht, weil Fürst Casimir vom Abreisen spricht."

Askanio stand hinter ihm. — Ondine war in das Schlafzimmer der Frau vom Hause gebracht, und lag starr und bleich, mit Blumen bekränzt, wie eine geschmückte Leiche auf dem Bett. Es dauerte lange, bis sie sich erholte. Da trat ihr Mann ein, dankte den sie umgebenden Damen, warf ihr einen Mantel um, und trug sie die Treppe hinab und in den Wagen, ohne eine Sylbe zu ihr zu sprechen.. Auch er stieg ein und schweigend fuhren sie fort. Auf ihrem einsamen Zimmer, das Askan sogleich verließ, nachdem er sie in sichern Händen wußte, kehrte Ondine erst zu voller Be-

sinnung und zum Schmerz zurück. Casimir wollte sie verlassen — das war ihr klar — wenn durch die fieberhafte Zerrüttung ihres Kopfes ein Stral von Besinnung drang.

Casimir hatte die Soiree gleich nach Ondinen verlassen. In seinen Mantel gewickelt, ging er die Straße vor ihrem Hause hinab. Vielleicht war noch die Thür offen, vielleicht konnte er noch ihre Leute sprechen, die Kammerfrau, sie selbst, und sie wenigstens so weit beruhigen, daß sie jeden zerstörenden éclat vermiede. Wie er das bewerkstelligen wolle, wußte er noch nicht; er vertraute aber seiner Gewalt über sie, wenn er sie nur sprechen könne. Ihm folgen, ihm nachreisen, Alles für ihn verlassen, ihre ganze Existenz ruiniren — das durfte sie nicht; denn was sollte er mit ihr anfangen. „Hätte ich ahnen können, daß ein Verhältniß dieser Art solch eine diablement ernste Wendung nehmen könne — nie hätte ich es angeknüpft" — murmelte er vor sich hin. Und das sagen sehr viel Männer in ähnlichen Augenblicken; als ob sie, die immer ihre Absichten verfolgten, wirklich hingerissen worden wären!

Ondinens Haus war ganz unerleuchtet, die Vorhalle und ihr Zimmer in tiefem Dunkel; nur in Askanio's Zimmer war Licht. „Das hilft mir nichts!" sagte Casimir unmuthig, nachdem er mehre Minuten in Ungewißheit und Erwartung dagestanden, und ging in seine Wohnung.

Kaum war er am nächsten Morgen aufgestanden, als Askanio ungemeldet, und den Kammerdiener bei Seite schiebend, in sein Zimmer trat. Er sah sehr blaß und sehr ruhig aus und sagte: „Ich komme ohne Ceremonie; bei unserm Geschäft, mein' ich, wäre sie überflüssig."

Casimir erhob sich eben so ruhig, trat an einen

Schrank und nahm ein Paar Piſtolen heraus. Aber Askanio rief:

„Nichts da! wenn Blut die Schuld abwaſchen könnte, ſo würde ich Sie auf der Stelle niederſchießen, und Sie ſehen, ich habe keine Waffen mitgebracht.“

„Und was kann ſonſt zu Ihren Dienſten ſtehen?“ fragte Caſimir kalt.

„Ich erſuche Sie auf der Stelle ein Billet an ... an die Gräfin Ohlau zu ſchreiben, worin Sie von ihr Abſchied nehmen und ihr ſagen, daß Sie in zwei Stunden dieſe Stadt verlaſſen und ſie nie wiederſehen werden. Ferner werden Sie mir ihr Ehrenwort geben, daß dies pünktlich geſchehen wird.“

„Es war meine Abſicht, in einigen Tagen zu reiſen, ich ſehe nicht ein, weshalb ich meinen Entſchluß ändern ſoll.“

„Weil es nothwendig iſt“ ſagte Askan eiſig.

„Sind Sie das Fatum!“ fuhr Caſimir auf.

„Ich bin die ſichtbare Vorſehung der Frau — die Sie elend gemacht haben. Ich handle nur in deren Intereſſe, und wenn Sie nicht der erbärmlichſte der Menſchen ſind, ſo ſind Sie ihr ein Gleiches ſchuldig.“

„Was wollen Sie mit der Gräfin beginnen?“ fragte unruhig Caſimir.

„Nichts, ſagte Askanio und lächelte bitter; aber ſie ſoll die Ueberzeugung gewinnen, daß es unmöglich iſt, Sie je wieder zu ſehen.“

„Es mag ſo am Beſten ſein“ — ſprach Caſimir nachdenkend, ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb haſtig:

„Um Dir die Todesqual des Abſchieds zu ſparen und mir
„die Folter Dich leiden zu ſehen, reiſe ich heute, jezt,

„gleich, meine geliebte Ondine. Wenn Du dieſe Zeilen „erhältſt, bin ich ſchon fern, fern auf immer, wir dürfen „uns nicht wiederſehen. Mache mir nicht den unſäglichen „Schmerz, mir vorwerfen zu müſſen, daß ich Deine äu„ßerliche Exiſtenz ſo zertrümmert, wie ich Dein zartes, „ſchönes Herz zerriſſen habe. Vergiß, Du lieblicher En„gel, den Menſchen, der Dich grauſam aus Deinem Him„mel geſtürzt hat, und vergieb ihm dieſen neuen Schmerz.

Caſimir."

Er wollte das Blatt ſiegeln; aber Askan, der während des Schreibens im Zimmer auf und nieder gegangen war, rief:

„Das iſt nicht nöthig! ich bringe ihr ſelbſt das Blatt, denn ſie ſoll wiſſen, daß ich Alles weiß." Er nahm es, überflog es, ſagte bitter: „Gut ſo!" und wandte ſich dann zu Caſimir:

„Jezt Ihr Ehrenwort, daß Sie binnen zwei Stunden die Stadt verlaſſen und nie den Verſuch machen werden die Unglückſelige je wiederzuſehen."

„Ich geb' es" — ſagte Caſimir, und ohne Gruß ging Askanio.

Der Fürſt ſchellte ſeinem Kammerdiener. „Pferde! Einpacken auf der Stelle! Je ſchneller fort, deſto beſſer!" — Ihm war eine Centnerlaſt von der Bruſt gehoben; nach ſeiner Meinung war Alles beendet. Er flog zu ſeinem Onkel, um ihm zu ſagen, daß er denſelben funfzig Meilen von hier erwarten würde, bat ihn überall Abſchiedskarten für ihn hinzuſenden, ſeine Geldangelegenheiten zu berichtigen, und als der Onkel Alles verſprochen hatte, eilte er zurück, um beim

Packen selbst Hand anzulegen und die Abreise zu beschleunigen.

Askanio ging während der Zeit zu Ondinen, fand sie in fieberhafter Aufregung, doch völlig gekleidet, als ob sie Jemand erwarte, reichte ihr das Blatt, sagte: „Lies, und fasse Dich; es ist unwiderruflich" — und verließ sie. Sie entfaltete es mechanisch, dann erkannte sie Casimirs Hand und las, aber zerstreut; denn wie kam ihr Mann dazu? Sie las es aber einmal, zwei- und dreimal; da hatte sie es verstanden. Ihre Hände waren eiskalt, krampfhaft schlugen ihre Zähne aneinander, eine kalte Faust krallte nach ihrem Herzen; da raffte sie sich auf und sagte; „Es ist nicht sein Ernst, Askan hat ihn gezwungen! ich muß das wissen — ehe es zu spät ist."

Sie holte sich Handschuh und Hut, zog den Schleier vor's Gesicht und schlüpfte behend die Treppe hinunter, aus dem Hause.

In Casimirs Vorzimmer war Alles in hastiger Verwirrung. Da standen halbgefüllte Koffer, da lagen Kleider, Bücher, Papiere, Waffen, da kramten die Bedienten aus und ein, und trugen Sachen ab und zu. Da trat Ondine ein und sah, daß es Ernst war. Die Leute, an ähnliche Besuche bei ihrem Herrn gewöhnt, sahen sie kaum an. Einer machte ihr flüchtig die Thür des Zimmers auf, und wies nach einem Kabinet. Da saß Casimir, den Rücken ihr zugewendet, Kassetten und Portefeuille ordnend, und ihren leisen Tritt nicht beachtend. Sie schlug mit der einen Hand den Schleier zurück und legte die andre auf seine Schulter; er fuhr empor und erkannte sie mit Entsetzen. Sein erster Gedanke war: „Sollte Sie wahnsinnig sein!" — denn Aug' und Wange

brannten in krankhafter Glut, und ihre ganze Erscheinung war vollkommen haltungslos.

„Ondine, Du quälst mich fürchterlich, sprach er beängstigt; was willst Du hier?“

„Dich sehen, sehen, o nur sehen, Casimir“ — sagte sie mit unendlich schmerzvollem Ausdruck, schlang den Arm um seinen Nacken, lehnte den Kopf an seine Brust, und schien ruhig entschlossen so zu leben oder zu sterben. Casimir war auf der Folter.

„Besinne Dich, Ondine! Welch gräßlicher Zustand ... ich gab Deinem Mann mein Ehrenwort Dich nicht zu sehen ... Du mußt bei ihm bleiben. Nicht wahr, Engel? Sieh, ich gehe fort, weiß Gott wohin, nach Algier, nach Amerika — Du mußt bleiben“ ... —

„Bei Dir“, sagte sie fast unhörbar. Da blies der Postillon.

„Nun so komm' mit mir zu Deinem Mann, rief Casimir in Verzweiflung, er soll entscheiden.“

Er ließ sie auf ein Sopha nieder, während er sein Portefeuille ordnete, dann gab er den Leuten seine Befehle, und als der Wagen gepackt war, führte er Ondinen hinab, ließ sie einsteigen, und hielt in wenigen Minuten vor ihrem Hause. Askan sah Beide mit kalter Verachtung in sein Zimmer treten, und sagte zum Fürsten:

„Ich hätte mir vorstellen können, daß Sie Ihr Ehrenwort auf diese Weise halten würden.“

„Davon ist gar keine Rede mehr!“ sagte der ungeduldig.

„Und Sie wollen ein Edelmann sein! rief Askan empört; der geringste meiner Stallbedienten handelt nicht ehrloser!“

„Askanio! rief Ondine zu seinen Füßen sinkend, es ist nicht seine Schuld — ich suchte ihn auf! ich liebe ihn, ich kann nicht von ihm lassen.“

„Und das wagst Du mir zu sagen?“

„Ich muß es Dir sagen, damit Du mir meine Freiheit giebst.“

„Und diese Freiheit willst Du benutzen, um aus den Armen eines Mannes in die eines andern zu sinken? nimmermehr! das entwürdigt Dich!“

„Und wenn ich“ ... —

„Schweig! rief er heftig, und dunkler Zorn flammte in seinem Auge; laß mich nicht vergessen, daß Du die Mutter meiner Söhne bist — denn das bleibst Du, wenn Du auch aufhörst meine Frau zu sein.“

„Ich kann Dir nichts, gar nichts mehr sein, Askanio; ich war ein Kind, als ich Dich heirathete, wußte von nichts, am wenigsten von der Liebe — gieb mir meine Freiheit.“

„Hab' ich Dich je gekränkt, Ondine? war ich Dir nicht immer ein treuer, sorgsamer Freund? hast Du je bei mir eine Ahnung von Kummer gehabt? ruht denn etwas Anderes als eine lange, liebliche Erinnerung auf diesen sieben Jahren der Blütenzeit Deines Lebens, wo Du unschuldig und glücklich warst?“

„O das ist ja vorbei, Askanio!“

„Wol ist's vorbei, Unglückliche, aber darum trage das Schicksal, das Du Selbst verschuldet hast, und versuche nicht mit frecher Hand aus dem zertrümmerten Göttertempel Deines Glücks Dir eine klägliche Hütte zu erbauen. Mit Deinen Erinnerungen fängt man kein neues Leben an — fängst

Du keines an, denn Du wirst bereuen, und dann erst recht elend sein."

„Ob elend, ob selig, gilt gleich — wenn ich nur bei ihm bin."

„Und wäre er ein andrer Mann, ein starker, fester, der Dich schirmte und schützte — aber dieser verläßt Dich und Du gehst unter. Du mußt enden, wie Du begonnen hast, denn eine zerrissene Existenz ist keine mehr, ist nur — eine Schmach, und wenn Du sie auch ertragen könntest, ich könnte es nicht."

„Graf, unterbrach ihn Casimir, Ihre Ehe ist zu lösen. Sie sehen, wie entschieden die Gräfin ist, also geben Sie ihr die Freiheit, und von demselben Augenblick an bin ich stolz, wenn sie mir ihre Hand reichen will."

„Ondine, Du scheidest von Allem, von Frieden, Ehre, Glück und Ruhe, von Deinen Kindern" ... —

„Ich kann nicht Mutter Deiner Kinder sein, Askanio! Barmherzigkeit! gieb mir die Freiheit!"

„Wolan, sie soll Dir werden" ... —

„Großmüthigster, edelster der Menschen!" rief Ondine in Thränen ausbrechend.

Auch Casimir wollte etwas von Dank stammeln, doch Askan sprach abwehrend:

„O nichts, nichts davon! Es bleibt dabei, daß Sie, Fürst, vor der Hand reisen — die kurze Trennung wirst Du ertragen können, Ondine! — Die Welt hat dann weniger zu reden, und das ist immer gut. Du bleibst hier. Ich gehe, wie es meine Absicht war, nach Ohlau, und von dort leite ich Alles ein, wie Du es gewünscht hast. Jezt reisen

Sie, Fürſt, von dieſem Augenblick an ſtehe ich Ihrer Liebe nicht mehr entgegen."

Caſimir ſchloß Ondine ſtürmiſch in ſeine Arme und der Wagen rollte mit ihm fort auf dem Wege nach Paris. „Diable, wie wird das enden!" rief er.

Einige Tage darauf trat Askanio nach kurzem Abſchied von Ondinen ſeine Reiſe an. Sie ſah ihn nie wieder. Mit einem zertrümmerten Glück, einem gekränkten Ehrgefühl, einem vernichteten Lebenszweck, einem zerriſſenen Herzen, einem in Grund und Boden, von Innen und Außen zerſtörten Daſein — mogte Askanio nicht mehr leben. „Ich kann nicht die eine Hälfte meines Lebens durch die andre Lügen ſtrafen — das war ſein einziger Gedanke — kann nicht verleugnen, was ich geliebt, kann nicht verachten, was ich geehrt habe."

Nach vier Wochen erhielt Ondine die Nachricht, daß der Graf auf der Jagd verunglückt ſei. Es fand ſich keine Zeile des Abſchieds für ſie, keine Schrift, in welcher auf ihre projektirte Scheidung hingewieſen wäre, auch in ſeinem kürzlich abgefaßten Teſtament nichts, was auf eine Spannung zwiſchen ihnen ſchließen ließ. Denn obgleich er ihr nicht die Vormundſchaft und Erziehung der Söhne anvertraute, ſo ſagte er doch nur, es geſchehe, theils um ihr die Sorgen der Geſchäfte zu erſparen, theils weil ihr weicher nachgebender Sinn es ihr unmöglich machen würde, eine Knabenerziehung glücklich zu leiten. Ein glänzendes Witthum, das ſie unter allen Umſtänden behielt, war ihr ſchon früher ausgeſetzt. Niemand konnte vermuthen, daß er ſich ſelbſt den Tod gegeben. Als Ilda im Gaſthof zu Landeck ihm ſchrieb, ruhte er längſt in der Gruft ſeiner Ahnen.

Sein Tod traf Ondinens Herz. Sie war zerschmettert. Heftige Krankheit befiel sie. Kaum genesen übergab sie ihre Söhne den dazu bestellten Vormündern, und ging nach Italien, wo sie mit Casimir zusammentreffen wollte. Ihr Wagen war es, dessen Wappen Ilda auf der Höhe des Wormser Joches so beunruhigte.

Fünftes Kapitel.

Es giebt eine Trauer, die durch die Zeit geschärft, eine andre, die durch die Zeit gestillt wird. Ildas Trauer um Askan und Ondine empfand den wolthätigen Einfluß der Zeit, denn ihr Herz war durch dies unglückliche Ereigniß tief verwundet zwar, doch nicht zerrissen; und für Wunden giebt es Balsam und Heilung, aber für Zerstörung nichts. Ilda hatte durch die Gesandtschaft Ondinens Aufenthalt in Italien erfahren, und ihr sogleich nach Florenz geschrieben, wo sie in einer kleinen Villa am Ufer des Arno einsam lebte. Ondinens Antwort war voll Dank, Rührung und Liebe für Ilda, und da sie Casimir erwartete, so sprach sie hoffende Zuversicht aus. Ilda wußte nichts von Casimir, daher hofte auch sie, und faßte Vertrauen für die Zukunft ihrer Cousine.

Die Gesellschaftszimmer im Ruhenthaler Schloß waren glänzend erleuchtet, und Ilda empfing die Gäste, die sie zum Ball eingeladen und nicht eingeladen hatte, denn ihre nähe-

ren Freunde durften heute diejenigen Perſonen einführen, welche ihre Bekanntſchaft wünſchten. Sie ſtand in einem Halbkreis von hohen, prächtigen ausländiſchen Gewächſen, an den Sockel einer großen Marmorvaſe gelehnt, ganz einfach weiß gekleidet. Der leichte Muſſelin, die zarten weißen Federn, ihren Kopfputz bildend, und der Fächer von weißen Federn ließen ihre Geſtalt wie aus einem Nebelwölkchen hervortreten und zeichneten ſie lieblich auf den grünen Hintergrund ab. Figur, Haltung und Bewegungen hatten jene unnachahmliche Grazie, die aus dem vollkommenen Ebenmaß der Geſtalt und aus der vollkommenen Sorgloſigkeit, ſie geltend zu machen, entſpringt. Sie ſah freundlich aus; es war nicht die banale Freundlichkeit des Salons, die nur hergebrachte Maske für die Gleichgültigkeit iſt, ſondern ſie freute ſich wirklich, alle dieſe Menſchen, die ihr theils bekannt, theils befreundet waren, nach Jahren wieder bei ſich verſammelt zu ſehen. Bisweilen lächelte ſie; dann war ſie bezaubernd; aber dies Lächeln war ſelten, wie ein Meteor.

Ein Herr von Werſſen war ihr vorgeſtellt worden, ein Mann, von dem ſie viel hatte reden hören als geiſtreich und talentvoll, tüchtiger Muſiker, hübſch komponirend, ſchön zeichnend. Er hatte einige ihrer Gedichte in Muſik geſetzt und ſie dankte ihm dafür. Er ſagte:

„Ich ſchmeichle mir in der That, daß mir die Auffaſſung geglückt iſt.“

„Von einem gewiſſen Standpunkt aus — gewiß! entgegnete ſie mehr aufrichtig als ſchmeichelhaft; es iſt eine eigene Sache mit der richtigen Auffaſſung eines Liedes. Zelter, Reichardt und Beethoven haben alle drei „Freudvoll und

leidvoll" komponirt, und wer die Worte nicht hört, glaubt nimmermehr, daß es ein und dasselbe Lied sein könne."

„Und wer hat es, Ihrer Meinung nach, am richtigsten aufgefaßt?"

„Das entscheiden Sie Selbst! Zelters Lied, hausbacken, prosaisch und kühl, singt eine gute Hausfrau, Mutter von sechs bis acht Kindern, wenn sie einmal singt. Reichardts Lied singt das bebende, selige, in Jubel und Weh zerschmelzende, jungfräuliche Herz. Beethovens Lied aber muß die Seele singen, vor der sich die Liebe in ihrer Unendlichkeit wie ein Himmel oder ein Meeresabgrund ausbreitet; da hinein muß sie, ob zum Untergang oder zur Verklärung — gleichviel! sie fragt nicht, sie zögert nicht, sie stürzt sich in ihr Element, und das wird ihr Triumph, wenn auch ihr Tod, sein! — Nun?"

„Sie haben so eben ein neues Gedicht gemacht, gnädige Gräfin, jedoch sind Sie ungerecht, wenn" ...

„Ach, lieber Baron, rief Ilda ihrem alten Freunde zu, kommen Sie denn heute gar nicht!"

„Brav von Ihnen, daß Sie mich vermißt haben! für graues Haar und sechszig Jahre haben die Damen selten diese Aufmerksamkeit. Nun erlauben Sie mir, Ihnen den Herrn Otto vorzustellen, der seit Monaten sich nach dem Glück Ihrer Bekanntschaft sehnt" ... —

„Um vielleicht enttäuscht zu werden" — sagte Ilda zwischen Spott und Ernst, und wandte sich zu Otto. Der trat lebhaft ihr näher und sagte:

„Unmöglich, gnädige Gräfin! Sie stehen längst schleierlos vor mir."

„Das freut mich, erwiderte sie unbefangen, ich glaube,

daß ich nur dadurch gewinnen kann." — Und jenes zauberhafte Lächeln, das einigen Bildern Leonardos ſolche wunderbare Magie verleiht, glitt über ihre Züge. Es war etwas in Ottos Erſcheinung, das ſie außerordentlich frappirte. „Der Menſch ſieht aus wie ein Menſch, nicht wie eine Puppe" — dachte ſie heimlich.

Das iſt aber etwas höchſt Seltenes; denn der Profeſſor, der Lieutenant, der Kammerherr, der Präſident, ſehen immer ganz genau aus wie Profeſſor, Lieutenant, Kammerherr und Präſident, aber gar nicht wie ein Ich, wie ein beſtimmtes Individuum. Von Rang, Stand und Beruf laſſen ſie ſich einen hergebrachten Stempel aufdrücken, weil ihnen eben Rang, Stand und Beruf mehr gelten als ihre innere Perſönlichkeit, und daher ſind die meiſten Menſchen wie im Atelier die Gliederpuppe, welche disgraziös das Gewand trägt, das ihr der Maler umgeworfen hat, um den Faltenwurf zu ſtudiren. Bei Otto war es unmöglich zu erkennen, welchem Stande er angehöre, welchen Beruf er gewählt. Sein Benehmen hatte eine durchaus ariſtokratiſche Aiſance, ohne die ſchlaffe, langweilige Nachläſſigkeit der Ariſtokratie; ſein Ton war frei und lebhaft, ohne die brüsken, harten, ungalanten, bürgerlichen Manieren. In Gang und Haltung war dieſelbe Friſche und Ungezwungenheit. Der Kopf war prächtig, von jenem marmorfarbenen, durchſichtigen Colorit, das blonde Männer nie, und brünette höchſt ſelten haben, und das, mit dunkeln Augen und Haar kontraſtirend, den ſtralenden Lichteffekt hervorbrachte, der auf Gemälden von Rembrandt ſo häufig und ſo magiſch iſt. Wenn er ſchwieg, war der Ausdruck des Geſichts nachdenkend und ſehr ernſt; wenn er ſprach, heiter, faſt übermüthig, weil die ſehr kurze, ſcharf-

geſchnittene Oberlippe und die blendend weißen Zähne dem Munde einen leiſen Anflug von Ironie gaben. Dieſer kleine Zug brachte ihn um das Glück, von allen Frauen für einen ſchönen Mann erklärt zu werden. Frauen haſſen nichts ſo ſehr, als die Ironie, wahrſcheinlich deshalb weil ſie ihnen nicht zu Gebot ſteht, und ungern laſſen ſie die Männer mit dieſem Ausdruck oder dieſer Richtung für ſchön oder liebenswürdig gelten.

Es wurde lebhaft getanzt, und Jeder unterhielt ſich wie er konnte und wollte. Otto trat aus einer Männergruppe heraus, und ſah mit untergeſchlagenen Armen dem Tanze zu. Ilda, die eben durch den Saal ging, blieb vor ihm ſtehen und fragte:

„Warum tanzen Sie nicht?“

„Aber welcher Mann iſt ſo glücklich heutzutage bei dreißig Jahren noch tanzen zu können? fragte er dagegen; — man hat einſt getanzt, als man jung war.“

„O nur nicht alt ſein! das iſt zu langweilig! — Und langweilen Sie Sich nicht hier?“

„Nein! mit meinen Gedanken langweil' ich mich nie.“

„Laſſen Sie hören, ob Ihre Gedanken wirklich unterhaltend ſind. Was dachten Sie vorhin?“

„Wie es möglich iſt, daß alle dieſe Leute ſo munter tanzen, da ſie ja eigentlich in tiefem Schlaf liegen.“

„Nachtwandler ſind im Schlaf am geſchickteſten. Und dann?“

„Ich denke nicht ſo viel auf einmal“ — ſagte er lachend.

„Seltſam, was die Menſchen ſich für Mühe geben ihre Gedanken zu verbergen!“

„Gar nicht seltsam! denn wem liegt daran, daß ich ihm die meinen offenbare?“

„Wenn Alle so dächten, würde Niemand ein Buch herausgeben.“

„Das Genie hat Recht das Gegentheil vorauszusetzen.“

„Dann ist es immer im Nachtheil! es giebt sich hin, es enthüllt sich — und findet keine Wahrheit.“

„Sagen Sie: im Vortheil — denn um seiner Wahrheit willen wird es angebetet.“

„Da könnte ja ein Jeder für diesen Preis die Wonne der Vergötterung genießen.“

„Nein, so dumm sind Gottlob die Menschen nicht, daß sie vor der Offenbarung einer gemeinen oder alltäglichen Natur knieten.“

„Doch umtanzen sie jedes goldene Kalb!“

Herr von Werffen trat heran und mischte sich in das Gespräch. Otto zog sich zurück. Im Lauf des Abends hatte die Gräfin nur Gelegenheit ihm flüchtig zu sagen, daß sie sich freuen würde ihn öfter bei sich zu sehen.

„Wie gefällt Ihnen Otto?“ fragte sie der Baron.

„Gut. Er spricht. Man braucht nicht jedes Wort mühselig wie Funken aus dem Kiesel herauszuschlagen.“

„Und Werffen?“

„So, so! Er hat noch nicht sein Licht leuchten lassen können. Wir wollen erst hören, wie er das Piano spielt. Es können nicht alle Leute auf dieselbe Weise liebenswürdig sein, und ich bin ganz froh, wenn sie es überhaupt auf irgend eine sind.“

„Er ist wirklich ein sehr schöner Mensch.“

„Wer, lieber Baron?“

„Nun Werffen! ich meine Sie ſprechen von ihm.“

„Sie wiſſen ja längſt, daß ich keine Blondins liebe.“

„Und Polydor mit ſeinen ſchönen blonden Locken?“

„Ach meinen Polydor hab' ich lieb ohne ihn ſchön zu finden. Ich hatte heute Briefe von ihm. Es geht ihm fortwährend gut. Meine kleine Büſte, die er in der erſten Kunſthandlung aufgeſtellt, hat glänzenden Beifall gefunden, und alle Frauen wollen von ihm gemeißelt ſein. Er kann fodern, welche Bezahlung er will — man giebt ſie ihm.“

„Wenn er nur nicht übermüthig wird.“

„Wol möglich! doch das iſt bei einem ächten Künſtler nur eine Uebergangsepoche — er muß hindurch.“

„Und wenn ihn die Frauen nur nicht verderben, eitel und fade machen; — ſie haben ein eigenes Talent dafür die Männer zu verderben!“

„Ach die armen, unſchuldigen Männer!“ rief ſie lachend.

„Nun, wenn Sie Polydor als eitlen Gecken, als homme à bonnes fortunes wiederfänden, ſo würden Sie doch den Frauen die Schuld beimeſſen.“

„Nie einem Theil allein! Unkraut kann nur in dem Erdreich wuchern, das ihm zuſagt.“

„Und glauben Sie wirklich, daß Polydor rein und unangetaſtet durch die Welt gehen werde?“

„Was nennen Sie rein? ſoll er keinen Champagner trinken, keine Schulden machen, keine Duelle haben, in keine hübſche Frau ſich verlieben?“

„Nun, gute Gräfin, wenn Sie das Alles Ihrem Schützling geſtatten, ſo ſeh' ich nicht ein, was ihm übrig bleibt, um ſich bei Ihnen in Mißkredit zu ſetzen.“

„Gegen ſeine Ueberzeugung handeln.“

„Man braucht nicht gegen seine Ueberzeugung zu handeln, um doch von Leidenschaft zerrissen und befleckt zu werden.“

„O das weiß ich,“ sagte schmerzlich Ilda, Ondinens eingedenk; „aber was haben Sie gegen Polydor?“ setzte sie plötzlich hinzu.

„Nichts, gar nichts ... es ist nur ... ich ärgere mich“ ... —

„O Himmel, reden Sie! was wissen Sie von ihm, über ihn!“

„Gar nichts, auf Ehre! Ich mögte nur wissen — ob Sie wirklich gesonnen sind ihn zu heirathen.“

Ilda trat einen Schritt zurück, ließ die erhobenen Hände sinken und sagte mit einer wegwerfenden Kopfbewegung: „Ah bah!“ — Dann ließ sie den Baron stehen, der sich vergnügt die Hände rieb.

Am Tage nach dem Ball waren Ilda und der Ball ganz natürlich Gegenstand des Gesprächs. Die Damen fanden, daß die Gräfin doch sehr verändert sei. Da sie aber hofften alsdann weniger von ihr verdunkelt zu werden, so lobten sie ihre Schönheit.

„Es ist wahr, sie ist mager worden, und das pflegt alt zu machen; aber es giebt ihr eine Leichtigkeit, die ihr sehr gut steht;“ sagte eine Dame von prächtigem Embonpoint.

Eine andre, lang und mager zum Erschrecken, meinte: „Solche Figuren allein sind comme il faut.“

„Aber gar nicht schön!“ rief ein Herr impertinent dazwischen.

„O mit den Herren kann man nie über Frauenschönheit disputiren — sagte die fette Dame — die haben ihren

eigenen Geschmack. Was uns gefällt, mißfällt ihnen, und umgekehrt."

„Fleisch und Knochen ist Alles — sagte einer der Männer — schön wird es nur durch die glücklichen Proportionen der einzelnen Theile zum Ganzen."

„Es ist entsetzlich, bester Doctor, bei einer lieblichen Schönheit von ihren Knochen reden zu hören" — entgegnete eine Dame.

„Wie so, Gnädigste? um Ihnen einen Begriff von der Zartheit und Anmuth der Knochen beizubringen, werde ich nächstens die Ehre haben Ihnen eine skelettirte Kinderhand vorzulegen."

Die Dame schrie auf; die übrigen machten Chorus mit ihr. Der Doctor fuhr gelassen fort: „Was die Gräfin Schönholm betrift, so hat sie eine sehr schöne Knochenbildung — so weit man es nämlich beurtheilen kann."

Die Männer lachten; eine gescheute Frau unterbrach ihn:

„Aber lieber Doctor, der Geist, der die Form beseelt, macht sie schön."

„Um Vergebung, gnädigste Frau! wenn die Seele eines Engels in dem Körper eines Bucklichen wohnt, so widerstrebt doch dieser Buckel den Begriffen von Schönheit."

„Brav! brav! — Richtig, lieber Doctor! — Und wie er possirlich ist! — Toujours le mot pour rire!" — rief man durch einander, und dann sagte Jemand:

„Aber der Walzer war doch gestern sehr possirlich, in welchem ein Champagnerkork zu gewissen Takten sprang."

„Göttliche Tanzmusik dieser Strauß!"

„Nein, es war ein Lanner; die Gräfin hat ihn aus Wien bekommen, und auch den zweiten Galop."

„Der junge Bildhauer, den ſie ſtudiren läßt; hat ihn ihr geſchickt.“

„Sie muß doch außerordentlich reich ſein, um ſolche Unterſtützung geben zu können.“

„Freilich iſt ſie das! aber ſobald ſie heirathet, hat ſie nichts.“

„Die Männer ſind doch immer von empörender Grauſamkeit.“

„Ganz und gar nicht! — ſagte ein Mann — der Schönholm hat ſie glänzend geſtellt, ſo lange ſie ſeinen Namen trägt und, ſo zu ſagen, dadurch noch ihm angehört. Giebt ſie ihn auf, ſo geht ſie ihn nichts mehr an, alle Verpflichtungen ſind gelöſ't und ein Anderer mag für ſie ſorgen.“

„Aber kann ſie denn nicht einen armen Mann lieben?“

„Um Verzeihung, Gnädigſte! keine elegante und vornehme Frau liebt einen armen Mann.“

„Läſterung! von den Männern iſt das zu behaupten.“

„Ah, da kommt Herr Otto. Bon soir! nun ſagen Sie, wie hat Ihnen die Gräfin Schönholm gefallen?“

„Gut.“

„Wie? nur gut! — Eine ſo liebliche Erſcheinung! — Eine ſo geiſtreiche Perſon! — Von ſolcher Grazie!“ — riefen die Frauen, heimlich froh, daß ſie nur gut gefallen hatte.

„Sie hat einen gewiſſen Stolz in ihrem Benehmen, in ihren Kopfbewegungen, der nicht anmuthig iſt“ — ſagte Einer.

„Gerade der hat mir ſehr gefallen, erwiderte Otto. Ich liebe den Stolz an Frauen, er zeugt von Selbſtbewußtſein.“

„Nun daran fehlt es der guten Schönholm nicht.“

„Sollte es je einem Menſchen fehlen? Vollends für eine hoch- und einſamſtehende Frau iſt es ein ſtralender, ſchützender Schild.“

„Aber es giebt dem Charakter leicht einen männlichen Anſtrich.“

„Den Eindruck hat die Gräfin nicht auf mich gemacht.“

„Ich glaube, daß es ſehr ſchwer iſt Ihnen zu imponiren,“ ſagte eine hübſche Frau, die keineswegs dies Talent beſaß.

„Schönheit imponirt mir immer“ — ſagte er leicht, und freundlich lächelte ſie ihn für dieſe Fadaiſe an.

Ilda ging ſeit jenem Ball in die Geſellſchaft, und empfing an gewiſſen Tagen der Woche bei ſich. Der Zirkel war bald größer bald kleiner, wie es ſich eben traf. Otto ging häufig hin; ihm war es am liebſten, wenn wenig Perſonen da waren, dann ſetzte man ſich rund um den Theetiſch und die Unterhaltung war oft ſehr lebhaft und angenehm. Im zahlreichen Zirkel hingegen, beſonders wenn viel Frauen da waren, die Ilda und ihren Theetiſch verſchanzten, war es ihm ſelten möglich bis zu ihr zu gelangen, weil er ſich nie vordrängte. Werffen fehlte an keinem Abend; ſein muſikaliſches Talent machte ihm überall und immer einen guten Empfang, und er übte es aus ohne Ziererei und Launen. Einſt rief Ilda Otto zu ſich heran und ſprach:

„Weshalb bleiben Sie an Abenden wie der heutige immer im dritten Gliede ſtehen, da Sie doch wiſſen, daß ich gern mit Ihnen ſpreche?“

„Ich habe keine Gelegenheit mich Ihnen zu nähern.“

„Das iſt aber ſehr unbequem für mich, dann muß ich

Sie ſtets rufen — wie eben jezt. Nun wollen wir plaudern während Werffen ſingt. Die Muſik accompagnirt das Geſpräch ſo angenehm."

„Wollen Sie die Gnade haben mir eine Frage zu beantworten?"

„Das verſteht ſich — ſo gut ich kann!"

„Es wird in Ihrem Salon über alles mögliche Intereſſante und Unintereſſante geſprochen — warum nie, aber wörtlich nie! eine Sylbe über Politik?"

„Weil ich mich höchſt ungern langweilen laſſe."

„Wie können die Intereſſen, welche jezt das Menſchengeſchlecht in Bewegung ſetzen, einen Geiſt, ein Herz wie die Ihren, langweilen!"

„Wer behauptet das! aber die geſcheuteſten Leute werden langweilig, ſobald ſie ſich in das Gebiet der Politik begeben; dann ſtürzt ſich Jeder in ſeine Partei und kämpft auf Tod und Leben gegen die fremde. In der Hitze des Gefechts ſieht er oft durch die Staubwolken verdunkelt Windmühlen für Rieſen an. Einmal, iſt das lächerlich; wiederholt es ſich, langweilig. Davon hat Niemand Genuß"... —

„Als die ſtreitenden Parteien."

„Ich will aber keine Parteien! in meiner Nähe ſoll Friede ſein."

„Sie dekretiren ihn ziemlich despotiſch."

„Ach, es muß ja irgend Jemand in der Geſellſchaft Despotismus üben, welcher Art er ſei, damit ſie einigermaßen in Gang komme; warum nicht ich ſo gut wie jeder Andere."

„Sie eignen Sich gewiß beſſer dazu wie jeder Andere, weil Sie, abgeſehen vom Uebrigen, mit Ihrem Widerwillen

gegen Parteien, wahrſcheinlich keiner angehören, ſondern alle verſchmelzen, wie im Sonnenlicht die Farben untergehen."

„Im Salon gehöre ich ſicherlich keiner an."

„Und im Leben?" ...

„Bin ich Ariſtokratin vom Scheitel zur Sohle, und danke dem Himmel, daß ich es bin, denn jede edle Seele iſt geboren ariſtokratiſch und hält ſich ſeitab vom Pöbel. Uebrigens ſtehe ich jezt feſter denn je in den Reihen meiner Genoſſen, da die Tage ihres Glückes augenſcheinlich zu Ende gehen und eine neue Aera beginnt."

„Aber die ſtarken, freiheitsdurſtigen Seelen ſollten ſich ihr zuwenden wie dem Morgenroth, und dem jungen Tag ihre Kraft weihen."

„Das mag ſehr verdienſtlich ſein; aber es iſt leichter den alten Göttern treu zu ſterben, als mit den neuen, fremden, zu leben; und Sie werden doch nicht von mir begehren, daß ich mir Mühe geben ſoll?"

„Ich nicht! — wenn das Schickſal es nur nicht verlangt."

„O es hat's gethan, und ich gehorchte, gab mir Mühe — und mißlang."

„Ich glaube doch, daß wir durch Mühe viel erreichen und gewinnen können, nur nichts — gegen unſer Herz."

„Und alle andre Mühe iſt ja keine! aber Anſtrengung überwindet das Herz, obgleich ſie es zermalmen kann!"

„Es muß ſich wunderlich leben mit einem zermalmten Herzen."

„Kläglich! und dieſe Kläglichkeit iſt nicht zu ertragen. Wer leben will, muß friſch und ganz daſtehen, und bereit ſein das Leben am Fuß feſtzuhalten, wenn die Flügel uns aus der Hand ſchlüpfen."

„Iſt das entſchloſſene Kraft oder — Leichtſinn?“

„O ich bin nicht ſo genau in mir ſelbſt zu Hauſe! Ich weiß nur, daß ich vorwärts muß, daß die Zukunft mein Reich iſt und nicht die todte Vergangenheit, daß mein Auge ſtets offen ſein muß, weil immer neue Erſcheinungen des Lebens an ihm vorüberziehen. Wie dürftig und ungerecht wär' ich für mich und Andere, wenn ich mein Auge nur einmal hätte öfnen, und dann auf immer ſchließen wollen.“

„Auf die Weiſe ſcheint mir, daß Sie gar keine Ahnung von der Eigenſchaft haben können, die Treue heißt“ — ſagte er lachend

„Doch! entgegnete ſie ernſt, ich ſuche mir ſelbſt treu zu ſein. Ich muß mich durch die Welt hindurch bringen, ſo frei wie möglich; ich muß mein innerſtes Weſen entfalten, ſo reich wie möglich — das iſt mein Streben. Noch iſt viel Unentwickeltes, viel Unfreies in mir — wenn ich das je vergeſſen könnte, ſo wäre ich mir ſelbſt untreu.“

„Sie haben einen Muth, als ob Sie keine Schmerzen kennten.“

„Ich kenne ſie! aber wie Homers Götter und Miltons Engel, ohne ſie zu fürchten, denn ſie bringen mir nicht den Tod. Ich ſtelle mich auf den Schmerz und er hebt mich höher. Nachdem ich tüchtig mit ihm gekämpft habe, wird er mein Sklave, und als ſolcher der Fußſchemel des Ueberwinders.“

Es lag ein wunderbarer Contraſt in ihren Worten und in dem leiſen, bebenden Ton, womit ſie ſprach; in der innern Entſchloſſenheit, und der weichen, ätheriſchen Geſtalt; Otto heftete verſtummend den glanzvollen Blick auf ſie, und als Ilda ruhig und ſanft ihm ins Antlitz ſah, war ihm, als

müsse er freudig untergehen in das tiefe unergründliche Meer ihres Auges. Plötzlich, wie sich besinnend, kehrte sie hastig den Kopf seitwärts zum Piano, und Otto, um irgend etwas zu sagen, sagte rasch:

„Der Werffen hat besser als je gesungen!“

Ilda sprach lachend: „Ich schmeichelte mir schon, Ihr Ohr vollkommen captivirt zu haben; doch der Triumph sollte mir nicht werden.“

Er entgegnete in demselben Ton: „Ein Ausgangspförtchen muß immer offen bleiben, wenn auch das Portal geschlossen ist.“

„Ja, sagte Ilda, so sind die Männer! immer halb, oder dreiviertel, höchstens siebenachtel — nie ganz.“

„Diesmal thun Sie mir Unrecht! ich war ganz“ ...

„Nun? schnell die Wahrheit! — was?“

„Ganz Ohr für Werffen.“

„Bravo! — sagte sie mit einer Welt von Heiterkeit im Blick — das wird ihn freuen, den guten Werffen; gehen Sie ihm es sagen.“

„Sie sind boshaft, Gräfin“ — entgegnete Otto und zog sich zurück. Aber mächtig fesselte ihn diese Frau! Er hatte Viele gesehen, die sie an Schönheit übertrafen, Einige an Geist, Einige auch die an Anmuth ihr gleich waren — und doch stand sie vor seiner Seele in einsiedlerischer Abgeschiedenheit, mit Keiner zu vergleichen, geschweige zu verwechseln. Die scharfen Umrisse, mit denen ihre Wesenheit gezeichnet war, prägten sich fest in seine Brust. Ueber den Spiegel und den hellpolirten Stahl rollen die äußern Gegenstände spurlos hinweg, und die Oberfläche wirft nur ihre bunten Farben und Formen zurück; aber der Diamant gräbt sich

hinein. Otto war feſt und hell wie Stahl. Die Erſcheinungen des Lebens beherrſchten ihn nicht, weil er ſich nicht wollte beherrſchen laſſen. Sie ſpiegelten ſich lebhaft in ihm ab, denn er war von großer Regſamkeit; aber ſie bogen und lenkten ihn nicht. „Es muß noch etwas Anderes aus dem Leben zu machen ſein" — ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn ihm ſchien, daß irgend ein Einfluß zu merklich auf ſeine Richtung wirkte, und dann entzog er ſich ihm, ſei es mit Leichtigkeit, ſei es mit Ueberwindung. Er war ohne Namen, ohne Vermögen und Rang, durch nichts ausgezeichnet, als durch ſeine Perſönlichkeit, aber er ſtellte ſich in der Geſellſchaft mit einer Ruhe, mit einer Sicherheit des Uebergewichts, als habe er die höchſten Siegeszeichen nicht zu empfangen, ſondern zu vertheilen. Die Welt nimmt den Menſchen ſtets für das, wofür er ſich giebt. Jede Ueberlegenheit imponirt ihr; ſo erkannte ſie auch ſtillſchweigend Ottos Autorität an. Seine äußerſt gefälligen Formen machten, daß ſeine Suprematie nie verletzend für Andre wurde. Man gab ihm höchſtens etwas jugendlichen Uebermuth Schuld.

Werffen fand ihn unerträglich; d. h. Werffen, ein Mann de la vieille roche, ärgerte ſich über dieſe Erſcheinung der Zeit. „Vor funfzig Jahren wäre ſo etwas unmöglich geweſen, ſagte er einſt zu Ilda; damals blieb ein Herr Otto in der Schreibſtube oder wo er ſich ſonſt placirt hatte, und figurirte nicht im Salon auf glänzende Weiſe."

„Warum ſo neidiſch, mein lieber Werffen?" fragte ſie boshaft.

„Bei Gott nicht! rief er lebhaft; im Gegentheil! dieſer Menſch iſt mir angenehm, achtungswerth, als Menſch; ich

will auch gern glauben, daß er durch Wissen und Verstand ausgezeichnet ist — nur bleibe er in seiner Sphäre."

„Wie wollen Sie in unsern Zeiten einen ausgezeichneten Menschen aus irgend einer Sphäre verbannen, da der Grafensohn und der Schustersohn auf derselben Schulbank sitzend für dieselbe Bestimmung erzogen werden, und nur dadurch verschieden sind, daß der Schustersohn gewöhnlich bessere Fähigkeiten hat?"

„Und ist das nicht ein ungeheures, gar nicht zu übersehendes Unglück?"

„Ja wol! für die Aristokratie, denn sie hat keine Kraft im Blut mehr und kann sich nicht regeneriren. Sie vergeht allmälig, gleich den uralten Bäumen des Waldes, und der tiers-état hebt sich in der Bureaukratie als eine neue Anpflanzung hervor über den mächtigen, kahlen, verdorrten Stämmen. Sie ist nichts weniger als imposant, glänzend und vertrauenerweckend, diese Bureaukratie, aber sie hält doch einigermaßen der Herrschaft des gemeinen Geldsacks das Gleichgewicht."

„Ich halte es auch für diese Leute vom tiers-état für ein Unglück, daß die Schranken des Turnierplatzes sich ihnen öfnen. Die Zahl der Aspiranten wird dadurch zu Legionen, mithin auch die der Unzufriedenen, der Unruhigen. Es giebt unter ihnen, wie unter den Aristokraten, meistens Mittelgut, manche Tröpfe, selten ein Genie. Das drängt nun vorwärts, voll Ehrgeiz, voll Vergnügungssucht, voll Neid. Das erstickt sich untereinander, und uns mit, die wir an Zahl ihnen nach- und in ihre Reihen gemischt stehen. Wenn unter uns ein eminenter Kopf auftaucht, so stellen sie uns sogleich drei bis vier oder noch mehr gegenüber, was ganz

natürlich aus dem verſchiedenen Zahlenverhältniß entſpringt; — ſo iſt's unmöglich ihnen den Rang abzulaufen, denn in der Bureaukratie herrſcht, wie in allen Kaſten, der Nepotismus. Das ſtützt ſich, hebt ſich, reicht ſich die Hand gegenſeitig, drängt und ſchiebt, unwiderſtehlich wie die mazedoniſche Phalanx. Wenn das ſieben Söhne hat, ſo müſſen alle ſieben ſtudiren, und ſechs davon wären eben ſo gut mit der Elle und der Muskete an ihrem Platz. Kinder haben dieſe Leute ohnehin in erſchreckender Menge! im vorigen Sommer war ich mit einem Präſidenten im Bade, der ſieben Töchter hatte. Zwei davon bereits verheirathet, fünf ledig, recht hübſche Mädchen, wolerzogen; und ich bin überzeugt, ſie verheirathen ſich alle, vielleicht zum Theil in altadelige Familien, deren Söhne eine Carriere im Staatsdienſt machen wollen — denn der Papa kann pouſſiren, und ohne ſolche Hülfe durchbricht Keiner die Maſſe. Die undankbaren Fürſten laſſen den Adel fallen, nachdem er ſich an ihren Höfen ruinirt hat, oder protegiren ihn nur verſtohlen, was noch übler iſt, weil es ausſieht, als ob er es nicht verdiene. Geld hat er auch nicht mehr, um mit der brutalen Pracht der Finanz wetteifern zu können. Die älteſten, edelſten Geſchlechter ſterben aus. Andere opfern den uradeligen Namen und den Vorzug des pur sang der Erhaltung ihrer Beſitzungen auf, und verheirathen ſich mit bürgerlichen Mädchen, die reich ſind — kurz, Entartung überall."

„Aber die datirt aus alter Zeit herüber, guter Werſen! als der Adel ſo dumm war ſich von den Fürſten aus Eitelkeit und Vergnügungsſucht in die Erbärmlichkeit des Hofdienſtes locken zu laſſen — als er die ſtolze Unabhängigkeit ſeines Schloſſes und des Kriegsdienſtes mit der Sklaverei

am Throne vertauſchte — da begann ſeine Entartung. Als die Könige von Frankreich ihre Pairs hatten — was etwas Anderes iſt, als wenn Louis Philippe Herrn Thiers und Herrn Couſin zu Pairs creirt — als der deutſche Ritter ein Mitglied des heiligen römiſchen Reichs war: — da war der Glanzpunkt der Ariſtokratie, da hatte ſie Bedeutung, Sinn, Gewicht, Würde. Jezt kann nur noch die Perſönlichkeit eines Ariſtokraten ihm das geben, was früher ihm ſein Stand verlieh, und es iſt freilich kläglich zu ſehen, wie ſelten ihm das gelingt."

„Nun, Frau Gräfin, Sie ſind wenigſtens keine blinde Verfechterin Ihrer Partei."

„Da ich kein Mann bin, keine Kinder habe, und überhaupt nichts dabei zu gewinnen oder zu verlieren, ſo bin ich ohne perſönlichen Egoismus, alſo ziemlich ohne Verblendung in dieſem Punkt. Käme mein liebes Ich auf irgend eine Weiſe dabei ins Spiel, ſo würde ich ſchwerlich meine Leidenſchaftloſigkeit bewahren. Glauben Sie aber nicht, daß meine Mäßigung mich gleichgültig machte gegen den gewaltigen Umſturz der alten, einſt ſo herrlichen Zeit, und gegen das gräßliche Nivellirungsſyſtem der neuen, das nicht aus einem friſchen, allgemeinen Vorwärtsſtreben, ſondern aus einer allgemeinen Erſchlaffung und Ueberreizung hervorgeht. Daher kann ich kein Heil in ihm ſehen. Aber, guter Werſen, wenn doch einmal der Scepter aus unſerer Hand fallen muß — muß, weil ſie zu ſchwach iſt, um ihn unter neuen, fremden Umſtänden und Zuſtänden zu führen — ſo freue ich mich, ſobald ich geſchickte, feſte, edle Hände auf der andern Seite finde, die ihn vielleicht mit in Empfang nehmen und würdig halten werden."

„O Gräfin, wenn Sie Sich entſchließen könnten, mit Ihrem Genius unſer Aller Organ zu ſein!“

„Nein, dazu iſt der Genius mir zu heilig, und bin ich ſelbſt zu unwiſſend. Der Rädelsführer einer Partei muß praktiſch-gelehrt ſein, wenn er nicht ſich und die Seinen lächerlich machen will, und ich bin zu ſtolz um mich dieſer Möglichkeit auszuſetzen — vielleicht auch zu ruhmbegierig. Der Dichter gehört allen Zeiten und Völkern an; der Publiziſt, der Journaliſt — einem Moment. Ihr Ruhm gleicht dem St. Elmsfeuer, das im Sturm auf der Spitze der Maſtbäume flammt und heller iſt als die Sterne; allein, hat das Unwetter ausgetobt, ſo verſchwinden die wunderlichen Flammen, und die alten Sterne treten in ihre Rechte, und lächeln nach wie vor auf die Schiffer herab. Wenn es auch nur ihrer wenige, nur einige erſter Größe ſind, nach denen die Schiffer ihre Bahnen erkennen und lenken: ſo hat doch noch nie ein Stern ihnen Verderben gebracht. Kurz und verſtändlich in Proſa geſprochen: daraus wird nichts.“

„Das iſt zu kurz! geben Sie Gründe an! dieſe waren Poeſie.“

„Ich kann nicht dafür, wenn Sie meine Gründe nicht gelten laſſen. Uebrigens giebt der liebe Gott keine und Falſtaff keine — weshalb ſoll ein armer Weiberkopf ſich damit plagen.“

„Es iſt wirklich traurig, gute Gräfin, daß Sie, wie man zu ſagen pflegt: nie bei der Stange bleiben, ſondern immer rechts und links abſchweifen.“

„Behüte! — ſagte Ilda ſehr ruhig — ich habe keine Abſchweifungen gemacht, ſondern Sie. Ich bin noch mit

meinen Gedanken bei dem Punkt, von dem wir ausgingen — bei Otto.“

Sie ſagte da keine Neckerei, keine Naivetät, ſondern die Wahrheit. Dieſe beiden Menſchen begegneten und verſtanden ſich in ihrem raſtloſen Streben, und ihre Seelen gingen früher Hand in Hand, als ihre Herzen. Ilda ſagte oft zu Otto:

„Welch ein Glück Sie gefunden zu haben! es iſt bei Ihnen, als ob der Morgenwind durch den Wald ſtreife, und alle Bäume friſch aufblättere und ihnen die Träume der Nacht aus den Zweigen ſchüttele. Ich glaube, ich wäre ohne Sie in einem Quietismus fortgewandelt, der am Ende zur Dumpfheit führt.“

Auf eine ähnliche Aeußerung erwiderte er einſt beinah finſter: „Wer darf ſich ſchmeicheln Ihnen mehr zu ſein, als eine momentane, wolthuende Erſcheinung! Wie der Morgenwind verweht, wenn die Sonne höher ſteigt, ſo werden Sie mich vergeſſen.“

Sie ſah ihn betroffen an und ſprach beſtimmt: „Nie.“

Sechstes Kapitel.

Polydor ſchrieb der Gräfin häufig, und mit einer jugendlichen Lebensfreudigkeit, die klarer als ſeine Worte darthat, daß er unverſtimmt und ohne Schwankungen auf ſeiner Bahn wandelte. Das Geſchick war ihm günſtig; was er begann, gelang. Ueber die Dornen ſeines frühern Pfa-

des war längſt weiches Gras gewachſen. Nur ſchrieb er einſt:

„Wenn ich meine Kunſt nicht immer angebetet hätte, ſo „würde ich es jezt thun, da ſie mir Gelegenheit giebt die „Züge eines Engels in Marmor feſtzuhalten. O Ma„donna, wenn Sie wüßten welche Erquickung es iſt, zwi„ſchen ſo vielen gemeinen, plumpen, thieriſchſinnlichen, be„wußtloſen Geſichtern eins zu finden, das in ſeiner reinen „Vollkommenheit der Form und des Ausdrucks, ſelbſt dem „Künſtler nichts zu wünſchen übrig läßt: ſo würden Sie „mir aus voller Seele „Glück auf!“ zurufen. Gräfin „Regine heißt die Frau, die vom Himmel die Krone der „Schönheit empfing. O wol! das iſt ein Königthum von „Gottes Gnaden, das Jeder willig anerkennt! mit einem „ſolchen Vorzug iſt man die geborne Königin der Seelen, „und die Welt ſinkt vor ihr anbetend in den Staub. Ich „zuerſt — und ich bin glückſelig es zu können. Ich ar„beite zum zweitenmal ihre Büſte. Die erſte, mit einem „Blumenkranz, gefiel ihr nicht, als ſie vollendet war, hatte „einen zu modernen Charakter. Ich hatte es ihr im Vor„aus geſagt — ſie wollte es nicht glauben, meinte, es ge„höre antike Schönheit zu der antiken Einfachheit, und „beſtand auf einige Acceſſoires. Nun ſieht ſie ein, daß „ich Recht hatte, und ich darf ſie ſo modelliren, wie ich „es zuerſt ihr vorgeſchlagen: das Haar leicht nach rück„wärts hin aufgeneſtelt, daß die ganze Form des Kopfes „und die unausſprechlich anmuthige Wendung des Halſes „ſich degagirt. Ach, ich bin glücklich, ſo glücklich wie noch „nie. Ich werde mir hier eine feſte, unabhängige Stel„lung gründen können; das macht mich über meine Zu-

„kunst so ruhig. Es giebt hier keinen bedeutenden —
„wenigstens keinen anerkannt bedeutenden Künstler in mei-
„nem Fache. Ich kann vielleicht in Wien werden, was
„Schwanthaler in München, Rauch in Berlin ist. Außer
„meinen verschiedenen Büsten hab' ich viel Arbeiten im
„Kopf, einige unter den Händen, z. B. ein Basrelief: die
„Zusammenkunft Sobieskys mit Kaiser Leopold I. nach
„der Befreiung Wiens von den Türken. Dann ein jun-
„ges Mädchen, das einen Schmetterling auf ihrer linken
„Hand betrachtet, und den Vorfinger der rechten auf ihre
„Lippen legt, damit ihr Athem ihn nicht verscheuche; —
„kann sehr graziös werden, versichere ich Sie. Dann ein
„Genius, der von einer zerbrochenen Säule eine Leier em-
„porhebt und die Schwingen zum Aufflug entfaltet hat;
„das soll mein Monument für Beethoven sein. Jetzt ist
„das Alles nur Thon und Gyps. Steht es dereinst in
„Marmor da, so sollen Sie Freude erleben an Ihrem

Polydor."

Ilda antwortete auf der Stelle:

„Sein Sie glücklich, lieber Polydor, dann ist das Leben
„leicht; beten Sie an, dann ist das Herz befriedigt; aber
„denken Sie nicht daran Sich in Wien zu fixiren, wenn
„die Gräfin Regine auch nur einen Gran dafür in die
„Wagschaale legt. Jetzt sind Sie in der Mode, geehrt und
„geschmeichelt, gesucht und belohnt; aber — Sie können
„aus der Mode kommen, wenn Ihre Kunst sich nur auf
„das Porträt beschränkt; und finden Ihre übrigen Arbei-
„ten Beachtung? Anerkennung? wird etwas Anderes in
„Ihrem Atelier bewundert, als die Büste des Prinzen X.
„und der Fürstin Z.? Auf was gründen Sie Ihre Hof-

„nungen für eine ſichere, unabhängige Stellung? Ich kann
„aus Ihrem Brief nicht eine Ausſicht entnehmen, und
„Ihr Gedanke, Sich in Wien zu fixiren, würde mir ſpaß-
„haft vorkommen, wenn er mich nicht ängſtigte. Wie
„kann ein Menſch, ein Künſtler von einundzwanzig Jah-
„ren ſich ſchon irgendwo Hütten bauen wollen, ohne etwas
„zu wiſſen und zu kennen. Guter Polydor, kränken Sie
„Sich nicht über den Ausdruck. Wie gut ich Ihnen bin,
„welche Freude ich an Ihrem ſchönen Talent habe, brauch'
„ich Ihnen nicht zu wiederholen; aber von der Welt wiſ-
„ſen Sie nichts und die Menſchen kennen Sie nicht, und
„über Sich Selbſt ſind Sie in allen Dingen, die außer-
„halb Ihrer Kunſt liegen, ſo wenig ſicher — wie man
„eben in Ihrem Alter iſt. Darum bewundern Sie die
„ſchöne Gräfin Regine, machen Sie ihre Büſte hundert-
„mal verändert, berauſchen Sie Ihr Künſtlerauge, dem
„ſelten ſolche Genüſſe zu Theil werden — doch weiter ge-
„ſtatten Sie ihr keinen Einfluß, nicht auf Ihr Leben, nicht
„auf Ihr Herz. Ich weiß nichts von dieſer Frau; ſie iſt
„vielleicht glückliche Gattin, frohe Mutter, vielleicht ein
„junges unbefangenes Mädchen, ich kann alſo durchaus
„kein Vorurtheil gegen die Perſon haben; allein ich will
„überhaupt keine Gräfin Regine Ihnen gegenüber — es
„ſei denn, daß ſie Ihnen Sitzung gäbe. Die Liebe zu
„einem ſolchen Weſen kann Sie grenzenlos elend machen,
„weil Sie dadurch aus Ihrer Sphäre geſchleudert wer-
„den, und in Zwieſpalt zwiſchen Sehnſucht und Beſtim-
„mung kommen können. Das iſt aber der Tod für eine
„Künſtlerſeele! — Ach, ich mag wol für eine ſehr leicht-
„ſinnige Rathgeberin gelten, aber dennoch muß ich Ihnen

„ſagen, daß es mir weit weniger gefährlich für Sie ſcheint,
„wenn Sie Sich zwanzigmal verlieben, als wenn Sie
„eine heftige, unglückliche Leidenſchaft faſſen, an deren
„Ueberwältigung oder Betäubung Sie Ihre Kraft ver-
„ſchwenden müſſen. Werden Sie nur nicht unglücklich,
„mein guter Polydor, es iſt ein großes Elend unglücklich
„zu ſein. Denn wenn auch die eine Hälfte unſers We-
„ſens, vom Unglück emporgetrieben, Adlerflügel findet, mit
„denen es über die Wolken hinauf fliegt, ſo windet ſich
„doch die andere im Staube, und das Herz verblutet,
„während der Genius triumphirt, und durch die Sieges-
„hymnen tönt zuweilen ein greller Schrei der Verzweif-
„lung. Einheit, Lieber, tiefe, ſelige Einheit, das iſt des
„Künſtlers Element. — Von mir und meinem Leben heute
„nur das eine Wort: es geht mir überraſchend gut. —
„Gott mit Ihnen.“

Von allen ſchönen Frauen Wiens war Gräfin Regine in der That die ſchönſte, ſeit drei Jahren Wittwe von einem ſehr alten und ſehr reichen Mann, mit dem ſie bei ſechszehn Jahren vermält ward, und deſſen Namen ſie tadellos trug. Nicht ein Hauch, geſchweige ein Wort, hatte je ihren Ruf getrübt. Kein Mann konnte ſich der geringſten Auszeichnung von ihrer Seite rühmen. Bei zweiundzwanzig Jahren, in voller Blüte der Jugend und in unvergleichlicher Pracht der Schönheit, ſtand ſie einſam, kühl, rein in der verderbten Geſellſchaft. Ueber ihr großes, braunes Auge ſenkten ſich die breiten Augenlider ſo ruhig herab, als gäbe es nichts für ſie zu ſehen, und ihr mildes, ſtilles Lächeln erfreute jedes Herz, weil es friedlich war, wie das eines Kindes oder eines Engels. Nur wer ſie aufmerkſam beobachtete, hätte bemerken

können, daß zuweilen, ganz flüchtig, ganz selten, ihr Blick oder ihr Lächeln mit verändertem, fascinirenden Ausdruck hierher oder dorthin fiel. Auf wen? das war nicht zu ergründen. Aber Jeder, den dieser Blick traf, glaubte an die Offenbarung, die Verheißung, die in ihm lag.

Keine Eigenschaft Reginens kam ihrer Schönheit gleich, als nur ihre Eitelkeit, und Beiden wiederum die Kälte ihres Herzens. Man hatte sie ganz für die Anfoderungen der Welt erzogen, gebildet, vermält. Sie hatte keinen andern Begriff von Glück, als in dieser Welt auf einem Throne stehen, der aus allen Requisiten erbaut ist, deren eine Frau bedarf, um unerreichbar von andern Frauen zu sein. Dahin gehörte: zu der Schönheit — Anmuth, zu dem Verstand — Güte, zu dem Rang — Reichthum, zu der Liebenswürdigkeit — Tugend. Einen andern Begriff von Tugend, als den eines makellosen Rufes, hatte Regine nicht. Da sie aber in der Gesellschaft sah, wie schwer es für Frauen war, diese Tadellosigkeit zu bewahren, sobald ihr Herz bewegt ward: so faßte sie früh den Entschluß, die Männer nur als Wesen zu betrachten, deren Huldigungen, nein, mehr! — deren Vergötterung ihr als Tribut zukam, und sich feiern, adoriren, lieben zu lassen, ohne je in ihrem Busen auch nur den Schatten einer Neigung zu dulden. Ihr Grundsatz ward: eine Frau, die liebt, ist eine Närrin, denn sie kommt gänzlich dadurch aus dem Gleichgewicht, findet immer Unruhe und Qual, häufig Entwürdigung, und für tausend Opfer keinen Ersatz. Da sie keine Ahnung von der tiefen Seligkeit der Liebe hatte, und nicht das Bedürfniß kannte, aus dem Glück eines geliebten Wesens das eigene zu erhöhen und zu verklären: so wäre jenes Raisonnement gut und richtig für sie gewesen,

wenn sie zu gleicher Zeit nicht hätte geliebt sein wollen. Allein, da sie für andere Frauen mächtige Leidenschaften sich entzünden und tiefe Neigungen sich begründen sah, so wollte sie ähnliche Gefühle erwecken und nur klüger wie jene, die Leidenschaft nicht erhören, und die Neigung nicht erwidern. Sie stieß Niemand zurück und begünstigte Niemand; aber Niemand war hoffnungslos, obgleich er nicht angeben konnte, weshalb und was er hoffe, denn auch der Kühnste war nicht kühn genug zu glauben, daß diese Lilie sich vor ihm in den Staub neigen werde. So trieb die Gräfin Regine ihr Spiel, bupirte alle Männer, überstralte alle Frauen, und galt für die vollkommenste ihres Geschlechts.

In den Bereich dieser Circe gerieth Polydor, mit seinem frischen Herzen, seinem offenen Auge, seinem erregbaren Sinn. Leicht entzündlich durch Weiberschönheit sank er unbefangen, wie vor einer Göttin, vor Regine nieder. Aber sie begnügte sich mit diesem Cultus nicht. Polydor war ihr eine fremdartige, erquickende Erscheinung. Sie wollte diese kräftige Alpenpflanze in ihre Region versetzen, wollte, daß die halbgeschlossene Blüte für sie ihre Blätter entfalte, für sie ihren Duft aushauche, unbekümmert, ob die Atmosphäre der Pflanze gedeihlich sei oder nicht. Anfangs hatte sie nur, weil es eben Mode war und weil ihre Freunde sie darum baten, ihm zu ihrer Büste gesessen; aber als sie ihn öfter sah und hörte, schien der Jüngling ihr hoch über der Masse seines Gleichen zu stehen, sie ahnte, daß er zu ungewöhnlichem Standpunkt sich emporschwingen werde, weil er es mit aller Kraft wolle, sie betrachtete das Außerordentliche als ihr Eigenthum, womit sie nach Belieben schalten dürfe — und so begann sie um Polydor ihre Fesseln zu winden. Er hatte nie in einer

Verbindung mit Frauen gestanden, nicht weil es ihm daza an Gelegenheit, sondern an Zeit gefehlt hatte. Die letzten Jahre waren so voll, so reich, so anregend gewesen, hatten ihn in eine so neue, glanzvolle Welt eingeführt, daß er keine Muße hatte, von den lockenden italienischen Augen sein Herz entflammen zu lassen. Wie einst im günstigen Moment Apolloniens Kuß, so nahm er auch jezt die süße Gabe des Augenblicks, nur mit etwas mehr Kühnheit — und das genügte ihm. An Liebe dachte er nicht bei den Gestalten, die ihm bisher begegnet waren. Apollonia war die Einzige, die einst sein kindisches Herz hatte schlagen machen; allein seitdem waren solche Veränderungen in ihm vorgegangen, daß er deutlich fühlte, eine Apollonie könne ihm nicht mehr genügen. Was er begehrte von seiner künftigen Geliebten, wußte er nicht, weil Niemand das weiß; aber wenigstens — Alles! aber wenigstens ein großes, warmes, ganzes Herz! „und dann gebe ich ihr das meine, ohne Rückhalt, wie der Gottheit.“ Das war das résumé und so hatte er auch bisweilen in Stunden des Vertrauens zu Ilda gesprochen, die seine Hoheprieſterin war, die durch ihre Bestätigung seine Gedanken und Gefühle kräftigte und läuterte. Dann sah Ilda ihn mit unsäglicher Freudigkeit an und erwiderte: „So ist's recht! unumschränkt, wie der Gottheit!“ Aber sie hätte sagen sollen: „nur der Gottheit,“ — denn die Menschen haben keinen Sinn für die Unermeßlichkeit eines solchen Geschenks; ihre Hand faßt es nicht, sie lassen es in den Staub fallen.

Regine hatte ihr Bild im Profil und in sehr kleinem Maßstab für eine ferne Freundin von Polydor ausführen lassen. Es war ein Meisterwerkchen, der Alabaster hinge-

nicht ſo grauſam ſein, ihm eine ſolche Spielerei zu mißgönnen. Für Leonie wird die Ueberraſchung und Freude auch nach vier Wochen dieſelbe ſein, alſo" ...

Sie nahm die elegante Maroquin-Kapſel vom Tiſch und gab ſie an Polydor mit einer ſo unbefangenen Fröhlichkeit, als ob ein Kind ſeinen Kuchen mit dem lieben Geſpielen theilt. Er küßte heftig die Kapſel, heftiger die gebende Hand, die Regine ihm entzog, um mit gehobenem Finger ſcherzend zu drohen, als ſie ſprach:

„Aber nun machen Sie Sich auch ſchleunig und mit Liebe an die Kopie, denn ich wäre troſtlos, wenn die gute Leonie ein weniger ähnliches Porträt erhielte."

Doch Polydor war zu fleißig und zu froh, um dies außerordentliche Leid über ſie zu verhängen. Das Bild war in überraſchend kurzer Zeit fertig, eben ſo ähnlich, eben ſo ſchön, und er ging eines Abends zu ihr, um ſich ihre Befehle wegen des Rahmens zu erbitten.

Er fand ihren Wagen angeſpannt; indeſſen wurde er nicht abgewieſen, ſondern in den Salon geführt, während ein Bediente ging ihn zu melden. „Sie iſt bei der Toilette — wird mich nicht annehmen" — dachte Polydor. Aber der Bediente brachte die Bitte der Gräfin, nur zwei Minuten zu verziehen. Es dauerte kaum ſo lange, ſo öfnete ſich raſch die Thür und Regine trat ein in roſenfarbenen Flor gekleidet, einen Roſenſtrauß in der Hand, die ſchwarzen Haare von einer goldenen Kette umſchlungen, welche ein großer Diamant über der Stirn feſthielt. Sie ſah aus wie die Aurora mit dem Morgenſtern über dem Haupt. Das weite leichte Kleid, und eine ebenfalls roſenfarbene Echarpe, die loſe um ihre Schultern hing, umflatterte ſie wie duftiges

Gewölk, worin ſie mit ihrem fliegenden Gang zu ſchweben ſchien. Der Duft der Roſen — doppelt lieblich, da Eis und Schnee die Erde bedeckten — und der Parfümerien, die in Deutſchland und Frankreich das Zeichen der Eleganz, den Römerinnen aber verhaßt ſind, und von den Engländerinnen für unanſtändig gehalten werden — verbreitete eine feine nebelhafte Atmoſphäre um ſie, wie um Götterbilder im Tempel.

Polydor ſtand wie angezaubert, ſprach keine Sylbe, und ſah ſie an.

„Nun, was bringen Sie mir? warum bleiben Sie denn ſo unbehaglich mitten im Salon ſtehen?“ ſagte Regine, ihm freundlich zunickend, und ſetzte ſich auf eine Chaiſe longue am Kamin.

Polydor ſagte was er zu ſagen hatte, Regine gab ihm ihre Aufträge und fuhr dann fort zu plaudern. Sie war am Morgen mit einer engliſchen Familie im Belvedere geweſen, und ganz ſtolz über dieſen Schatz ihrer Vaterſtadt.

„Von Murillos kleinem Johannes Battiſta konnte ich mich gar nicht losreißen, ſagte ſie. Dieſe Verſchmelzung des Propheten und des Kindes hat etwas Ueberirdiſches. Ich liebe Murillo inſtinktmäßig und vielleicht iſt nur das die rechte Liebe. Rafael lieb' ich um ſeiner himmliſchen Grazie willen, Francia wegen ſeiner heiligen Schönheit — da weiß ich Gründe anzugeben. Bei Murillo nicht! aber er ſagt mir immer heimlich tauſend Dinge ins Ohr, die kein Anderer mir ſagt.“

„Es könnte vielleicht ſeine großartige Naivetät, ſeine tiefſinnige Wahrheit ſein, die Sie feſſelten. Niemand iſt weniger als er auf den Effekt bedacht, daher machen Wenige

einen mächtigeren Eindruck. Von den Legionen Ecce homos, die ich gesehen, hat mir keiner so gefallen wie der von Murillo hier in der Gallerie Czernin. Als ich sie zum ersten Mal besuchte, war das Gemälde zufällig von seinem Platz genommen, und einer Reihe geöffneter Thüren gegenüber an die Wand gelehnt. Es hat vielleicht nur halbe Lebensgröße, aber als ich dies Kruzifix in der Ferne gewahrte, ganz einsam, ganz dunkel, Nacht und Abgeschiedenheit um den bleichen, göttlichen Sterbenden — da bebte ich zusammen und beschleunigte meinen Schritt, um ihm noch einmal ins Auge zu sehen, bevor er stürbe."

„Ich will mit Ihnen unsre herrlichen Gallerien besuchen. Sie werden mich aufmerksam machen — nicht auf die Schönheit, die erkennt auch der Laie — aber auf einzelne Schönheiten, die nur der Künstler zu würdigen weiß. Und ich will nicht blos mit dem Herzen, auch mit dem Verstand bewundern! Haben Sie aber auch Zeit für mich? woran arbeiten Ihre Hände jezt, und woran Ihre Gedanken?"

„Die Hände das Basrelief von dem ich Ihnen schon gesprochen, und mehre Büsten; die Gedanken immer und immer an Ihrer zweiten Büste."

„Bitte, schellen Sie" — sagte Regine nach der Uhr auf dem Kamin sehend, und als ein Bedienter auf den Ruf der Glocke eingetreten war, sagte sie zu dem:

„Ich bleibe jezt zu Haus. Um eilf Uhr vorfahren."

„Warum schicken Sie mich nicht fort? fragte Polydor; ist es nicht zu viel begehrt, daß ich von selbst gehen soll?"

„Ich begehre es auch gar nicht. Ich wollte nur in eine Soiree gehen, um den Abend bis zum Ball hinzubringen. Sie sind jezt hier, da suche ich keine andere Unterhaltung.

Ueberdas ist es zehn Uhr, da dürften Sie wol nirgends mehr Thee finden — als hier. Wir wollen in mein Zimmer gehen; der Salon ist unbehaglich wüst für zwei Personen."

Sie ging voran. Er folgte, und betrat zum ersten Mal ihr Zimmer. Es war durchaus modisch und elegant, d. h. dermaßen mit Möbeln aller Art angefüllt, daß es mehr einem Magazin als einem Wohnzimmer glich, und daß man nur in Schlangenwindungen seinen Weg von der Thür zum Sopha machen konnte. Eine außerordentliche Profusion von exotischen Gewächsen sowol, wie von Frühlingsblumen, in Vasen auf Tischen und Etageren machte die Luft heiß und schwer.

„Hier wohnen Sie?" sagte Polydor, befremdet umherblickend.

„Ja, das ist mein Schreibtisch! an jenem Tischchen hinter dem chinesischen Schirm male ich; dort am Kamin frühstücke ich" ... —

„Aber ums Himmels Willen, wo athmen Sie? Eine solche Wohnung ohne Luft, ohne Licht, würde mich ersticken."

„Sie ist so traulich, ich habe Alles so hübsch nah beisammen. Und Sie — Sie werden sich an diese Enge gewöhnen. Braucht man's denn so gar weit und hoch um sich zufrieden zu fühlen?"

Sie setzte sich und wies auf einen Fauteuil ihr gegenüber. Polydor nahm den Platz ein; aber die Lampe, der Samovar, das ganze Theegeschirr stand auf dem Tisch, zwischen ihm und ihr. Er konnte ihr nicht gerade ins Gesicht sehen, drum sprang er auf und setzte sich neben sie auf ein Tabouret.

„Kein bequemer Platz“ — sagte sie.

„Ja, gerade sehr bequem für mich.“

Sie hatte ihre Handschuhe ausgezogen und zu dem Rosenstrauß gelegt. Er spielte damit, wie die Männer gern thun, wenn sie eben nichts zu reden wissen, und der arme Polydor wußte in diesem Augenblick gar nichts zu reden.

„Zerpflücken Sie nur nicht die Rosen, sagte Regine, die Handschuhe gebe ich Ihnen schon eher preis.“

Polydor wickelte schweigend einen Handschuh zusammen und steckte ihn in seine Brusttasche.

„Sie sind unglaublich kindisch“ — sagte sie lachend.

„Das ist möglich! aber glücklich bin ich — o glücklich! das ist gewiß.“ Er legte sein Gesicht in seine gefaltenen Hände auf den Rand des Tisches. Regine sah ihn an; aber sie sah nichts als seine krausen, glänzendbraunen Haare, und seine frische junge Stirn. Sie hatte beinah Mitleid mit ihm; ihr guter Genius versuchte sie zu warnen vor dem Unheil, das sie im Begriff war zu stiften. Da streifte ihr Blick über seine Hand, an der er einen Ring mit Turquoisen trug. Diesen Ring hatte nur eine Frau ihm gegeben, und zwar als Andenken, als Erinnerung, als Liebespfand — nicht als Geschenk; denn er war sehr einfach. Sie hatte jezt kein Mitleid mehr.

„Glauben Sie, daß der Türkis die Farbe verliert, fragte sie, wenn der Geber eines Ringes, wie Sie ihn da tragen, dem Empfänger treulos wird?“

„Ich habe die Sage nie gehört, aber sie ist schön wie alle Sagen, welche die Natur in Sympathie mit dem Menschenschicksal bringen.“

„Um dieſer Eigenſchaft willen tragen Liebende ſo gern den Stein.“

„Ich erhielt ihn an meinem letzten Namenstag von dem Schutzengel meines Lebens. Der Stein bringt Glück, ſprach ſie, deshalb gebe ich ihn Ihnen.“

„Sie? — wer iſt das?“ fragte Regine ſchelmiſch.

„Ach, Sie wiſſen nichts von ihr! erwiderte er ſtaunend. Freilich wie ſollten Sie auch wiſſen, in welchem Verhältniß ich zu der Gräfin Schönholm ſtehe!“ Und er fing an zu erzählen, ſein ganzes Leben, ſeine Kindheit, ſeine Jugend, ſeine Entwickelung, ausführlich, genau und lebendig. Regine hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Den Kopf in ihre aufgeſtützte Hand gelegt, verlor ſie keinen Blick, kein Wort Polydors; ſie mußte wiſſen, ob er, wie er ſie liebe. Als er ſchwieg, fragte ſie theilnehmend:

„Und ſo iſt denn wol dies feenhafte Weſen Ihr Ideal einer Frau?“

„Wenigſtens habe ich keine gefunden, die ich mit ihr vergleichen mögte — bis jezt! — und jezt kann ich nicht vergleichen.“

„Und iſt ſie ſehr ſchön?“

„Schön wie Eine, und lieblich wie ... wie Keine, ſagte er raſch und dann ſtockend; aber, fügte er betheuernd hinzu, nicht ſchön wie Sie, nicht mit dieſer Vollkommenheit der Züge, nicht ... o ich darf Ihnen das nicht auseinanderſetzen.“

„Es iſt vorgefahren“ — meldete der Kammerdiener.

„Gut! ſprach Regine, lehnte ſich in ihrem Sopha zurück, ſchlug die Arme übereinander und ſagte zu Polydor: „Fahren Sie fort, mir von Ihrer liebenswürdigen, edlen

Freundin zu erzählen. Auf ſolche Frauen darf unſer armes Geſchlecht ſtolz ſein.“

„O wenn Sie Ilda kennten, wie würden Sie ſie lieben um ihres königlichen Herzens willen! Dieſer Reichthum, dieſe Fülle, dies unendliche Haben, dies unermeßliche Geben, das, wie es die Herrlichkeit und Freudigkeit eines Königs ausmacht — beſitzt ſie. Giebt es Menſchen, die eine angeborne Krone tragen, ſo trägt Ilda ſie.“

„Und nie hat man verſucht dieſe Krone in den Staub zu treten?“

„Wie ſo?“ fragte er befremdet und ſah ſie groß an.

„Frauen, die auf einer ſolchen geiſtigen Höhe ſtehen, ſind tauſend neidiſchen und ſpähenden Blicken des eigenen wie des fremden Geſchlechts, und außerdem hundertfältiger Verlockung ausgeſetzt, wovon wir Uebrigen nichts wiſſen. Da wird denn die Stralenkrone bisweilen leider! ach leider! von der eigenen Schwäche und der fremden Scheelſucht verdunkelt.“

Polydor ſprach nachdenkend: „Möglich, daß ſie irren und im Irrthum fehlen kann; — aber ich habe nie gedacht, daß man einem ſolchen Weſen aus einem abſichtloſen Irrthum einen Vorwurf machen könne.“

„Polydor — ſagte Regine mit unendlich weicher, ſüßer Stimme — Sie verſtehen zu lieben.“

„Glauben Sie das! rief er, und ſeine Stimme bebte vor dem mächtigen Schlage ſeines Herzens; — o ja, glauben Sie es nur feſt! ... allein Ilda lieb' ich nicht, denn unſere Seelen berühren ſich nur, ohne in einander zu ſchmelzen.“

„Und iſt das nicht genug?“

„Genug, wenn noch ein Wunsch übrig bleibt? Nein, nein, tausendmal nein! das ist nicht genug, denn die vollkommene Liebe ist: Eins sein. Das ist genug, denn es ist der Himmel.“

„Ach, wie dürfen Sie hoffen, den zu verdienen?“

„Ich weiß wol, daß ich ihn nicht verdiene.“

„Und wie glauben Sie ihn denn zu erringen?“

„Wenn ich recht liebte.“

„Nun so lieben Sie nur recht,“ — sprach Regine und es war als ob eine innere Sonne über ihrem schönen Antlitz aufginge. Sie dachte bei sich: er liebt mich, ich werde ihn fesseln, es ist der Mühe werth.

Polydor sprang auf. „Der Ball erwartet Sie — die Tänzer sehen Ihnen mit Ungeduld entgegen, und ich — langweile Sie.“

„O lassen wir den Ball! ich bin jetzt in einer Stimmung, die weder zur Tanzmusik noch zum Salongeschwätz taugt. Wenn eine Seele sich uns offenbart hat, so ist es doppelt schwer mit Larven zu verkehren.“

„Und doch thun Sie es Ihr Lebenlang.“

„Ja, weil ich muß, und aus Gewohnheit, und weil alle meine Freunde in dem Tourbillon leben. Ich bin ohnehin schon einsam genug, ohne Eltern, ohne Gemal — ich würde ganz isolirt sein, wenn ich mich aus dem Getümmel zurückzöge, und die Einsamkeit ist nur dann süß, wenn unser Herz befriedigt ist und sie mit einem geliebten Wesen theilt.“

„Ich kann nicht glauben, daß Sie Sich ohne große Ueberwindung aus einem Kreise entfernen würden, dessen Herrin Sie sind.“

„Ich habe keine Veranlassung dazu! — doch um Ihnen

einen winzigen Beweis zu geben, daß es mir nicht allzu schwer wird" ... —

Sie schellte und rief dem eintretenden Kammerdiener zu: „Ausspannen!"

„Ums Himmels Willen! rief Polydor, meinetwegen entsagen Sie dem Ball?"

„Sie sehen wenigstens, daß ich's nicht mit großer Anstrengung thue."

„Umsonst hätten Sie diese reizende Toilette gemacht, die Ihnen so schön steht, wie ich Sie nie gesehen zu haben meine?"

„Umsonst?" fragte sie langsam und sah ihm tief ins Auge. Auf diese Frage, mehr noch auf den Blick, wußte Polydor nichts zu antworten Regine sagte abbrechend:

„Können Sie nicht einen Tag festsetzen, an dem wir eine Gemäldesammlung besuchen könnten."

„Bestimmen Sie, denn ich würde sagen — morgen."

„Nun, es ist doch wol ganz natürlich, daß ich mit meinem nichtsthuerischen Leben mich nach Ihrem thätigen, beschäftigten richte, und deshalb bleibt es bei Ihrer Bestimmung. Ueberdas habe ich morgen zum Diner einige interessante Fremde bei mir, die sich über Ihre Bekanntschaft freuen würden — dann speisen Sie mit uns, nicht wahr?"

„Nein, Grüfin, o nein, nur das nicht! Verurtheilen Sie mich nicht dazu, mit andern Personen zusammen bei Ihnen zu sein."

„Seltsamer Mensch, was kann es Ihnen schaden!"

„O gar nicht schaden — rief er stolz — aber langweilen, über alle Maßen langweilen, Andere sehen und hören zu müssen, wenn Sie da sind. Nein, ich komme nur zu

Ihnen, wenn ich weiß, daß Sie allein ſind ... wenn Sie's erlauben."

„Wie gern! es plaudert ſich gut mit Ihnen, ſo leicht, ſo bequem, und nicht dies ewige Geſchwätz über Tagesbegebenheiten, über Vorfälle in der Geſellſchaft. Aber heute müſſen Sie gehen, es iſt ſpät."

„Sie ſagen, es plaudere ſich gut mit mir — und ſchicken mich fort?"

„Nur für heute! — Gute Nacht, lieber Polydor."

Er machte eine Bewegung als wolle er etwas erwidern; da ſie ihn aber anſah mit dem höchſten Befremden, daß ihr Befehl noch nicht vollzogen ſei, ſo verbeugte er ſich ſchweigend und ging. Regine ſah ihm nach, horchte auf ſeinen ſich entfernenden Schritt, und ſprach zu ſich ſelbſt: „man muß ſtreng ſein gegen dieſen kleinen Polydor, er hat keine Luſt zu gehorchen."

Siebentes Kapitel.

Die matte Mittagſonne eines Wintertages fiel durch hohe Fenſter und leichte weiße Vorhänge hell in Ildas Gemach. Da war keine Spur von beängſtigender, modiſcher Ueberfüllung, von elegantem Wirrwarr! Alles ruhig, bequem, wie eine unabhängige Seele es bedarf! — Ein Schreibtiſch, auf dem nichts Anderes ſich befand als was zum Schreiben erfoderlich iſt; ein Bücherſchrank, in welchem ein Paar hundert

Bücher in verſchiedenen Sprachen Platz fanden; ein breites, niedriges Sopha; im Fenſter ein Tiſch mit Zeichengeräth; ſeitwärts daneben Polydors Büſte, in Marmor ſehr ſchön von ihm ſelbſt gearbeitet, und über derſelben das Porträt eines Mannes; dieſem gegenüber in Lebensgröße das Gemälde ihres verſtorbenen Gemals, wie er mit einem ſeiner Lieblingshunde zur Jagd ging; ein ſehr ſtarker, weicher Fußteppich, der keinen Schritt hörbar werden ließ; — das war Ildas Zimmer. Eine Elegante würde es von ganz ſchlechtem Geſchmack gefunden haben. Ilda ſaß in einem großen Fauteuil, deſſen Lehne, mit ſauberem Schnitzwerk gekrönt, ihren Kopf überragte und gleichſam einen Rahmen um ſie ſchloß. Die geſenkten Augen, das geſcheitelte Haar, das violette enganſchließende Kleid, aus dem die ſchmalen Hände ohne Schmuck von Ringen und Armbändern hervorſahen, gaben ihr etwas von einem altdeutſchen Bilde. Aber das bewegliche Mienenſpiel, wechſelnd nach den Worten des Briefes, den ſie in Händen hielt, gab der ſtillen Geſtalt einen erhöhten Reiz. Sie hatte längſt zu leſen aufgehört und war in Nachſinnen verfallen, als ſie ſich plötzlich erhob und halblaut ſprach:

„Es iſt nichts zu machen! er muß hindurch, der arme Polydor.“ Dann nahm ſie einen großen Shawl und ging in den Garten hinab. Es war nicht kalt. Dünner Schnee lag leicht auf die hartgefrorne Erde geſtreut. Die Sonnenſtralen fielen ſchräg durch die kahlen Aeſte. Die Natur hat in dieſem Zuſtand etwas unſäglich Karges, Dürftiges. Ildas Bruſt war gepreßt. „O Gott, eine kleine Erquickung! ſeufzte ſie — die Welt iſt ſo öde!“ — Sie bog in eine an-

dere Allee ein, und Otto kam ihr entgegen; er pflegte zuweilen hier ſpazieren zu gehen.

„Willkommen tauſendmal, rief ſie, das iſt mir eine angenehme Ueberraſchung! Erzählen Sie mir etwas, ich bin verſtimmt.“

„Ich bin es auch! einer meiner Freunde ruinirt ſich durch eine wahnſinnige Leidenſchaft und Niemand kann ihn retten! er geht in ſeiner Raſerei unter.“

„Sie ſprechen ſehr hart von Ihrem Freunde und von der Liebe.“

„Weil der Mann nicht ausſchließlich für die Liebe geſchaffen iſt.“

„Weil die Männer ſo denken, ſind auch die Frauen es nicht.“

„Eine Frau darf an der Liebe ſterben, der Mann nur für ſie, wie für all ſeine Ideen — darin beſteht ſeine Tugend.“

„Otto!“ ſagte ſie mit leiſem Jubel im Ton.

„Nicht?“ fragte er überraſcht.

„O wol! wol! ich freue mich aber ſo ſehr über Sie.“

„Unſere Ideen ſind unſere Hausgötter, fuhr er fort; die müſſen wir mitnehmen bei jedem Auszug aus Egypten, bei jeder Einwanderung in eine neue Welt, bei jedem Sprung über den Rubikon, ja auch bei jedem vierzig Jahre langen Zug durch die Wüſte. Die müſſen wir tragen als unſere koſtbarſten Schätze. Sie ſind ſchwer zu tragen! ſie drücken wund, gar todt; die Arme ſinken oftmals herab, die Füße verſagen den Dienſt, der Kopf ſchwindelt, das Herzblut ſtockt — menſchliche Kraft reicht nicht aus. Nun, ſo ſterbe man für ſie, doch nimmermehr ohne ſie.“

„Sie sind stark, und ich liebe die starken Seelen. Aber dürfen Sie von Andern das verlangen, was Sie fähig sind zu thun?“

„Wer wenig von Andern verlangt, gewöhnt sich an einen so kleinen und dürftigen Maßstab, daß er keinen großen an sich selbst legen kann.“

„Aber die Gaben und Kräfte sind so verschieden! So wenig man bei physischen Messungen dem Zwerg und dem Riesen gleiches Gewicht auflegt, eben so wenig darf es auch bei moralischen geschehen. Würden Sie von allen Frauen begehren eine Charlotte Corday, von allen Männern ein Brutus oder Timoleon zu sein?“

„Nein, denn ich glaube, daß es in der sittlichen wie in der geistigen Welt Genies giebt, deren Sphäre nicht zu berechnen, noch zu beschränken und zu regeln ist, und daß deren höheren Inspirationen unsere Einsichten höchstens folgen können, ohne daß wir im entscheidenden Moment so Herr unsers innersten Wesens wären, um zu sagen: ich werde ein Gleiches thun. — Aber fern von mir solche Brutusthaten von irgend Jemand zu begehren!“

„Doch, doch! Sie wollen von Ihrem Freunde das Opfer eines theuern Wesens — und glauben Sie denn, daß Brutus gleichgültig den geliebten Cäsar mordete, und Timoleon kalt den Bruder sterben sah?“

„Ich fodere von meinem Freunde nur das Opfer seiner Wünsche, seiner Hofnungen, seiner Freuden, kurz — *seines* Herzens, nicht eines anderen.“

„In der Liebe haben aber zwei Menschen nur ein Herz, und das Elend des einen bedingt nothwendig Elend des andern.“

„Dann ſehe ich wahrhaftig kein Rettungsmittel, ſagte Otto lächelnd, als ſo verſtändig und glücklich zu lieben, daß ſolche Unfälle unmöglich gemacht werden.“

„Noch ſicherer iſt's: gar nicht zu lieben; denn die neckenden Schickſalsgötter wiſſen die Sachen ſo wunderlich ſchlau zu drehen, daß das Unheil aufſchießt wie Pilze in einer Nacht.“

„Ich habe jetzt erzählt; die Reihe iſt nun an Ihnen.“

„Seltſam, daß unſere Verſtimmung den nämlichen Grund hat! und ach, daß wir ſo viel um Andere leiden müſſen, ohne ihnen helfen, ohne ſie tröſten zu können — denn ihnen bleibt ihr Weh. O, ich würde mich ja gern beſcheiden und keine Anſprüche an ein beſonderes Glück machen, wenn ich nur die Welt glücklich ſehen könnte! Haben Sie wol je daran gedacht, wie ſelig Gott ſein muß?“

„Niemals.“

„Ich ſehr oft! Sehen Sie, dieſe Zeit, dieſen Raum zu haben, in der und für den er ſchaffen könne — allen Kreaturen einen Balſamtropfen zu ſpenden, wenn auch nur Einen, aber doch Allen — jedem Gebilde des Lebens ſeinen Moment lieblichſter Blüte und Vollendung zu bereiten — unzählige Hände flehend zu ihm emporgehoben, unzählige Herzen dankbar für ihn ſchlagend, unzählige Weſen, mit und ohne Bewußtſein, erfüllt von ſeinem Geiſt, verſenkt in ſeine Anbetung — das iſt Seligkeit.“

„Und genießen Sie ſie nicht mit Ihrem Herzen, das das Weltall umfaßt?“

„Nein; mir fehlt dieſe Welt, für die ich ſchaffen, der ich etwas ſein könnte, und darum bin ich in dem Grund meiner Seele melancholiſch, wie alle Weſen die ihre Zeit und

ihren Platz verfehlten. Ich spreche nicht von meinem gegenwärtigen Standpunkt in der Gesellschaft, noch von meiner Laufbahn — sagte sie rasch, als sie sah, daß Otto etwas einwenden wollte — denn in der Gegenwart gab es keine andere Existenz für mich; das ist meine feste Ueberzeugung. Aber ich hätte in andern Zeiten leben sollen! Zwischen dem auserwählten Volke Jehovas im Zionstempel hätte ich Mirjam oder Debora, die Prophetin, die Psalmensängerin, sein können; zwischen dem Volk der Kunst und Schönheit eine Diotima, von deren Lippen selbst Socrates liebliche Worte der Weisheit vernahm; — und als christliche Glaubensglut die Herzen entzündete, als das katholische Dogma in alter, unangetasteter Herrlichkeit und Herrschaft waltete — da war noch ein Moment für mich, da hätte ich eine heilige Therese sein können. In solchen Epochen hat eine Persönlichkeit Einfluß. Jezt — fügte sie hinzu und ließ mit sanftem traurigen Lächeln die Hände sinken — jezt bin ich Staub und nichts."

Sie stand still und sah schweigend zu Boden. Otto stand auch und schwieg auch. Er wußte nichts zu antworten. Er kam sich selbst dumm, einfältig, stupid vor, er hätte sein Blut für ein passendes Wort, für eine richtige Bezeichnung gegeben — umsonst! Aber Ilda vermißte sie nicht. Sie hatte gesprochen, wie es bisweilen geschah, wenn das Herz ihr zu mächtig im Busen schlug, und doch der Genius nicht über ihr schwebte, der ihre Sprache in Gesang verwandelte. Dann wollte sie nichts, keine Erwiderung, keine Beschwichtigung, keine Huldigung, nichts — als eine Seele, vor welcher die ihre frei und unbekümmert um Lob oder Tadel die Kleinodien des Lebens ausbreiten durfte. Sie blickte

auf und in sein Auge, das mit tiefem Ernst ihrem Blick begegnete.

„Otto, sprach sie, ich will Ihnen etwas sagen, nur Ihnen! die Menschen würden Zeter über mich schreien, der eine: Blasphemie! und der andere: Narrheit! aber es ist doch wahr. Man sagt von Christus und seinem Tode — sehen Sie, wenn ein Mensch dadurch glauben oder lieben lernte, so lasse ich mich gleich an's Kreuz schlagen."

„Ich muß gestehen, daß Sie mir andere Dinge zu erzählen wissen, als ich Ihnen. Nur müssen Sie keine Bemerkungen von mir begehren, als höchstens die Frage: was hat Sie so aufgeregt? was ist Ihnen widerfahren?"

Sie strich hastig mit der Hand über die Stirn und schüttelte den Kopf. „Widerfahren? Nichts! Ich habe nur den Fehler, daß so wie manche Menschen sich selbst nicht genug sind, so bin ich mir selbst — wenigstens momentan — zu viel. Wenn der Sommerhimmel zu sehr von elektrischen Dünsten erfüllt ist, so hilft er sich durch Wetterleuchten. Dann ist er wieder blau und klar, bis neues Gewölk, weiß Gott aus welchen verborgenen Hölen, an ihm aufzieht. Dies Mirselbstzuvielsein hat mich zur Dichterin gemacht, denn wenn ich dichte, mit Feder oder Bleistift, so bin ich mir selbst gerade genug, und das ist ein angenehmer Zustand, von dem man, wie vom Opiumessen, nicht lassen kann. Was für Welten gehen da auf und unter — was für Gestalten schweben da vorüber — was für Ahnungen und Hofnungen werden da zur Wirklichkeit — mit welcher königlichen Freiheit (ich meine königlich, wie es in alten Zeiten Mode war) schaltet man über Leben und Tod" ... —

„Wie wird die Eitelkeit befriedigt! mit welcher Leichtigkeit ſchreibt man Goldminen aus!“

„Nicht in Deutſchland — vielleicht in London und Paris. Wenn ich nicht eine unabhängige Exiſtenz hätte, die Herren Brockhaus und Mittler hätten ſie mir nicht verſchaft. Und die Eitelkeit? Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß mein kleiner Fuß mir unvergleichlich mehr ſüße Lobſprüche errungen hat, als meine großen Bücher, und daß la femme au beau pied, la femme auteur in den Schatten ſtellt.“

„Und mit dieſer Ueberzeugung ſchreiben Sie? laſſen Sie Ihre Bücher drucken?“

„Warum denn nicht? für mich begehre ich ja nichts. Ich bin ſo glücklich mit dem Genius verkehren zu dürfen, daß ich keinen Lohn dafür verlange, ſo wie man ſich nicht für Liebe belohnen läßt. Aber der feſte Glaube, daß es durch die Welt zerſtreut Seelen giebt, denen ich Erhebung, Freudigkeit, Richtſchnur, Troſt bieten — denen ich ein Prieſter an heiligen Altären, ein Organ für ihre Liebe, ihre Wonne und ihren Schmerz ſein könne: dieſer Glaube, ohne den der Beruf zum Handwerk ohne Würde wie ohne Kraft herabſinkt, und an deſſen Seite ich ſicher, wie an der eines Gottes dahingehe, voll Zuverſicht auf mein Recht, voll Muth für meine Zukunft, der, mein lieber Otto, macht, daß ich nicht blos Bücher ſchreibe, ſondern ſie auch herausgebe. Ich wollte, ich hätte es hiemit allen Leuten geſagt, denn ſchon einige haben mich nach dem Warum? gefragt, und es iſt langweilig immer daſſelbe zu erwidern.“

„Laſſen Sie es drucken, dann iſt's ein für alle Mal abgethan.“

Sie ſtanden am Ende des Parks vor einem Thurm, der

als gothischer Wartthurm die Gegend beherrschte, und von seiner Zinne einen schönen Blick auf den breiten Fluß und das ferne Meer gestattete.

„Ich kam von hier, sagte Otto, als ich das Glück hatte Ihnen zu begegnen. Ich liebe diese freie, weite, unendliche Aussicht.“

„Ja, ich auch, aber nur auf drei Minuten. Die Einförmigkeit erdrückt mich. Da ich sehr träge bin, so wird meine Seele zu träumerisch diesem Bilde der Unendlichkeit gegenüber. Sie mit Ihrer Thätigkeit hingegen ruhen Sich nur dabei aus. Und dann — an den Anblick des Meeres knüpfen sich sehr schmerzliche Erinnerungen — auf ein anderes Mal davon“ ...

„O warum nicht jezt, nicht gleich?“ bat er dringend.

„Es wird kalt, spät — aber gewiß recht bald, wenn es Sie interessirt, und doch ist es kaum des Interesses werth.“

Sie beschleunigte heimwärts ihre Schritte.

Otto fühlte sich nicht glücklich. Ilda fesselte ihn auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise. Seine ganze frühere Existenz hatte plötzlich jeden Reiz verloren, schien ihm dürftig und schaal. Nur wenn er sie sah, mit ihr sprach, ja blos an sie dachte, so stand er da in der alten Energie, und mit dieser vollen Energie hätte er sich ihr zu Füßen werfen und sie anbeten mögen. Allein der Gedanke: „sie liebt mich nicht, ich bin ihr nichts als eine freundliche Erscheinung, an der sie gern vorübergeht“ — trieb ihm alles Blut nach dem Herzen zurück und streifte wie ein eisiger Nordwind über sein Gesicht, daß es zuweilen einen Ausdruck von strenger Entschlossenheit annahm, gerade dann, wenn Ilda ihm am Hold-

seligsten in voller Unbefangenheit erschien. Die aristokratischen Frauen — (man muß dies Beiwort unerträglich oft brauchen, seitdem vornehm nicht mehr für die höhern Stände gelten soll) — haben eine nur ihnen eigenthümliche Eigenschaft: es ist ihr Aplomb im Sichgehenlassen. Er fehlt bürgerlichen Frauen; sie sind unendlich viel steifer und förmlicher, oder gehen auf der andern Seite leicht in ungeschickte Lustigkeit über. Die Gewohnheit der guten Gesellschaft, mit den runden, abgeglätteten Formen, giebt jenen diesen Aplomb; wohingegen diese oft in Berührungen mit Personen kommen, deren Herkunft, Erziehung oder Stand sie nicht fähig macht, in einen leichten Ton einzugehen; sie würden plump oder zudringlich werden. Jene setzen immer voraus, daß die Personen, welche sich ihnen nähern, von den besten Manieren sind, denn es kommen keine andere in ihre Gesellschaft. Diese müssen es erst abwarten. Es liegt eine außerordentliche Grazie in dieser sichern Unbefangenheit, in diesem Bewußtsein, daß sie ungefährdet an den Grenzen hinstreifen dürfe, ohne einem brutalen Feinde zu begegnen. Daß sie mitunter oder — häufig in Dreistigkeit, gar in Impertinenz ausarte, darf nicht verwundern, denn nicht alle aristokratischen Frauen sind edle Naturen.

Ildas Anmuth bestand größtentheils in ihrem Sichgehenlassen. — (Ich würde lieber laisser aller sagen, aber ich fürchte, man wirft mir zu viel Einmischung französischer Worte vor.) — Es ward dadurch ihrem Wesen der Stempel der Natürlichkeit und Wahrheit aufgedrückt; und ein solches Wesen, wenn es auch Einzelnen mißfällt, vermag nur allein hinzureißen, zu entzücken und einen unauslöschlichen Eindruck zu machen. Weil sie ihre besondere Eigenthümlich-

keit bewahrt haben, sind natürliche Menschen unvergleichlich, und nur die unvergleichlichen sind unvergeßlich. Ilda dachte nicht daran, ihr Interesse für Otto zu verbergen. Sie meinte: was schön, liebenswürdig, herrlich, großartig sei, gehöre Jedem an, dessen Sinn fähig sei dies wahrzunehmen und sich daran zu erfreuen, und sie habe nie eingesehen, weshalb ein ausgezeichneter Mensch das Unglück haben solle, daß man für ihn eine Ausnahme mache.

„Die Damen haben, wenn auch nicht immer, ein großes, doch ein so weites Herz, daß dieser Grundsatz recht für sie erfunden zu sein scheint" — sagte der alte Baron einst mit seiner bekannten pfiffigen Miene.

„Versteht sich, lieber Baron! erwiderte Ilda; ich folge dem Beispiel der Männer, die seit sechstausend Jahren lauter Prinzipien zum Vortheil ihres Geschlechts erfunden haben. Warum soll ich nicht für mein Geschlecht sorgen! wenn man sich emanzipiren will, muß man vor allen Dingen esprit de corps haben, fest an einander halten, und da die Männer ihre Hand wider uns aufheben, die unsere drohend wider sie ausstrecken. Wessen Waffen die stärkeren sind, muß die Zeit lehren, nicht der Augenschein — denn der ist mit ihnen im Bunde."

Sie nahm des Barons fette, breite, starkgliederige Hand, legte sie auf den Tisch, und ihre schmale mit schlanken Fingern und rosenrothen Nägeln daneben. Der Baron küßte ihre Hand und sprach:

„Ach, theure Gräfin, die Frauen sind solche Engel, warum wollen sie durchaus Männer sein?"

„Warum will der Schulknabe Throne umstürzen? warum will der Stiefelputzer dem Könige Gesetze vorschreiben?

warum will die Jugend nicht jung mehr und das Alter nicht weiſe ſein? warum iſt unſere ganze verſchrobene Zeit außer Rand und Band? — Wie wär' es möglich, daß ein ſolches Zerfallen und Verachten des Beſtehenden nicht einen heftigen Eindruck auf die Weiberköpfe machte! Wie ſollten ſie unangetaſtet von der Verkehrtheit der Zeit bleiben! Wie ſollten ſie nicht unter dem verderblichen Einfluß des Tagesgötzen, der erbärmlichſten Eitelkeit, leiden! In den Zeiten, wo die Männer klein ſind, ſind die Weiber verdorben, und wer verdorben, iſt ſich ſelbſt in der tiefſten Seele ein Greuel und mögte gern ein neues Daſein anfangen."

„Still! wenn das die Frauen hörten! — Welche Felonie! Sie ſtellen Sich nur in ihre Reihen um ſie zu verrathen, und vergeſſen ganz, daß Sie Selbſt zu ihnen gehören, daß Sie wider ſich ſelbſt reden!"

„Da ich gegen mein eigenes Intereſſe rede, ſo wird man einſehen, daß es Wahrheit iſt."

„Und was wird es nützen?"

„Nichts — als daß ich meine Meinung geſagt habe, um welche Sie mich befragten."

„Wir ſcherzten aber, hielten ein kleines unſchädliches Turnier mit ſtumpfen Lanzen und Schwertern, und plötzlich machen Sie einen Ausfall mit ſcharfen Waffen! das hat mich erſchreckt. Gönnen Sie doch den Frauen ihre kleine charmante Eitelkeit, die ſie ſo liebenswürdig macht."

Ilda lachte. „Bravo, lieber Baron, rief ſie, Sie ſind ein aufrichtiger Mann! Sie geſtehen ehrlich ein, welche Freude es Ihnen macht, daß all die kleinen Künſte der Eitelkeit für Sie in Bewegung geſetzt werden."

„Nun ich mögte den Mann kennen, der sich nicht dadurch geschmeichelt fühlt.“

Otto war eben in den Salon getreten; Ilda nickte ihm ihren freundlichen Gruß zu. Er antwortete dem Baron:

„Es wird wol jeder Mann sich geschmeichelt fühlen, so lange sein Herz nicht von einer großen Leidenschaft erfüllt ist.“

Der Baron sagte hartnäckig: „Selbst dann.“

Ilda klatschte vergnügt in die Hände und rief: „Immer besser! Jezt kann ich Ihnen den Vorwurf der Felonie zurückgeben.“

„Ich dulde ihn gern! ich leide ja, wie ein ächter Ritter, für die holden Frauen, und bleibe dabei, daß sie Recht haben das zu thun, was uns erfreut und sie beglückt.“

„Beglückt? fragte Ilda langsam und ernst — glauben Sie wirklich, daß die kleinen Triumphe der Eitelkeit beglücken können? Es sind ja nur einzelne vorüberfließende Wassertropfen, und die Eitelkeit leidet tantalische Durstesqualen.“

„Nein, liebste Gräfin, sagte der Baron beruhigend — so arg ist es nicht! Sie haben immer einen wunderlich kolossalen Maßstab in Ihren lieben, feinen Händchen. Einzelne seltene Wesen, von gewaltigen Leidenschaften, wissen überhaupt nur etwas von tantalischen Qualen; aber die Masse n'est pas de l'étoffe dont on fait les grandes passions. Sie begnügt sich damit, um äußerer vergänglicher Vorzüge und Eigenschaften willen gefeiert und bewundert zu werden, und weil sie sich begnügt, ist sie beglückt.“

„Ich glaube aber nicht, daß etwas an sich Hohles und Leeres beglücken könne, erwiderte Ilda. Wenn Sie mir sagen: das indianische Weib ist glücklich im Wigwam ihres barbarischen Gatten — so begreif' ich das, denn sie steht

innerhalb der Grenzen ihrer Bestimmung, und das genügt ihr. Aber mit der ganzen Welt schön thun und kokettiren, und sich in Liebenswürdigkeit abmühen, damit ein Dutzend Fats sage: Delizióse Frau! Charmante Person! das befriedigt nicht — und darum eben sind die Frauen unserer Zeit so unglücklich daran, wie vielleicht noch nie, weil das allgemeine Streben nach Glänzen in der Gesellschaft hin gerichtet ist — und das ist nicht ihre Bestimmung."

„Wollen Sie sie denn einsperren in das Gynäceum der Alten, oder in den Harem der Orientalen, oder in die Burg des deutschen Ritters?"

„Eben so gern, als sie in unsere Salons hinausstoßen!"

„Sollen sie Sklavinnen sein oder Mägde?"

„Glauben Sie wirklich, daß Porcia, Arria, Cornelia, Sklavinnen ihrer Gatten waren? und nennen Sie die deutsche Rittersfrau Magd, weil sie dem Willen ihres Herrn und Gemals gehorchte? Lieber Baron, glauben Sie mir, es ist für keine Frau ein Unglück, wie Porcia Sklavin des Brutus, oder die Hausfrau eines Götz von Berlichingen zu sein."

„Barmherzigkeit, theuerste Gräfin! führen Sie doch nicht diese barbarischen Gestalten in unsere civilisirte Welt" ...

„Wo die Männer vor dem Bilde eines Mannes erschrecken!"

„Ja, ich bekenne mich der tiefsten Aversion gegen Faustrecht und Raubritter schuldig" — sagte der Baron, schüttelte sich mit komischem Graus, und verließ seinen Platz.

Otto hatte schweigend zugehört, ja im Grunde nicht auf das Gespräch, sondern auf Ildas Ton und Stimme gehört. Nun fragte er:

„Was wollten Sie denn eigentlich dem Baron beweisen?"

„Daß es wenig glückliche Frauen gebe.“

„Frauen? sagen Sie Menschen. Ich kenne z. B. eine sehr glückliche Frau.“

„Eine! was will das sagen! und ist sie nicht vielleicht auch in der Manier des guten Barons glücklich?“

„Ganz und gar nicht; denn Sie sind diese Frau.“

„Ich?“ rief Ilda überrascht und legte die Hand auf die Brust.

„Ja; denn Sie sind sicher und klar, wie ein Stern in seiner Sphäre.“

„So lange nichts Verwirrendes und Dunkles kommt — allerdings.“

„Und was könnte Sie verwirren und verdüstern?“

„Schmerzen, Schwäche, Leidenschaft — Alles was Andre elend macht. Bin ich nicht Mensch wie Sie? Halten Sie den Genius für ein Antidot gegen alle Uebel?“

„Ach! rief er, wenn ich Sie sehe, so mein' ich, Sie müßten unsäglich glücklich sein. Ich begreife nicht, daß ein solches Wesen die Qualen und Sorgen der Erde tragen könnte. Sagen Sie mir, daß Sie glücklich sind!“

„Ich bin sehr glücklich jezt“ — sprach Ilda mit einem Lächeln, das in seinem Herzen verborgene Quellen der Seligkeit aufgehen ließ.

„Und wann waren Sie es nicht?“ fragte er weiter. Er hatte den Arm auf den Tisch gestützt, und hielt die Hand vor die Stirn über die Augen, theils um ungeblendet von den Lampen Ilda anzusehen, theils um sein Gesicht vor fremden neugierigen Blicken zu schützen. Seine überschatteten Augen stralten wie überhüllte Sterne Ilda an. Sie sagte lebhaft:

„Ich wollte, ich könnte Sie so malen, aber ich verstehe mich zu wenig auf das Porträtiren!“ — Dann fuhr sie langsam fort: „Ich war nicht glücklich, als mein Wesen in eine ihm nicht homogene Richtung gerathen, als ich ohne Liebe verheirathet war, als ich mich nicht in meine Pflicht zu finden wußte, als ich einem Mann begegnete, den ich nicht lieben durfte und doch liebte, als ich diesen Mann fortschickte, in den Tod schickte“ ... —

„Sie? Lord Henry?“

„Er ging, weil ich es wollte. Er irrte umher und starb — zufällig, ganz zufällig, nicht am Gram, nicht an verzehrender Krankheit, nicht durch die eigene Hand, er starb mit hundert Andern im Schiffbruch — dennoch ist der Gedanke furchtbar, daß ihn die Liebe zu mir in den Tod gejagt. Aber ich konnte nicht anders; ich mußte mich retten aus dem innern Zwiespalt. In dem Moment, als ein Geständniß seiner Lippe entfloh, mußte er mich verlassen, wenn ich nicht untergehen sollte. Er sah das ein und ging. Nach Jahresfrist ward mir die Nachricht seines Todes durch seine Mutter, der er bei seiner Abreise von Irland einen versiegelten Brief gegeben, welchen sie nur im Fall seines Todes eröfnen durfte. Dieser Brief enthielt nichts als die Bitte, mir mitzutheilen, daß er nicht mehr unter den Lebenden sei. Da ging ich nach Irland, seiner geliebten Heimat. Da beschloß ich diesem edlen Menschen vor der Welt ein Monument zu errichten, wie ich es in meinem Herzen gethan. Da gab er meinem Genius die Richtung, und da hörte ich auf unglücklich zu sein.“

„Und seitdem?“

„Geht es mir gut auf der Welt, denn es ist kein neuer

Zwieſpalt über mich gekommen, und das iſt viel, wol gar Alles, für Menſchen wie ich, die immer Unendliches begehren, immer nach der Ewigkeit die Hand ausſtrecken, ſtets heiß verlangend und vielleicht nie zu befriedigen ſind" ... —

„Denn der Menſch hat nur die Wahl zwiſchen beſchränkter Zufriedenheit und raſtloſer Hoheit."

„Nein, Otto, die Wahl hat er nicht! das Bedürfniß ſein innerſtes Weſen zu entfalten iſt weit mächtiger für Manchen, als das Bedürfniß ſtiller Zufriedenheit, worin ſeine Kräfte ſtagniren. Ich glaube nicht, daß Napoleon ſeinem gegenwärtigen Schickſal ein anderes vorgezogen hätte, in welchem er es etwa zum Kavallerie-Oberſt gebracht, zum glücklichen Gatten und Hausvater, zum hohen Alter und zum ſanften Tode allgemein geachtet und geliebt."

„Ich glaub' es auch nicht; allein er würde vielleicht ſehr unrecht gewählt haben."

„Nein, wer in ſich fühlt, daß er die Meere durchſchiffen müſſe, der ſpringt in den kleinen, lecken Kahn, und erreicht mit ihm eine neue Welt oder geht unter. Aber er wäre eben ſo wol untergegangen, nur troſtloſer, in der dumpfen Fiſcherhütte am Ufer."

„Und wer macht denn für uns die Wahl und leitet uns ſo unwiderſtehlich auf ihr dahin? meiſtens — die Leidenſchaft, häufig — der Egoismus."

„Das iſt nicht Ihr Ernſt! Es geſchieht in einzelnen Momenten, aber der Gang unſers Lebens, wie er in gewiſſen, ſeligen Augenblicken innerer Klarheit und Beſtimmtheit vor uns liegt, ſo deutlich, daß wir ihn erkennen müſſen, ihn nicht verfehlen können — der ward von einem andern Geiſt, als der unſers Egoismus iſt, uns vorgezeichnet. Nennen

Sie ihn die Hand aus den Wolken, die Vorsehung, die Schikkung, das Verhängniß — ich nenne ihn Gott.“

Plötzlich trat Herr von Werffen an den Tisch und bat die Gräfin um ein halbes Dutzend Shawls und Schleier; mehre junge Personen wollten Tableaux darstellen.“

„Charmant! sagte sie, ich helfe arrangiren, und bringe hier einen unbezahlbaren Rembrandt mit. Kommen Sie, Otto.“

Werffen ärgerte sich, daß er mit seinen Talenten, seinem Namen und Vermögen, seiner schönen Gestalt, gar keinen Eindruck auf Ilda machte. Sie bewunderte seine Zeichnungen, sie sagte ihm viel Schönes über seinen Gesang — aber es belebte sich weder ihre Unterhaltung, noch ihr Gesicht ihm gegenüber, er blieb ihr vollkommen gleichgültig und durfte gehen oder kommen, ohne daß sie hinsah. Sie hingegen interessirte ihn außerordentlich, und selbst ihre freundliche Kälte, obgleich sie seine Eitelkeit verletzte, spornte ihn zum Versuch an, ob sie auf keine Weise zu besiegen sei. Einst fragte er den Baron, ob Ilda wol je sich wieder verheirathen werde. Achselzuckend antwortete der:

„Versuchen Sie Ihr Glück, mein Bester.“

„Nur wenn ich hoffen kann es zu erreichen“ — sagte Werffen piquirt.

„Nun, nun! ich kann Ihnen ja keine Hofnungen geben.“

„Warum nicht? Sie kennen die Gräfin so lange, so genau.“

„Lange? ja. Aber genau — dessen schmeichle ich mir nicht. Welche Frau kann man denn gründlich kennen! die klügsten machen dumme Streiche, die tugendhaftesten erlauben sich kleine écarts gerade in den Augenblicken, wo man für

ihren Verſtand und ihre Tugend die Feuer- und Waſſerprobe machen würde. Darum ſage ich nie, daß ich den Charakter einer Frau approfondirt habe."

„Sie ſind diplomatiſch, mein lieber Baron, und weil Sie es ſind, könnten Sie wol einmal bei ſchicklicher Gelegenheit zu ergründen ſuchen, wie die Gräfin Schönholm darüber geſinnt iſt."

„Das kann ich Ihnen ſagen: ſie glaubt nicht an Glück in der Ehe."

„Im Allgemeinen wol! — aber für einen ſpeziellen Fall" ... —

„Kann man allerdings Ausnahmen machen! das wollte ich ja vorhin andeuten."

„Sie iſt nicht mehr in dem Alter, wo man ein chimäriſches Glück vom Leben verlangt, ſie kennt die Anſprüche der Welt, ſie wird allmälig das Bedürfniß fühlen, einen Kreis um ſich zu bilden, den der Hauch des Zufalls nicht zerſtören kann — den Familienkreis" ... —

„Hat ſie je etwas der Art gegen Sie geäußert?"

„Behüte! niemals! — aber ſie muß über kurz oder lang zu dieſer Anſicht kommen, denn ſie liegt in dem Gang unſerer Entwickelung."

„Nun das wollen wir bald erfahren" — und der Baron rieb ſich vergnügt die Hände, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas vor hatte, was ihn amüſirte, und er unterhielt ſich immer, ſobald er mit Ilda in irgend eine Berührung kam. Er ging zu ihr und fand ſie vergraben in Papieren, gelangweilt, ermattet und ziemlich verdrießlich. Sie rief ihm entgegen:

„Dieſe Geſchäfte bringen mich um! Den ganzen Mor-

gen hab' ich damit hingebracht Papiere durchzusehen, die ich unterschreiben soll. Der Kopf ist mir ganz wüst! diese Geschäftsmänner haben einen Styl" ... —

„Der freilich nicht sehr poetisch ist!"

„Ach, wer begehrt das! aber klar, verständlich, bündig sollte er sein, damit man wissen könne, woran man sei. Aber das verklausulirt sich, wie hinter Barrikaden! aber das macht Perioden von einer unabsehbaren Länge, daß man beim Ende den Anfang vergessen hat! Wenn ich bei einem Punkt anlange, ist meine Besinnung außer Athem und ich schnappe nach Luft, wie der Fisch auf dem Trocknen."

„Solche Geschäfte sind nicht für Damen, am wenigsten für Sie."

„Das weiß der Himmel!"

„Sie sollten auf ein Mittel denken, Sich davon zu befreien."

„Das habe ich wirklich schon gethan."

„Wirklich? ei sieh!" rief der Baron überrascht, der nur ein Mittel im Kopf hatte.

„Ja, es ist — rund heraus! auf Sie dabei abgesehen!"

„Auf mich? guter Gott!" rief er voll Schreck.

„Indem ich Sie zu meinem bevollmächtigten Minister ernenne und Ihnen carte blanche für alle Unterschriften gebe."

„Ah so! aber ich weiß noch ein besseres Mittel. Ich bin zwar Ihr treuergebener Freund — aber nicht so nahestehend — wie ein Gemal. Heirathen Sie!"

„Wen denn? Sie haben gewiß Jemand im Sinn."

„Da Sie fragen, gesteh' ich's ein. Aber rathen Sie doch wen!"

„Es ist zu schwer Ihre Gedanken zu rathen; also?"

„Eine in jeder Hinsicht excellente Partie: Werffen."

Ilda fuhr zusammen: „Werffen? welch ein Einfall! er denkt so wenig wie ich daran — hoffe ich; oder — haben Sie einen Auftrag?" — Sie fixirte den Baron.

„Keineswegs! erwiderte er gelassen; ich würde nur diese Partie für beide Theile höchst vortheilhaft finden."

„Ich verheirathe mich nicht um des Vortheils willen, sondern — gar nicht. Und vollends Werffen!"

„Nun, Werffen? sehr reich, sehr talentvoll, sehr hübsch" ... —

„Freilich! eine Masse guter Eigenschaften! aber was will das sagen! Nicht diese oder jene Eigenschaft fesselt uns, sondern die ganze Persönlichkeit."

„Aber er gefällt aller Welt."

„Eben darum nicht mir."

„Das nenne ich Caprice, Eigensinn, Ungerechtigkeit."

„Wie Sie wollen! aber ich liebe ihn nicht; und da ich einmal ohne Liebe verheirathet und sehr elend gewesen bin, so werde ich nicht zum zweitenmal diese Thorheit begehen."

„Es würde jezt vielleicht keine Thorheit sein, denn Sie sind älter geworden, ernster, fester."

„Wol bin ich älter geworden, sagte Ilda, und Thränen traten in ihr Auge — wol weiß ich, daß ich, ohne Jugend und Schönheit, keine Ansprüche habe, um geliebt zu werden; also wird es mir doppelt schwer einzusehen, weshalb ich mich verheirathen soll."

Der Baron dachte im Stillen: es ist doch seltsam, wie die Frauen empfindlich im Punkt des Alters sind. Laut sprach er:

„Man heirathet um einen festen Stand in der Gesellschaft zu haben"

„Wie könnte der der reichen Gräfin Schönholm fehlen."

„Um einen großen Namen glänzend zu tragen."

„Der Name: Ilda Schönholm, hat einen guten Klang."

„Um im Schutz und Schirm eines treuen Freundes zu sein."

„Nach außen hin bedarf ich keines Schutzes, und vor mir selbst kann mich Niemand schützen, als ich selbst."

„Um die Freuden der Häuslichkeit zu genießen."

„Sie sprechen ja wie die Leute in Ifflandschen Schauspielen — sagte Ilda allmälig belustigt durch den Ernst des Barons — die langweilen mich außerordentlich."

„Um allerliebste Kinder zu haben" — fuhr er unermüdlich fort, entschlossen ihr alle Vortheile auseinander zu setzen.

Ildas Lächeln verschwand, um ihren Mund zuckte etwas wie Schmerz oder Verachtung; dann sah sie den Baron fest an und fragte: „Verstehen Sie das, Baron, wenn ich sage: man kann es ertragen ohne Liebe Gattin zu sein; aber Mutter — nimmermehr!"

Der Baron sagte verblüfft: „Warum sollte ich das nicht verstehn?"

„Weil die Männer, überhaupt die Menschen, in diesem Punkt etwas schwer von Begriffen sind, und meinen, Kinder zu haben sei das Höchste, was eine Frau erwünschen könne. Wenn Sie mich aber verstanden haben, so ist unser Gespräch zu Ende."

Der Baron ließ seine ernsthafte Miene fallen, lehnte sich auf dem Sopha zurück, und sagte erschöpft: „Gottlob! ich

war mit meinen Gründen zu Ende — ſo trift ſich das ja recht gut. Ihren Trotzkopf beugt doch Niemand."

„Ich bin nicht trotzig, nur feſt."

„So ſagen alle eigenſinnige Leute."

„Die Liebe würde meinen Trotzkopf, wie Sie ihn nennen, doch, und ſogar ins Ehejoch beugen können."

„Was will das ſagen, da Sie Sich ſorgfältig vor der Liebe in Acht nehmen und die angenehmſten Menſchen langweilig finden."

„Aber man liebt ja nur wen man kann."

„Gräfin! Gräfin! nun haben Sie Sich verrathen! nun weiß ich" ... —

„Nichts! Sie müßten denn mehr wiſſen als ich."

„Das wäre wol möglich."

„Wenn ich Ihnen aber ſage, daß Sie nichts wiſſen."

„So werde ich verſuchen Ihren Worten zu glauben."

„Das iſt mein Freund!" ſprach Ilda und klopfte den Baron auf die Schulter. Er aber dachte im Stillen; ich werde wahrhaftig ſchweigen und gegen Jedermann, denn dabei kann ja doch nur Unheil herauskommen, und das erfahren Alle früh genug. Zu Herrn von Werſſen ſagte er ſpäter lakoniſch:

„Die Gräfin Schönholm iſt bis jezt noch nicht zu der Anſicht gekommen, die in dem Gang unſerer Entwickelung liegt."

„Nun, ſo wird ſie dahin kommen — ſprach Werſſen ruhig; mit ſolchen Weſen muß man Geduld haben."

Aber Ilda hatte nach zehn Minuten ihn und den Baron vergeſſen und ihre Gedanken zu Otto gekehrt. Er war das Licht ihrer Augen, er machte ihr das Leben leicht und

die Welt hell. Ob er ſie liebe — daran dachte ſie nicht, denn wenn ſie es that, ſo zweifelte ſie, weil er immer auf der Hut, nie ſo offen, ſo hingebend, ſo vertrauungsvoll war, als ſie. Aber ſie war glücklich blos durch ſein Daſein, und lebte wie ein Kind in der Gegenwart. Sie hegte nicht mehr ihre frühere ängſtliche Sorge um Polydor und Ondine. Was kann ihnen Böſes widerfahren? dachte ſie; — ſie lieben ja! dafür kann man wol etwas leiden. — Wenn ſie ihres eigenen Schickſals gedachte, ſo fragte ſie ſich nie: Wie ſoll es werden? — ſondern ſprach ruhig: es iſt gut ſo. Einmal ſagte ſie zu Otto:

„Sie denken doch wol nicht daran im Frühling von hier zu gehen?“

„Ich hänge nicht von mir ſelbſt ab und muß fremden Beſtimmungen folgen; indeſſen iſt meine Arbeit hier noch unvollendet, und ſo lange bleibe ich wahrſcheinlich. — Jedoch Sie, Gräfin, werden gehen, reiſen“ ...

„Und wiederkehren! das iſt der Unterſchied zwiſchen uns. Denn wenn Sie einmal fort ſind, kehren Sie nicht wieder. Ich mögte einen Zauberſpruch wiſſen, um Sie hier zu binden.“

„Sehr gnädig — aber ganz unmöglich!“

„Unmöglich? weshalb?“ fragte Ilda erblaſſend.

„Weil meine Stellung und Verhältniſſe andrer Art ſind.“

„O die verhaßten ſtörenden Verhältniſſe!“ rief ſie in heftiger Ungeduld.

„Und was liegt Ihnen daran, ob ein Menſch mehr oder weniger Ihren Salon beſucht?“ fragte er kalt; aber ein Ausdruck von tiefer Trauer glitt über ſein ſchönes edles Geſicht.

„Alles — o Alles!“ rief Ilda und legte zuverſichtlich die Hand aufs Herz. Dann verließ ſie ihn ſchnell. Wenn ſie mich liebte! jubelte heimlich ſeine ganze Seele. — Und wenn? — ſetzte eine warnende Stimme beſonnen hinzu.

Achtes Kapitel.

Polydor lebte in der Bezauberung fort, die die Gräfin Regine über ihn verhängte, froh, ſelig, hofnungsreich. Es iſt doch etwas Wunderliches um die Liebe! Otto, der beobachtende Mann, voll Menſchenkenntniß, voll Selbſtvertrauen, immer der offenen, edlen Ilda gegenüber, die nie daran dachte ihr reines ſtolzes Herz zu verhüllen, aus deren ganzem Weſen unwillkürlich die Liebe wie der Duft aus der Roſe brach, Otto wagte nicht Zuverſicht zu Ildas Liebe zu haben, weil ihm dies Glück unermeßlich ſchien. Und Polydor, eben ſo durchdrungen von dem Himmel ſeines Glückes, den ſchöne falſche Augen ihm mit trügeriſchen Farben vorſpiegelten, zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß Regine ſeine Gefühle theile. Sie widerſteht dem nicht, was ich im Herzen habe, rief er ſich oftmals in leidenſchaftlicher Aufregung zu — ſie liebt mich, und darum wird ſie mir angehören, wie ich ihr. — Aber an dieſe Reziprozität dachte Regine nicht. Die ſich ſelbſt aufopfernde Zärtlichkeit einer Frau macht aus dem Liebenden einen Gleichgültigen; — an dieſer Maxime hielt ſie feſt; denn daß Polydor je gleichgültig für ſie ſein

Ihnne, der anbetende Polydor, der ihren Schritten wie den Spuren einer Gottheit folgte — das junge, neue, heiße Herz, das ſich mit jedem Gefühl, jedem Wunſch, jeder Hofnung an ſie wandte — die Vorſtellung war ihr unerträglich. Daß ſeine Exiſtenz, ſchwebend zwiſchen der ewig unbefriedigten und ewig neu erregten Sehnſucht, darüber in Trümmer gehen könne, glaubte ſie nicht, weil ſie es nicht glauben wollte. Mit dem ſüßeſten Lächeln ſchnitt ſie ihm Wunden in ſein hochklopfendes Herz und nähte ſie dann ſauber mit roſenfarbener Seide zu. Das konnte ihm doch unmöglich weh thun! — Er ließ ſich Alles gefallen, ertrug jede Tyrannei, jede Laune, jede Härte, wodurch ſie vorgab ſeine Liebe prüfen zu wollen, kehrte mit immer gleicher Demuth und gleicher Wonne auf ihren erſten Wink zurück, breitete immer auf ihr Begehren die Schätze ſeiner Liebe, gleichſam in baarem Golde, ſo feſt, ſo lauter vor ihr aus, und ſie nahm es hin wie ſchuldigen Tribut, ohne Dank, ungerührt. War es denn nicht Glücks genug für ihn, daß ſie ſich lieben ließ? Zuweilen war er muthlos, dann ſchrieb er an Ilda:

„Ich will zu Ihnen kommen; hier gehe ich unter wie die „Verdammten, in Höllenqualen von Glut und Eis. Die „Frauen lieben anders als wir, ſie haben auch vielleicht „ganz Recht, ich ſehe es wenigſtens zuweilen ſehr deutlich „ein — aber daß ſie Recht haben, macht mich elend. Re„gine liebt mich, gewiß! nie hat ſie's mir geſagt, aber „dazu braucht's keiner Worte, ich weiß es doch. Allein „wie kühl liebt ſie mich, wie matt, ohne Vertrauen, Feuer „und Hingebung. Iſt denn das Liebe? Ach, wenn ich in „ihr himmliſches Antlitz ſehe — ſo ruft meine ganze „Seele: es iſt Liebe! — doch entfernt von ihr klagt mein

„Herz: ſie wird dich nie und nie ganz verſtehen. Dann „bin ich ſehr unglücklich. O ſagen Sie mir, ob Sie auch „den Menſchen unglücklich machen, den Sie lieben? — „Tauſendmal hab' ich es ſchon beklagt Sie verlaſſen zu „haben mit kindiſchem Vorwitz. Aber aus der Hütte un„ſerer Kindheit, aus dem Tempel unſerer Jugend müſſen „wir ja Alle heraus — und wenn wir nur in Kämpfe „und Schlachten geſchleudert würden, ſo wär' es ſchon zu „ertragen — aber in die Hölle! ... Ja in die Hölle! denn „da die Sehnſucht ewig der Seligkeit gewärtig iſt, ſo iſt „ihre Nichtbefriedigung — Hölle. Verſtehen Sie das, „Himmliſche? Ach, wenn nicht Sie — wer ſonſt auf der „Welt! Ich habe früher wol gemeint, daß die Liebe in „ihrer Kühnheit, mit ihrer Unendlichkeit, allein das Ver„ſtändniß der Dinge in und außer uns erſchließe, aber „ſeit ich ſelbſt liebe, meine ich es nicht mehr. Den Mann „verwirrt ſie und die Frau verdirbt ſie, macht ſie ſchlau, „verſteckt, berechnend, liſtig, eitel — bei Gott, ſo iſt's! „Haben will eine Jede — Namen, Rang, Triumphe, Her„zen, kurz die ganze olla potrida von niedriger Eigenſucht. „Geben will Keine! — denn was iſt das: ein Paar Ge„danken oder ein Paar Stunden, ein ſüßes Lächeln oder „ein ſüßes Wort dem Geliebten geben? — das tiefſte „Weſen, das eigenſte Leben geben ſie ihm nicht, und ich „glaube gar ſie nennen das: Tugend. Dadurch könnte „man dahin kommen das Laſter anzubeten! — O warum „habe ich Sie verlaſſen? Wären wir doch geblieben am „Comer-See, nirgends konnte es ja ſchöner ſein. Wenn „wir in den ſtillen Mondnächten auf den kühlen Wellen „fuhren, was war da für ein Friede in mir und um

„mich. Die Wellen rauſchten ſo träumeriſch, als ob ſie „ſich Liebesworte zulispelten; die Ruder plätſcherten drein, „wie Neckereien, die der Liebenden Geflüſter ſtören; der „Nachtwind hatte immer mit den Bäumen am Ufer zu „koſen, und oft ſchüttelten die haſtig ihr Laub, wie weiche „Locken, wenn er ihnen gar zudringlich ward und wollü„ſtiges Grauen ſie überrieſelte. Der Mond zerſchmolz zu „goldenen, zitternden Gluten in der bewegten, dunklen „Flut, wie die Liebe in der Sehnſucht zerſchmilzt und das „ganze Herz verklärend überſtrömt. Aber die hohen, ſtil„len Sterne glänzten wie unantaſtbare Götter, und küm„merten ſich nicht um das Rauſchen, Flüſtern, Beben und „Zerſchmelzen in der Tiefe. Nur zuweilen fiel einer aus „ſeinem Himmel. Wiſſen Sie noch? ich hatte immer gro„ßes Mitleid für die armen, heiligen, aus ihrem Himmel „gefallenen Sterne. Aber Sie ſagten, der Stern verlaſſe „ſeine Sphäre vielleicht nur, um zu einem fernen geliebten „Stern hinzufliegen, und in ihm und für ihn unterzuge„hen — und wenn Sie ſo ſprachen, wie waren Sie „ſchön! wie oft drückte ich dann inbrünſtig den Saum „ihres Shawls an meine Lippen, und wie vor einem „Gnadenbilde tauchte ich mich in ſeliges Vergeſſen alles „Irdiſchen. Aber weil Sie ſo ſprachen und dabei lächel„ten wie die Heiligen, die in Qualen ſterben: ſo weiß ich „daß Sie mich verſtehen und meine Liebe. Darum werf' „ich mich jezt wieder vor Ihnen nieder, Madonna, gna„denreiche, mit meinem wilden, zerriſſenen, gefolterten Her„zen, und jammere wie ein Kind oder wie ein Narr, daß „ich den Saum Ihres Schleiers verlaſſen habe, unter dem „ich ſo ruhig gebettet lag. Ach in den lezten Zeiten war

„ich glücklich, darum ſchrieb ich Ihnen nicht. Es war „ſolch ein heißes, berauſchendes Glück, ſolch ein Tropen„Klima mit Palmen und brennenden Blumen und leuch„tenden Vögeln, ſo fremd Alles, ſo zauberhaft — daß ich „mich auf nichts beſinnen konnte, und auf und über der „Erde nichts wußte, als mein Glück. Aber ich bin nur „durch eine Oaſe gewandelt, um in eine Wüſte zu gera„then, wo die Sonne mich verbrennt, die mir früher durch „grüne Palmenzweige gelächelt hat. Könnten Sie doch „Ihre Hand, ſchmal und zart wie ein Lilienblatt, auf „meine Stirn legen — es würde mein Fieber kühlen. „Darum ſchreibe ich Ihnen ja. Sie werden und müſſen „einen Balſam für Ihren Polydor erſinnen.“

Ilda antwortete ihm ſogleich; aber das Grauenhafte der Entfernung iſt, daß ein Brief faſt nie in dem Moment eintrift, wo er von guter Wirkung ſein könnte, ſondern erſt dann, wenn die Stimmung längſt vergangen iſt, für die er berechnet war. Daher macht er den Eindruck, den ein Beſchwörer macht, welcher am hellen, luſtigen Tag Geſpenſter zitirt, nämlich — gar keinen. Polydor konnte ſich kaum beſinnen, weshalb Ilda ihm ſchrieb:

„Zu mir, mein armer Polydor, immer zu mir, wenn's „Ihnen übel auf der Welt geht. Es rührt mich ſo, daß „Sie Ihr wundes Herz an das meine ſchmiegen, wie an „Schwanenfedern, und daß ich doch gar nichts für Sie „thun kann! — Ach, Menſchen, die viel gelitten haben, „wiſſen, daß kein anderer Menſch ihre Schmerzen von „ihnen nehmen kann, und das macht ſie verſchloſſen; ſie „biegen ihre Seele um den Schmerz zuſammen, feſt und „ſtill; aber die Anſtrengung macht, daß ſie die Zähne

„über einander drücken müſſen, und dann kann man nicht „ſprechen. Sie ſind ſo jung, daß Sie noch Alles hoffen, „auch Troſt von der Freundin hoffen, und ſie kann Ihnen „doch keinen geben! — Ich kann nicht einmal ſagen: Sie „haben Recht ſo zu klagen; — weil ich nicht weiß, wie „Regine mit Ihnen verfährt, denn es iſt eben ſowol mög„lich, daß ſie Ihnen lügt, als daß ſie bang und zitternd, „von Ihrer Leidenſchaftlichkeit erſchreckt, Sie liebt. Es „wäre unnütz, in Ihrem gegenwärtigen, aufgeregten Zu„ſtand mit Ihnen diskutiren zu wollen, ob die Liebe des „Mannes oder die des Weibes edlerer Art ſei, nur fragen „will ich Sie: wo iſt der Mann, der fähig iſt ein Opfer „wie Sie es begehren, wie es Ihnen natürlich ſcheint, in „ſeinem ganzen Umfang zu begreifen, und — zu ehren? „Wo iſt der Mann, der nicht unwillkürlich bebt vor der „rückſichtloſen Hingebung einer fremden Exiſtenz an ihn? „Wenn Sie ihn mir zeigen, ſo werd' ich warlich nicht „leugnen wollen, daß jegliches Opfer ihm gebührt. Jezt „werden Sie kühn, die Hand auf die Bruſt gelegt, ver„ſichern: ich bin der Mann! Armes Kind! erſt nehmen „Sie das Opfer und dann antworten Sie mir. Wo die „höchſte Zurückhaltung, iſt in den Augen der Männer die „höchſte ſittliche Grazie, und wol wiſſen die Frauen dieſe „Meinung ſchlau zu ihrem Vortheil zu benutzen, und thun „ganz Recht daran; denn ein geiſtreicher Schriftſteller *) „ſagt zwar: La femme qui vient à vous est une courti„sane, ou quelque chose qui n'est pas vulgaire — al„lein unter Millionen Männern iſt nicht Einer edel genug

*) Capefigue: Jacques II. à St. Germain.

„das Letztere vorauszusetzen. Glauben Sie mir, Sie ha-
„ben kein Recht zu klagen, aber ich hatte es, als ich Sie
„beschwor: keine Gräfin Regine! — Möge sie Ihre Liebe
„erwidern oder nicht — sie wirkt verderblich auf Sie,
„denn sie bringt Sie aus Ihrem äußern und innern
„Gleichgewicht. Sie verzehren Sich in Zweifel, Unruhe,
„Sehnsucht, Furcht, und Ihr Genius flieht erschrocken den
„Tummelplatz so unbehaglicher, zersplitternder Empfindun-
„gen. Können Sie Sich nicht losreißen? Ach, die erste
„Leidenschaft eines Jünglings wie Sie täuscht ihn so oft,
„ist so oft mehr Drang und Durst der Seele nach Liebe,
„als wirklich die Liebe selbst. Versuchen Sie eine Tren-
„nung, ob die Sie nicht heilt. Lassen Sie lieber eine
„Saite in Ihrem Herzen springen, als das ganze Herz
„für immer in schneidenden Dissonanzen ertönen. Und
„darum ruf' ich; zu mir, armer Polydor! zu mir."

Wie ich den treuen Schutzengel erschreckt habe — dachte Polydor, nachdem er diesen Brief gelesen — und wie nutzlos, Regine liebt mich ja, worüber hab' ich denn geklagt? — Und er lehnte seine Stirn an die Marmorwange ihrer Büste und verharrte ein Paar Minuten sinnend oder ruhend in dieser Stellung. Dann warf er den Kopf mit einem Lächeln voll Melancholie und Bitterkeit zurück, und murmelte: ich weiß es wol, Marmor und immer Marmor dort! und hier! ... und hier? — Er schüttelte so heftig den Kopf, daß sein dunkelrothes Sammetmützchen mit Goldfaden gestickt, ein Geschenk Reginens, von seinen Locken zur Erde fiel. Er hob es rasch auf, küßte es und sagte: lieblich wie sie, und versengt mir das Hirn wie sie! — Er legte es auf den Stuhl, warf den Rock und die Halsbinde ab, zog ein Arbeitsjäckchen

von grauem Nanking an, und begann an einem Basrelief zu arbeiten, das er in den letzten Tagen entworfen: Ganymed vom Adler entführt. Dies Werk erfreute ihn. Er dachte: große Gedanken sind Boten der Götter; sie tragen uns auf Fittigen des Adlers über den Nebel der Erde empor, und legen uns zitternd aber kühn, demüthig aber jubelnd zu den Füßen der geliebten Gottheit nieder. Darum sollen wir uns sorglos ihnen überlassen! mächtige Gefühle, erhabene Ideen und große Gedanken heben in den Olymp; tiefe Ruhe, selige Unbefangenheit soll auf den Zügen meines Ganymedes herrschen. Er ahnt in sich den Liebling des Zeus, und was schadet es denn, daß die Krallen des Adlers ihm den Busen blutig reißen! Liebling des Zeus zu sein, ist der Triumph des Sterblichen und macht ihn unsterblich — das ist Alles. Wer am Nektar des Ewigen sich berauscht hat, kann der den schaalen Wein des Vergänglichen verlangen? Auf, Polydor! — Und die Begeisterung trug ihn, wie den Adler des Ganymed, zu Regionen, in denen das Waffengeklirr der Leidenschaft verhallte. Er war ein Paar Augenblicke ganz glücklich. Als ob Regine geahnt hätte, daß er etwas Höheres als sie gefunden — war sie in seiner Nähe.

Man klopfte an sein Atelier. Auf sein Herein erschien der Jäger der Gräfin, meldend, daß sie ihm auf dem Fuß folge. Wirklich trat sie ein mit einer andern Dame, und Polydor sank aus seinem Olymp vor ihr nieder. Sie war so königlich schön, die Wangen lebhaft geröthet von der frischen Luft, die Gestalt herrlich gezeichnet in dem Sammetkleid, das die Büste eng umschloß, und vom Gürtel an in breiten, vollen Falten bis zur Erde herabsank, so daß kaum

beim Gehen der ſchmale Fuß ſichtbar ward. Sie ſagte zu Polydor:

„Wie lange war ich nicht in Ihrem Atelier! nun wünſchte dieſe Dame es zu ſehen, da benutze ich denn froh die Gelegenheit. Nicht wahr, Sie zeigen uns Ihre Arbeiten?“

Er gehorchte dem Wunſch, ward gelobt und geprieſen; aber es lag ein ſchwerer Druck vor ſeiner Stirn, auf ſeiner Bruſt; er war blaß wie ſeine Bilder, und wenigſtens eben ſo ſchön. Daß ſie ſo plötzlich vor ihm erſchien, und immer mit derſelben lieblichen Unbefangenheit, verſtörte ihn. Sie fragte:

„Sie ſind doch nicht krank? Ihr Auge iſt trübe und die Stirnader geſchwollen.“

„Ich denke nur ſehr ſcharf darüber nach, ob alle mächtige Gefühle uns zum Olymp erheben.“

„Aber Sie deliriren!“ rief Regine erſchrocken und ihre Gefährtin ſtarrte ängſtlich ihn an.

„O gar nicht, ſagte er, ich habe jezt meine volle Beſinnung.“

„Sie arbeiten zu angeſtrengt, ſagten beide Damen um die Wette, Sie gönnen Sich keine Erholung, Sie müſſen Sich Bewegung machen, gehen, reiten — wollen Sie mit uns fahren?“ ſchloß Regine.

„Gern! rief er; der Frühling kommt, da bin ich immer in krampfhafter Aufregung, wie der Vogel im Käfig.“ Er wollte hinausſtürmen.

„Halt! Halt! rief Regine lachend; Sie ſind zwar ein Genie, aber die Hände müſſen Sie Sich doch waſchen und

das Jäckchen ausziehen. Die Sonne des April iſt warm, die Luft kalt. Wir warten hier.“

Er flog in ſein Zimmer. „Ein wunderbarer Menſch“ — ſagte die andere Dame.

„Nicht wahr? Künſtler vom Scheitel zur Sohle, aber durch und durch brav.“

„Und ein höchſt intereſſanter Kopf von ſeltener Schönheit.“

Als Polydor aus ſeinem Zimmer ins Atelier zurückkam, rechtfertigte er vollkommen den Ausſpruch der Dame. Seine hohe, ſchlanke Geſtalt, die er trotz ſeiner Jugend feſt und kräftig aufgerichtet trug, zeigte ſich aufs Vortheilhafteſte in dem kurzen, ſchwarzen, bis oben hinauf zugeknöpften Ueberrock, und ſein Geſicht mit den großen, etwas tiefliegenden Augen, der geraden ſcharfen Naſe mit breiter Wurzel, über der ſich eine frei entwickelte Stirn erhob, und den prächtigen braunen Locken, war ſo edel, daß ſelbſt die kalte Regine ihn nicht ohne Bewunderung und mit heimlicher Freude anſah. Aber dieſe Empfindungen ſtimmten ſie nicht weicher. Die Bewunderung galt ſeiner Schönheit; die Freude dem Triumph, daß ein Menſch von dieſer Schönheit, dem unwillkürlich jedes Frauenauge nachfolgte, und der vielleicht nur ſich zu zeigen brauchte, um unwiderſtehlich zu ſein — keinen Blick, keinen Sinn, keine Aufmerkſamkeit für das ganze weibliche Geſchlecht hatte, als einzig für ſie.

Aber in Polydors Seele reifte allmälig ein Entſchluß. Er wollte Gewißheit haben, das Geſtändniß ihrer Liebe. Die Unſicherheit war ihm Folter. Ich muß wiſſen, woran ich mit ihr bin, ob ſie nie, nie, mir angehören will! ſprach er für ſich, und ging auf und ab in ſeinem Zimmer. Seit

ſechs Monaten faſt bin ich nichts, als weiches Wachs in ihrer Hand, und ich weiß nicht einmal, welche Geſtalt ſie mir geben will. Dies Weib kann einen Teufel aus mir machen. Sagt mir denn Ilda nicht, ob das die Art zu lieben aller Frauen iſt? Sie ſollte doch ihr Geſchlecht kennen und mir Wahrheit geben — o nur Wahrheit! — Er nahm ihren letzten Brief; da bemerkte er im Umſchlag ein kleines Papier, das er noch nicht geleſen hatte. Haſtig es entfaltend, las er:

Vorſchlag.

Du willſt ſein mein eigen?
So höre mich an,
Treu will ich Dir zeigen,
Wie's Schickſal ſein kann,
Treu will ich Dir ſagen
Vom Dunkel, vom Licht,
Und kannſt Du's nicht tragen,
So liebſt Du mich nicht.

Wild ſind meine Pfade,
Voll Felſen und Dorn;
Iſt's göttliche Gnade?
Iſt's göttlicher Zorn?
Vom Blitze zerſtöret
Hab' oft mich geglaubt,
Dann hat er verkläret
Mir wieder das Haupt.

Wie fern in den Lüften
Die Lerche hinſchwebt,

Wie einſam aus Klüften
Der Aar ſich erhebt:
So iſt auch mein Leben
Und Daſein, denn ſieh!
Muß ſingen, muß ſchweben
So einſam wie ſie.
Doch ſteig' ich zur Sonne
Oft kräftig empor,
Genieße der Wonne,
Wenn Glück ich verlor.
Doch bad' ich in Lüften
Beſeligt die Bruſt,
Hoch über den Grüften
Voll irdiſchem Wuſt.
In Leben und Sterben,
Durch Ruhm und durch Schmach,
Durch Sieg und Verderben
Mußt folgen mir nach,
Begegnen dem Hohne
Wie bitter er ſei,
Und tragen die Krone,
Als wär's einerlei.
Und haſt Du die Seele
Voll ruhigem Muth,
Daß ſtill ſie ſich ſtähle
In jeglicher Glut:
Nimm hin denn mein Leben,
Sei mein, ich bin Dein!
Doch fühlſt Du ein Beben —
So laß mich allein.

Ja, ſagte Polydor, das iſt Ilda! ihr Brief iſt nicht ſie, denn er iſt geſchrieben mit Rückſicht auf mich und weiß Gott was! Sobald ſie aber einen Akkord auf ihrer Harfe anſchlägt, ſo wird ſie wie durch Zauberwort befreit vom Wuſt der Welt, und ſteht da in ihrer eigentlichen wahren Geſtalt. O warum lieb' ich nicht ſie?

Wird denn nie ein Menſch kommen, ein Denker, ein Dichter, ein Prophet, ein Forſcher — der die Frage: warum liebt man wenn man liebt? genügend beantworten wird. Iſt denn der tiefe dunkle Schatten, der über dieſem Gefühl ſchwebt, wie die Urnacht über der Entſtehung der Welt, durch keine Forſchung und Berechnung zu lichten? Nero ließ ſeine geliebte Cäſonia foltern, um von ihr das Geheimniß zu erpreſſen, weshalb er ſie liebe. Das war — neroniſch. Aber es giebt Augenblicke, wo man fühlt, daß das Joch zu eiſern wird, daß man es abſchütteln muß; und wie würde dieſe Anſtrengung erleichtert werden, wenn man wüßte, weshalb man es getragen, weshalb man ſich von einem und demſelben Gefühl in den Staub hat beugen und in ein Paradies erheben laſſen. Sobald der Arzt den Grund der Krankheit kennt, weiß er auch richtige Mittel anzuwenden um ſie zu heben; wo nicht — tappt er im Finſtern und richtet oft großes Unheil an durch verkehrte Arzneien. Ob aber die Liebe etwas Anderes iſt, als eine mächtige Krankheit mit Fieber, Ermattung, wilden Paroxismen, goldenen Phantaſieen, Erſchlaffung, Tod — ? — —

Gräfin Regine lag auf der Chaiſe longue und las ziemlich gelangweilt einen engliſchen Roman, der kühl war, wie ihr Herz. Vielleicht langweilte er ſie eben darum. Sie war durch Polydor in eine ſo warme Atmoſphäre verſetzt, daß

ihr Alles außerhalb derſelben matt und dürftig vorkam. Wie man im Winter um ſich zu wärmen die Sonne aufſucht, ſo dachte ſie an Polydor. Da flog die Thür auf und er trat ein. Die Stunde war ungewöhnlich früh. Obgleich ſie ſich freute ihn zu ſehen und eine angenehmere Unterhaltung zu haben, als die der engliſchen See-Cadets, ſo war es ihr doch ärgerlich, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß dieſe Freiheit nahm, und ſie ſagte verdrießlich:

„Wie hat man Sie denn im Vorzimmer nicht abgewieſen!“

„Ich gab vor Ihren Befehl zu haben“ — entgegnete Polydor.

„Aber Sie wiſſen, daß ich um dieſe Stunde Niemand zu ſehen pflege, und daß es mehr wie auffallend iſt, wenn ich für Sie eine Ausnahme mache.“

„Laſſen Sie nur heute ſie gelten, bat er demüthig, es ſoll nicht wieder ohne Ihre Zuſtimmung geſchehen.“

„Und was giebt es denn?“ fragte ſie milder, verſöhnt durch ſeine bittende Stimme, die faſt zitternd klang. Er wechſelte die Farbe, kniete vor der Chaiſe longue nieder, legte die Stirn auf deren Rand und antwortete nicht. Regine kannte das. Sein Herz war zu voll, zu ſchwer. Sie mußte reden.

„Nun Polydor, ſagte ſie ſehr lieblich, ſoll ich wieder einen Sturm beſchwören, notre dâme de la garde? Wenn Sie wüßten, wie Sie mich erſchrecken mit Ihrer brauſenden Heftigkeit. Man iſt in der Welt ſo wenig daran gewöhnt — die Form mäßigt Alles, und das iſt gut. Glichen alle Menſchen Ihnen, ſo könnte gar keine Geſellſchaft beſtehen. Und doch — wer freut ſich nicht einer Ausnahme wie Ihnen

zu begegnen? — — Aber stehen Sie auf, setzen Sie Sich auf den Sessel und sagen Sie mir, was Ihnen widerfahren ist. Stehen Sie doch auf, lieber Polydor." Sie streifte leicht mit der Hand über seine Locken.

Aber er verharrte in seiner Stellung, und sie sagte ungeduldig:

„Sie werden mich ganz böse machen mit diesem ennuyanten Schweigen."

„Und versprechen Sie mir, nicht böse zu werden, wenn ich rede?" fragte er leise und hob den Kopf empor.

„Ich bin daran gewöhnt Geduld mit Ihnen zu haben" — entgegnete sie freundlich.

Er blieb auf den Knieen liegen, aber er richtete den Oberleib auf, schöpfte tief Athem, sah ihr fest ins Auge und sprach bestimmt:

„Geben Sie mir Ihre Hand."

„Recht gern" — antwortete sie gleichgültig, und streckte aus dem weiten Ermel ihres weißen Morgenkleides gelassen ihre Hand. Er nahm sie mit einem eisernen Griff, so daß ein Ausdruck von Unbehagen über ihre Züge glitt. Dann sagte er wieder:

„Jezt geben Sie mir einen Kuß und sagen Sie: ich liebe dich Polydor!"

„Sie sind aber in der That zu kindisch" — erwiderte die Gräfin, gleichgültig wie vorhin.

„Es ist mein Ernst, Regine! ich will es, ich verlang' es. Ich werde Sie nicht eher verlassen."

„Ah!" sagte Regine mit ungeheucheltem Erstaunen. Sie hatte bis jezt ihre nachlässige Stellung auf der Chaise longue beibehalten; nun richtete sie sich auf, stützte sich auf

den Ellbogen und wartete, was kommen werde. Aber er wiederholte nur:

„Es ist mein Ernst.“

„Sie sollten wissen, daß ich dergleichen Demonstrationen nicht liebe“ — sprach sie kalt.

„Dergleichen Demonstrationen!“ rief er heftig; aber sich bezwingend fuhr er ruhiger fort: „Sie wissen, daß und wie ich Sie liebe! So lange ich Sie kenne, habe ich es Ihnen durch Wort und That bewiesen. Ja, durch die That — wiederholte er, weil sie ihn fragend ansah — denn ich hab' Ihnen vertraut, habe mein ganzes Herz zu Ihren Füßen niedergelegt und meine ganze Seele vor Ihnen ausgebreitet, und Sie haben in Beidem nichts gefunden, als Ihr Bild, und ich habe nie gefragt: welch Bild wohnt in Deiner Seele. Ich glaube an Dich, glaube, daß keine Frau ungerührt von einer so tiefen Liebe bleiben kann, oder glaube, daß, wenn sie ungerührt bleibt, sie doch edel genug sein wird, um es offen zu sagen. Du aber bist freundlich meiner Liebe begegnet, hast lieblich auf ihre Geständnisse gelauscht; aber gesprochen hast Du nie. Nun laß mich zum ersten Mal das einzige Wort hören, das mir zu meiner Seligkeit fehlt: ich liebe dich.“

„Die Frauen sprechen sich nicht gern so unumwunden aus — sagte sie ausweichend — warum zweifeln Sie denn an mir?“

„Weil ich ein Mensch bin! rief er mit ausbrechender Heftigkeit, weil ich ohne tiefe, feste, heilige Gewißheit diese Existenz nicht tragen mag.“

„Sehen Sie, diese Heftigkeit allein reicht hin, mich auf

ewig einzuſchüchtern. Was hab' ich von ſolcher Raſerei nicht zu fürchten!"

„Fürchten? ach, Sie beherrſchen mich mit einem halben Gedanken! was fürchtet die Königin von ihrem armen Sclaven! — und wenn ich raſend bin — wer trägt die Schuld? Sie können mich ſanft machen, ſanft und fromm wie ein Kind — nur ein Wort!"

„Die ausgeſprochene Liebe nimmt immer einen andern Charakter an, ſtürmiſcher, leidenſchaftlicher, drum zögert die Frau."

„Ich will es glauben, will Alles, Alles glauben! aber wenn der Geliebte fleht, wie in Todesqual um Barmherzigkeit fleht, ſo iſt die Frau, die dann noch zögert — ein Ungeheuer."

„Polydor!" ſagte Regine ſanft und traurig.

„O vergieb — rief er, ihre Hand an ſeine Stirn legend — vergieb und ſchweig, wenn Du nicht reden magſt! Aber ... kannſt Du mir Deine Seele nicht in einem Wort geben, ſo gieb ſie mir ſüßer und ſeliger noch — in einem Kuß."

„Davon iſt vollends gar nicht die Rede" — ſagte ſie die Hand zurückziehend mit Ungeduld. Polydor ſtand auf und ſprach erſchöpft:

„Du weißt, ich war einmal ein armer Bettelknabe und lag ſterbend vor Hunger und Mattigkeit im Koliſeum; da ſchickte Gott mir einen ſeiner Engel: eine Frau rettete mich. Jezt bin ich wieder dem Untergang nahe und wieder hat Gott mir einen Boten zugedacht. Regine, entziehe Dich nicht dem himmliſchen Beruf, das Geſchöpf zu ſein, hinter wel-

chem der Schöpfer sich verbirgt — rette mich, gieb mir ein Liebeszeichen."

„Genug! — rief Regine, heftig aufstehend — nichts auf der Welt ist meiner Natur verhaßter, als diese Sinnlichkeit."

„Brauch nicht das Wort, Regine, jezt nicht! — wenn das ganze Wesen in einem Punkt zusammenbrennt und in einer wehenden Glut steht: so hat es einen dürftigen Klang! Oder brauch' es, fuhr er fort, vor ihr niedersinkend und ihre Knie umfassend, nenn' es wie Du willst, aber sei gnädig, gieb mir ein Liebeszeichen."

„Verlassen Sie mich auf der Stelle" — sprach sie unwillig.

„Regine! rief er außer sich — Du erhörst meine Bitte nicht? nun denn — ich will ein Liebeszeichen."

„Ich verachte Sie" — sprach die Gräfin eiskalt. Wie von einem elektrischen Schlag getroffen, sanken seine Arme herab, so daß Regine zurücktreten konnte. Sie setzte sich wieder gleichgültig auf die Chaise longue. Polydor hatte seine knieende Stellung verlassen und richtete sich in seiner ganzen Höhe vor ihr auf; aber er zitterte so, daß der Tisch bebte, auf den er seine Hand legte um Haltung zu gewinnen. Seine Züge waren tief und scharf, als habe ihn der Augenblick um zehn Jahr älter gemacht, und es lag auf ihnen ein unbeschreiblicher Ausdruck von Schmerz und Zorn. Aber mit ruhiger Stimme und ernst sie anblickend sagte er:

„Das ändert freilich Alles — gnädige Gräfin." Dann verbeugte er sich und verließ das Gemach. Regine schöpfte Athem, als ob ihr eine schwere Last von der Brust falle. Himmel, welch ein furioser Mensch, dachte sie; ich glaube,

er könnte mich umbringen! welch Glück, daß mir das letzte Wort einfiel.

Neuntes Kapitel.

Ondine lebte in tiefster Zurückgezogenheit am Ufer des Arno in einer kleinen, freundlichen Villa. Aber Casimir kam nicht, wie er es ihr geschrieben und wie sie selbst gehofft hatte. So lange sie die erste Trauer trug, wünschte sie nicht einmal seine Gegenwart und bat ihn in Paris zu bleiben; allein nach sechs Monaten, mit dem Beginn des neuen Jahres, hätte er kommen dürfen, wollte er kommen, jeder Brief verhieß es — und ein Tag reihete sich an den andern, ohne ihn zu bringen. Dann traf wieder ein Brief ein, voll Entschuldigungen, Vorwänden, neuen Versprechungen, und sie glaubte und hofte bis zu dem festgesetzten Zeitpunkt, wo abermals eine Täuschung ihrer wartete, und wo die Ahnung eines entsetzlichen, unabwendbaren Unglücks allmälig sie beschlich.

Die Einsamkeit lastete fürchterlich auf ihr. Es gehört nicht immer ein starker Geist oder eine ernste Beschäftigung dazu, um lange Zeit hindurch Einsamkeit zu ertragen; auch Menschen von gewöhnlichen Fähigkeiten haben sie oftmals gern, entweder weil sie blasirt und abgestumpft für die Freuden der Gesellschaft sind, oder weil sie auf eine oder die andere Weise die Mittel verloren haben, in ihr zu glänzen,

oder weil viel Unglück sie umgetrieben und bedürftig der Stille gemacht hat; ihnen ist die Einsamkeit bequem, beschattend, beruhigend. Für Menschen von großen Gaben und ungewöhnlichen Talenten ist sie, von Moses an bis auf Byron, zu Zeiten ein schmachtendes Bedürfniß, ein Durst, der gestillt werden muß, weil sie wissen, daß auf Pathmos Offenbarungen geschrieben werden, und weil das Leben sie mehr in Anspruch nimmt und ihre Kräfte mehr anregt und rascher verbraucht, als es bei der Menge der Fall ist. Für die Masse der Menschen aber, nicht gewöhnt sich mit großen Ideen zu beschäftigen, sondern am Täglichen hangend, das Nächste verlangend, mit mannigfachen Wünschen und Erwartungen, welche nur im beständigen Verkehr mit der Außenwelt befriedigt werden können, in ihrem Innern zuweilen unsicher, gar zerfallen — für sie ist Einsamkeit nicht erquickend.

Und nun gar für die arme, schwache, schutzbedürftige, liebende Ondine! Ach, sie war nicht blos einsam — sie war verlassen. Sie hatte Niemand, als ihre Dienstboten, treue Seelen zwar — aber Diener! Ihr Kammermädchen, das einige Jahre älter wie sie, mit ihr erzogen und nie von ihrer Seite gewichen war, ward ihre einzige Gesellschaft. Mit ihr sprach Ondine von Deutschland, von ihren Söhnen, von Schloß Ohlau, und oftmals netzten heiße Thränen das Auge der Herrin und Dienerin bei solchen Gesprächen. Je mehr ihre Hofnung, den Mann wiederzusehen, dem sie ihre stralende Existenz geopfert, gleich einem bleichen Gestirn unterging, desto feuriger erhob sich am Horizont die drohende Kometenruthe der Reue. Ondine hatte geglaubt, ihr Dasein sei durch die unüberwindlichste Liebe so innig mit Casimir

verwebt, daß ſie nur in ſeiner Nähe, wie er in der ihren, denken und empfinden, ja athmen und leben könne. Nun war ſie von ihm getrennt — ach, wie lange ſchon! und ſie lebte, und er lebte: alſo war Trennung nicht Tod! alſo war die Liebe nicht mächtig genug, daß ſie ſagen durfte: ich wollte nicht ſterben, darum warf ich mich in ihre rettenden Arme. Bisweilen wollte ſie auf einen Zug den Giftbecher leeren, und freiwillig von Caſimir zurücktreten; dann aber trat er in ſeiner ganzen Anmuth vor ihre Seele, und es ſchien ihr unmöglich, daß dieſer Menſch, der mit ſolcher Innigkeit und ſolcher Glut an ihr hing, durch etwas Anderes als durch Zufälligkeiten von ihr entfernt gehalten werden könne. Dann entſchloß ſie ſich wieder zu hoffen. Ach nein! nicht zu hoffen — aber zu warten. Wer hat nicht gewartet? wem hat dieſe Folter nicht das Blut mit Fieberangſt, bis zum Wahnſinn, bis zur Ohnmacht, durch die Adern gejagt? Giebt es ein vom Himmel ſo begnadigtes Weſen, ſo wird es freilich nicht begreifen können, daß dieſer Zuſtand, gleich einer umſchlingenden Boa, Ondine aller Kraft, jeder Fähigkeit beraubte, ihr Herz zermalmte, an ihrem Leben zehrte. Ihr Auge wurde trübe, ihre Haltung gebeugt, ihr Gang ſchleppend; das Federwerk ihres Daſeins war zerſtört und das Räderwerk ging noch eine Zeitlang ſeinen Gang fort, bis es langſam und immer langſamer wurde. Ihre Schönheit verblühte. Der duftige, friſche Teint ging über in ein krankhaftes Gelb; Auge und Schläfen ſanken ein, um den Mund legten ſich die unauslöſchlichen Züge des Grams; — ſie glich einer verwelkten, blaßrothen Hyazinthe.

Die treue Hedwig grämte ſich unſäglich über Ondine.

„Sie wird hier ſterben — ſagte ſie oft mit bittern

Thränen zu dem Kammerdiener — hier in der Fremde, in der Verlassenheit, ohne Verwandte und Freunde! ach Ludwig — eine solche Dame! bedenken Sie nur, wie das ihr wehe thun muß."

„Ja, sagte Ludwig, seit dem Tode des seligen Grafen haben wir kein Glück mehr. Und wären wir nur in Deutschland geblieben, oder zur Gräfin Ilda gegangen!"

„Ach, Gräfin Ilda! wenn die unser Elend kennte, sie käme."

„So schreiben Sie es ihr doch, Hedwig."

„Ich habe wol schon daran gedacht, aber — ich weiß nicht, es macht mich verlegen, und dann kann ein Brief auf so viel hundert Meilen leicht verloren gehen."

„Ich will ihn hinbringen, Tag und Nacht reisen! in vierzehn Tagen sollte man doch wol nach Ruhenthal kommen!"

„Ganz gewiß; aber wenn Sie fortgehen, wird sie sich nicht betrüben?" fragte Hedwig mit einem Zartgefühl, das weit über ihren Stand war.

„Wenn Gräfin Ilda kommt, freut sie sich aber gewiß; und die kommt, wenn ich ihr Alles erzähle. Die ist so! steigt in den Wagen und fährt nach Florenz, als ob sie zum Ball führe. Wissen Sie noch, wie sie 'mal in Schloß Ohlau ankam, als der kleine Graf Ulrich auf den Tod danieder lag? Niemand wußte was davon — da war sie!"

„Ja, seufzte Hedwig, wäre unsere Gräfin wie Gräfin Ilda, so würde es uns nicht so übel gehen. Die entschließt sich wie ein Mann, und sieht doch aus wie ein Engel so zart. Das kommt daher, Ludwig, daß der liebe Gott manche Menschen stark gemacht, und manche nicht — wie er sie gerade braucht, und das können Sie mir glauben, mit der

Gräfin Ilda hat er beſondere Abſichten. Sie ſieht anders aus wie die übrigen Menſchen.“

„Das wüßt' ich doch nicht.“

„Wahrhaftig! — Hätten Sie ſie geſehen, wenn ſie in das Toilettenzimmer unſerer Gräfin kam — ſie zieht ſich immer ſehr raſch an, ohne ein Wort mit ihrer Kammerjungfer zu ſprechen — und wie ſie ihr dies und das erzählte, ich weiß nicht was, denn ſie ſprachen immer engliſch zuſammen — ſo würden Sie es auch finden. Sie hat ſo etwas Klares, Hohes! Ich glaube, ſie gab unſerer Gräfin gute Rathſchläge, denn die hörte meiſtens freundlich zu.“

„Ueber den Anzug und die Kleider?“

„Nein, Ludwig, das iſt nicht ihr Fach! — ich meine über Kinder oder dergleichen Wichtiges, weil es immer im Toilettenzimmer war, wohin Niemand kommen durfte, ſelbſt nicht der ſelige Graf. Ach, wenn ich an die Zeit gedenke, mögte mir das Herz brechen.“

„Kann ich nicht ſchon morgen abreiſen?“

„Ich will gleich mit ihr ſprechen.“

Hedwig ging auf die Terraſſe, wo Ondine ihre Tage in dumpfer Apathie hinbrütete. Sie ſaß zuſammengeſunken in einem tiefen Lehnſtuhl, und hielt auf ihrem Schooß eine Platte von ſchwarzem, zierlich geſchnitztem Ebenholz, in welche vier Miniatur-Porträts eingelegt waren: ihre Söhne, Askanio und Ilda. Auf einem Tiſchchen neben ihr lag in grünem Maroquin-Etui das Porträt Caſimirs. Nachdem ſie die vier Bilder lange betrachtet, nahm ſie die Platte in die rechte, das Etui in die linke Hand, bewegte ſie langſam gegen einander, als ob ſie ſie wäge, und ließ endlich die Rechte auf der Seitenlehne des Seſſels ruhen, indeſſen die Linke,

wie in Ermattung, tief herabſank. Es lag etwas vollkommen Gedankenloſes und unſäglich Troſtloſes in Ondinens Ausdruck und Bewegung. Sie hatte nichts dabei gedacht und gewollt; es war die unwillkürliche Richtung ihrer Seele, die ſich offenbarte. Als die linke Hand herabſank, ward ſie ſich ihrer bewußt, und ein Lächeln von zerreißender Bitterkeit zuckte um ihre Lippen. Da erblickte ſie Hedwig und ſagte:

„Bringe mir recht kaltes Waſſer, die Hitze verzehrt mich.“

„Es iſt ein böſes Klima, gnädige Gräfin — verſetzte Hedwig — der Ludwig iſt auch ganz krank und ſchwach.“

„Was fehlt ihm? er ſoll gleich in die Stadt und zum Arzt gehen.“

„Er will nicht. Er ſagt kein Doctor könne ihm helfen und er würde erſt in Deutſchland, eigentlich aber in Schloß Ohlau, von ſelbſt wieder geſund werden.“

„Das iſt das Heimweh, Hedwig, daran kann man ſterben, eben ſo gut wie an jeder übermächtigen Sehnſucht — der Ludwig muß fort — gleich! ich brauche ihn nicht. Der alte Gärtner iſt ja hier mit ſeinem Sohn. — Geh und ſchicke mir den Ludwig.“

Hedwig entfernte ſich und murmelte mit gefaltenen Händen:

„Guter Gott, vergieb mir die Lüge.“ Und nach fünf Minuten trat Ludwig vor die Gräfin. Sie ſagte ſehr freundlich:

„Ich danke Ihnen, daß Sie ſo lange brav und treu in meinem Dienſt gelebt haben, darin ſterben ſollen Sie nicht. Gehen Sie nach Schloß Ohlau zurück, unter den ſchönen

grünen Eichen und Buchen werden Sie wieder gesund werden. Ach, ich würde es vielleicht auch."

„Befehlen gnädige Gräfin abzureisen, so ist Alles" ...

„Nein, mein guter Ludwig, das geht nicht. Reisen Sie gleich ab, und wenn Sie nach Schloß Ohlau kommen, so grüßen Sie alle Leute von mir — die mich noch nicht vergessen haben ... Alle! und sagen Sie ihnen" ... —

Ihre Stimme brach in Thränen. Sie drückte das Taschentuch vor das Gesicht und winkte ihm zu gehen. Er küßte demüthig ihre Hand und ging mit raschen Schritten zu Hedwig.

„Hedwig — sagte er zornig, und fuhr mit dem Finger über seine nassen Augen — Donnerwetter! ich muß heulen wie ein Schulbube. Sie weinte, Hedwig! Nun, ich will nichts sagen — aber Gott vergebe es dem hündischen — Schurken."

Einige Stunden später saß Ludwig mit einem Reisegeld von Ondinen versehen im Eilwagen, der ihn nach Norden führte.

Aber ehe er in Ruhenthal anlangte, entschied sich Ondinens Schicksal. Nachdem sie während sechs Wochen ohne Nachricht von Casimir gewesen war, erhielt sie einen Brief von unbekannter Hand. Der Stempel: Paris, erfüllte sie mit tödtlicher Besorgniß. Noch ehe sie ihn gelesen, stand fast ihr Herz still vor lähmender Angst. Sie rief:

„Hedwig! bleibe bei mir! mir ist als ob ich sterben könnte."

Dann nahm sie sich zusammen und erbrach den Brief. Er war von Casimirs Oheim, der ihr in den ehrfurchtsvollsten Worten sagte, daß sein Neffe von einer verzehrenden

Leidenschaft für eine junge, schöne Engländerin, Erbin einer Million, durchglüht sei, und der glücklichste Gatte werden könne, wenn sie — Ondine — diesem Glück kein Hinderniß entgegenstellen wolle. Sein Neffe, voll unwandelbarer Verehrung ihrer himmlischen Güte, habe nicht den Muth, selbst diese Worte an sie zu richten, wol wissend, daß er die Gefühle der Huld, welche sie für ihn hege, durch diesen Schritt verletze. Daher halte er es für seine Pflicht, ohne des Neffen Vorwissen, sie von der Lage der Dinge zu benachrichtigen, in der festen Voraussetzung, daß ihr großmüthiges Herz nicht schwanken werde in der Wahl zwischen fremdem und eigenem Glück.

Diese Geschichte war richtig, insofern sie die Heirath, wenngleich nicht die Leidenschaft, betraf. Uebrigens hatte der Oheim auf Casimirs Bitte den Brief geschrieben.

„Diable! sagte er — ich muß endlich kurz und gut mit ihr brechen! Lieber Onkel, Sie wissen Briefe süperb zu tourniren — reißen Sie mich aus dieser Verlegenheit, denn foi de gentilhomme — um die Betheuerung des großen Frauenverehrers Franz I. zu brauchen — verlegen bin ich, wenn ich an diese Frau denke.“

So wie Ondine den Brief gelesen, stand sie auf, ging zu ihrem Schreibtisch, schrieb mit fester Hand auf ein Blatt Papier: „Fürst Casimir P. ist, was mich betrift, durchaus frei; möge er glücklich sein“ — couvertirte und adressirte mit höchster Fassung, sandte den Brief zur Stelle ab — und sank in tiefe wolthätige Ohnmacht.

Es ist gewiß, daß ein Nervenschlag oder eine in der Brust springende Ader zu Zeiten sehr à propos wären, um eine qualvolle Existenz zu enden; und die Romanciers, ob-

schon sie kein Mitleid mit ihren Lesern haben, empfinden es dennoch mit den Gebilden ihrer Phantasie, und gönnen ihnen gern den Nervenschlag oder ähnlichen plötzlichen Tod — besonders wenn sie nicht wissen, was weiter mit ihnen anfangen. — Aber in der Wirklichkeit ist's anders! da sterben meistens nur die Leute, die nicht gern sterben wollen, und diejenigen, für welche der Tod eine Wolthat wäre, leben und leben. Das Schicksal ist gleichgültiger gegen seine Menschen, als die Romanciers. Ondine erwachte aus ihrer Ohnmacht. Hedwig kniete an ihrem Bette und bedeckte die Hand der geliebten Herrin mit Küssen und Thränen.

„Weine nicht, sagte Ondine, nun ist Alles entschieden — und gut."

„Gut? — rief Hedwig überwältigt von Schmerz — gut? und Sie vergehen in Kummer? ach, gnädige Gräfin, schlecht ist es vom Fürsten Casimir!"

„Still, Hedwig, das darfst Du von Niemand sagen! Jeder folgt seinem Herzen, und da es schwache, thörichte, sündhafte Herzen giebt, warum nicht auch harte. Das meine war einst mehr wie hart — es war verstockt, und weil es sich nicht freiwillig opfern wollte, so wurde es zermalmt. Siehst Du, wie das Alles ganz natürlich ist!"

„Sprechen Sie nicht so, gnädige Gräfin, rief Hedwig schluchzend, ich kann's nicht aushalten! ich weiß nicht was ich Ihnen darauf antworten soll! O wäre doch erst Frau Gräfin Ilda hier!"

„Ilda? was fällt Dir ein?" fragte Ondine befremdet.

„Ach Gott ja, der Ludwig ist hingereis't um ihr zu sagen .. wir fürchteten, daß gnädige Gräfin ihr nicht schrei-

den würden wie krank und niedergeschlagen Sie Sich hier befinden ... darum" .. —

„Hedwig, Gott segne Dich!" rief Ondine, und beide Arme um den Hals des Mädchens schlingend, zog sie sie an ihre Brust und weinte ohne Bitterkeit — — seit langer Zeit die ersten sanften Thränen.

„Nicht wahr, das haben wir recht gemacht?" fragte Hedwig froh.

„O freilich habt Ihr, Ihr treuen Seelen! Ich konnte nicht an Ilda schreiben. Hüte Dich vor der Schuld, Hedwig! sie entfremdet uns von den geliebtesten Wesen, wir haben kein Vertrauen mehr zu ihnen; wir glauben nicht mehr an uns, wie sollten wir an Andere glauben! ach — kaum an Gott."

„Das ist sündlich, gnädige Gräfin" — sagte Hedwig ernst.

„Ich weiß es, Kind — aber wo das Leben sündhaft, da sind es die Gedanken auch."

„Die Frau Gräfin Ilda wird kommen und Trost bringen."

„Kommen wird sie — das weiß ich! aber wie lange kann das nicht währen! ich will zu ihr — will ihr entgegen."

„Ach, in diesem Zustand von Schwäche? . . und es giebt verschiedene Wege nach Deutschland" ... —

„Kühlere Luft wird mich stärken; — und der nächste Weg geht über Inspruck — den nimmt sie."

Was auch Hedwig sagen mogte, Ondine widerlegte Alles mit nervöser Heftigkeit, und trieb selbst, in krankhafter Aufregung momentane Kräfte findend, allerlei Vorkehrungen zur baldigen Abreise.

Lieblich wehte die Frühlingsluft durch den grünenden Park von Ruhenthal und trug den Duft der Hyazinthen, Tazetten und Tulpen aus dem Blumengarten in den Salon, dessen Thüren nach der Terrasse hin geöfnet waren. Es waren außer Ilda und ihrer Mutter nur der Baron, Werffen und Otto anwesend; aber Alle waren in heiterster Laune und man scherzte und lachte viel. Da trat Ildas alter Kammerdiener, Albrecht, ein, mit einem Gesicht, das Dienstboten annehmen, wenn sie etwas Bedenkliches zu verkünden haben, und welches allein schon hinreicht das Blut in den Adern gefrieren zu machen, wenn sie auch nicht hinzusetzen, wie sie zu thun pflegen, und wie auch Albrecht that:

„Erschrecken gnädige Gräfin nur nicht! der Ludwig ist da."

„Wer ist der Ludwig? was will er?" fragte Ilda; aber ihre Hände zitterten.

„Es ist der Kammerdiener der Frau Gräfin Ohlau aus Florenz."

„Sie ist todt!" schrie Ilda, bleich vor Angst.

„Nein, Gott behüte, sie lebt" ... —

„In mein Zimmer — gleich!" rief Ilda und verließ den Saal.

Der Baron sagte phlegmatisch: „Ich begreife, daß üble Nachrichten kommen müssen, indem allerlei Unglück auf der Welt geschieht. Weshalb sie aber stets gerade dann kommen, wenn man vergnügt und guter Dinge ist und nicht im Entferntesten an sie denkt — das werde ich nie begreifen."

„Ist auch nicht nöthig, meinte Otto, wenn man nur begreift, wie man sich dabei zu benehmen hat; und dazu gehört wirklich unerhört viel Genie, weil man immer über-

raſcht wird, ſich nie vorbereiten kann und auf dem Fleck ſeinen Entſchluß faſſen muß."

„Man kann ſich einigermaßen vorbereiten, ſagte Werffen, wenn man ſich in alle mögliche traurige Situationen hineindenkt."

„Ja, erwiderte Otto, aber man kann ſicher ſein, daß man in die Situation nicht geräth, in die man ſich gedacht hat. Der liebe Gott iſt der geſchickteſte Romancier, den ich kenne! ſeine Stellungen, Wendungen und Auflöſungen zeugen von einem höchſt erfindungsreichen Kopf."

„Ich bin überzeugt, daß meine Tochter zu ihrer Couſine geht, ſagte Ildas Mutter, und ich geſtehe, es iſt mir ziemlich unangenehm. Die Frau iſt krank und verloren, Ilda kann ihr nicht helfen und vielleicht ſich ſelbſt ſchaden."

Ilda trat ein, todtenblaß, und ſagte mit zitternder Stimme:

„Ondine iſt vollkommen unglücklich nach der Ausſage ihres treuen Dieners; in drei Tagen, liebe Mutter, werde ich reiſen."

„Wir dachten es!" rief der Baron.

„Das hoffe ich" — entgegnete ſie freundlich; aber ihr Blick fiel mit unausſprechlicher Trauer auf Otto.

„Liebes Kind, ſagte die Mutter, da Askanio Dein Freund war, ſo begreife ich nicht, wie Du Dich noch ſo lebhaft für Ondine intereſſiren kannſt."

„Weil er mein Freund war, liebe Mutter, muß ich in ſeinem Sinn für ſie handeln. Und dann habe ich Ondine geliebt, als ſie glücklich, glänzend, geehrt und tadellos war, und ſehe nicht ein, weshalb ich ſie nicht mehr lieben ſoll, da

sie das Alles nicht mehr ist. Ach, wer soll denn Nachsicht mit uns haben, wenn nicht die Freunde?"

„Nachsicht wol — auch Entschuldigung, Erbarmen und Hülfe; aber Ondine darf sich kaum in Deutschland sehen lassen" ... —

„Drum gehe ich ja zu ihr nach Italien, gute Mutter — sagte Ilda melancholisch. Wenn ein geliebtes Wesen auf dem Schaffot — nein, unter dem Galgen stände, ich müßte hin und es umarmen."

„Wie grauenhaft!" riefen die Mutter und Werffen aus einem Munde.

„Das können Sie nicht im Voraus behaupten, rief Otto, es giebt Verbrechen, die solch Erbarmen fast sündlich machen würden, andere, die das Erbarmen tödten" ... —

„Wer spricht von Erbarmen? ich thät' es aus Liebe; die kennt keine Sünde und keinen Tod."

„Meine tapfre Gräfin, sagte der Baron spöttisch, weil er gerührt war, Amazonen wie Sie brauchen freilich keinen Beschützer; aber ein Reisemarschall ist für Jedermann eine bequeme Kreatur, und als solcher werde ich Sie nach Florenz begleiten, wenn es Ihnen recht ist. Ich sähe gern einmal das schöne Italien wieder."

Mutter und Tochter reichten ihm dankbar die Hand. Werffen sagte:

„Der Baron ist beneidenswerth." Otto sagte nichts; sein Blick hing an Ilda. „Gehen wir in den Park! rief sie, ich bin ganz nervenschwach geworden." Und rasch eilte sie über die Terrasse in den Garten. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, folgte Otto ihr eben so rasch, und sie

gingen durch die langen Alleen mit fliegender Geschwindigkeit. Nach langem Schweigen sagte Otto gepreßt:

„Warum eilen Sie so, Gräfin? früh genug werden Sie fern sein.“

„Um mich zu betäuben“ — sagte sie; es waren Thränen in ihrer Stimme.

„O, rief er, Sie werden Sich leicht betäuben! aber ich — ich! wenn Sie wiederkehren, bin ich fern — und dann ... vergessen!“

Sie stand plötzlich still und sah ihn fast zürnend an.

„Ja, ja! vergessen!“ wiederholte er mit melancholischem Lächeln.

„O nur nicht lügen!“ rief sie, und noch rascher ging sie vorwärts bis zum Wartthurm am Ende des Parks.

„Da oben ist's luftig und frei,“ sagte sie. Otto drückte die schwere Thür von Eichenholz mit gothischem Schnitzwerk versehen auf, und sie stiegen die Wendeltreppe empor zur Platteform. Es war wunderschön. Die grünende, duftige Erde mit wehenden Wäldern und wogenden Saaten lag vor ihnen ausgebreitet; der blaue Strom, aus Westen kommend, schien ein Bote der eben untergegangenen Sonne an das Meer zu sein, das wie ein Gott mit starken Armen die geliebte Erdgöttin empfing; und der Mond ging leise wie ein Traum im Osten auf. Und dann war es Frühling. Im Frühling ist die ganze Welt schön, wie alle Menschen es in der Jugend sind.

Ilda lehnte sich an die Brustwehr; ihr Herz schlug hörbar; die Meerluft wehte ihr Haar zurück, das hellblaue Kleid, den rothen Shawl; es lag die tiefe geistige Glut auf ihren Wangen, die aus der lebhaftesten innern Bewegung

entſpringt, und die nur bei Menſchen von äußerſt zarter Conſtitution und äußerſt lebendiger, ja leidenſchaftlicher Empfindungsweiſe gefunden wird. Dieſe Glut gleicht den gemeinhin ſogenannten ſchönen Farben gerade ſo, wie die Roſe von Damaskus der Centifolie. Otto ſtand mit untergeſchlagenen Armen neben ihr, und würde ſich nicht ſehr gewundert haben, wenn ſie auf ihrem rothen Shawl, wie auf Flammen, gen Himmel gefahren wäre. Aber er ſagte kein Wort. Da faßte ſie ihren ganzen Muth zuſammen, trat zwei Schritte zurück, ſah ihm ins Auge und ſagte, die Hand gegen ihn ausgeſtreckt, ſehr entſchloſſen, doch leiſe:

„Sie dürfen nicht von hier gehen, Otto, denn“ ... — (ihre Stimme bebte und ihre Hand zitterte, aber das Auge ſchlug ſie nicht nieder) — „denn ... wir lieben uns.“ — Und es flog ein Lächeln über ihr Antlitz, das ſie himmliſch ſchön machte.

Otto ſtieß ein leiſes heftiges Ah! aus und ſank überwältigt zu ihren Füßen nieder.

„O, rief er mit jener gepreßten Stimme, die ebenſoviel von unterdrückter Klage wie von unterdrücktem Jauchzen hat — o ſage mir, daß Du mich liebſt, damit ich mein Glück faſſe und daran glaube. Siehſt Du, Ilda, davon kann man ſterben.“

„Nicht ſterben, rief ſie, leben und immer leben, lange Ewigkeiten durch die Liebe leben! — und vor Allem: keine Trennung.“

Er ſprang auf, faßte ihre beiden Hände in ſeiner Rechten, drückte ſie mit dem linken Arm feſt an ſein Herz, und ſagte: „Doch!“

„Wenn ich aber nicht will“ — ſagte Ilda ſorglos.

Er umfaßte mit beiden Händen leicht ihren Kopf und rief: „O dieser Kopf könnte mich wahnsinnig machen.“

„Sie sind es, wenn Sie noch jezt von Trennung reden.“

„Ich rede nichts, denke nichts, will nichts — als hören, daß Du mich liebst. Sage mir das! dann ist mir, als hätte ich auf die höchste Zinne des Lebens mein Panier gepflanzt.“

„Ich kann es wol sagen, hör' zu — aber sieh mich an.“ Er sah sie an — doch Ilda fand keine Worte. Sie sank an sein Herz. O sie war glücklich! — Es war ein Moment, aber ein Moment ganz reinen, seligen Glücks! Vorher und nachher ein Leben voll Schmerz und Entbehrung! Auf dem Todbette gedachte Ilda dieses Moments — und er war vielleicht die einzige Erinnerung, die sie mit in die Ewigkeit hinübernahm.

„„O mein Engel, so laß mich von Dir scheiden“ — bat Otto.

„Aber Du bist ein Thor! Liebende scheiden nicht ... oder, Herr des Himmels! nein, Otto, das ist unmöglich — Du bist nicht verheirathet?“ — Er schüttelte traurig lächelnd den Kopf.

„Oder verlobt?“ — Er verneinte abermals schweigend.

„Nun dann bist Du gewiß ein großer Thor!“ sagte sie wieder mit jenem zauberhaften Lächeln. Er hielt sie fest, ganz fest in seinen Armen. Ihr Kopf ruhte auf seiner Brust. Sie sagte:

„Dein Herz ist meiner Meinung: es will zu mir, ich fühl' es.“

„Ilda, fragte er plötzlich, willst Du mein Weib sein?“

„Wenn Du es wünschest" — erwiderte sie langsam.

Er sah auf sie nieder, und eine leichte Blässe bedeckte ihre Wangen.

„Weshalb siehst Du plötzlich so bleich aus, Ilda?"

„Vor Schreck, glaub' ich" — entgegnete sie unbefangen.

„Ah, Du erschrickst vor dem bloßen Gedanken! Dann kannst Du es ja nicht sein."

„Ich will es versuchen."

„Versuchen? und wenn der Versuch mißlingt? und wenn Du unglücklich Dich fühltest vor meinen Augen?" ...

„Ich will nicht unglücklich werden? rief sie lebhaft und trat zurück — es ist entsetzlich, unglücklich zu sein!"

„Und glaubst Du nicht an Dein Glück in einer Verbindung mit mir?"

„Die Ehe ist nun einmal desenchantirt für mich! Der Gedanke an die Vergangenheit wird immer wie eine gespenstische Hand über die Gegenwart streifen und mir mit jenen Schreckniſſen drohen."

„Du liebst mich nicht, Ilda."

„Kann ich mehr thun als es versuchen wollen?"

„Nein, armer Engel, Du kannst nicht mehr thun, aber ich darf es nicht auf den Versuch ankommen lassen."

„Desto besser!" sagte sie ruhig. — Nach einer Pause fragte er:

„Ilda, willst Du meine Geliebte sein?"

„Wenn Du es wünschest."

„Aber — rief er ungeduldig — wünschest Du denn nichts?"

„Nichts — als Dich zu lieben und bei Dir zu sein."

„Und wenn das unmöglich ist? unmöglich ... auf jede Weise?“

Sie hob mit einer stolzen Bewegung den Kopf und sprach zwischen Scherz und Ernst: „Ich liebte einen Mann und befahl ihm unglücklich zu sein: er gehorchte. Ich liebe einen Mann und befehle ihm glücklich zu sein: er wird gehorchen. Der, den ich liebe, widersteht mir nicht.“

„Welche kühne Zuversicht!“ sagte Otto überrascht.

„Ja, sagte sie, der, dem man einen goldenen Kelch reicht mit perlendem funkelnden Purpurwein gefüllt, und nichts von ihm begehrt, weder Dank noch Lohn, nichts, als ihn zu nehmen — der nimmt ihn; aber mein Herz ist der goldene Kelch. Uebrigens bin ich freilich nur die arme Ilda — setzte sie demüthig hinzu — ohne Jugend, ohne Schönheit, und zu keinen Ansprüchen berechtigt, das weiß ich sehr wol.“

„O nur nicht lügen!“ rief er sie parodirend, mit jener Heiterkeit, die das Bewußtsein des Glücks sogar in sehr ernsten Momenten giebt.

„Wir wollen gehen, sagte sie ihren Shawl zusammenziehend, es wird Nacht und kalt.“

„Einen Augenblick noch, Ilda! o nur einen einzigen kleinen Augenblick! er kommt nicht wieder, nie, Ilda! — weißt Du, daß das Wörtchen nie! eine gräßliche Bedeutung hat?“

„Wol weiß ich's! aber es paßt nicht auf uns! Wir haben eine andere Devise, die heißt: immer — und weil wir sie haben, so wollen wir jezt gehen.“

„Nicht gehen! rief Otto — sondern bleiben, hier, auf dieser Stelle! sieh mich an, Ilda! o wenn Du gehst — sehe ich Dich ja nie wieder.“

„So wollen wir bleiben, seltsamer Mensch" — sprach sie sanft.

Er legte den Arm um ihre Schulter und seine brennende Wange auf ihr lockiges Haupt. So standen sie schweigend, unbeweglich, in und an einander ruhend. Endlich fragte Otto:

„Ist Dir nicht zu kalt, Ilda?"

„Nein, Herz!" — Er küßte leise ihre Locken und Stirn und rief erschrocken:

„Aber Dein Haar ist feucht und Deine Stirn kühl wie Marmor."

„Es thut nichts — Du wolltest ja bleiben."

„Du bist ein Engel, und ich — ich werde Dich tödten! sag' mir Ilda, wirst Du mir vergeben, wenn ich Dich tödte?"

„O Alles, Alles, Herz! sagte sie sanft und traurig und sah ihn mit unsäglicher Liebe an; — aber warum fragst Du so seltsam?"

„Komm jezt, entgegnete Otto gewaltsam sich fassend — es wird Nacht, das könnte Dir schaden."

Sie stiegen vom Thurm herab. Unten rief er mit einem Ton als ob sein Herz bräche: „Nun wird es wirklich Nacht!" Dann gab er ihr den Arm, behielt ihre Hand in der seinen, drückte sie zuweilen an Mund und Herz, und führte sie nach dem Schloß zurück. Sie wechselten kein Wort. Wenn man sich versteht, sind Worte eben so überflüssig als plump. — Dann ging Otto durch den Park in die Stadt zurück; Ilda in ihr Zimmer. Sie ließ sich im Salon entschuldigen.

Werffen dachte, daß dieser Zeitpunkt ihm günstig sein könne. Wer durfte ihn hindern auch nach Italien zu reisen?

dieſe Ergebenheit mußte Ilda freuen. Die Anerbietung des Barons hatte ſie ſo gerührt! Selbſt die unabhängigſten Frauen fühlen bisweilen das Bedürfniß, die Wolthat des männlichen Schutzes. Er traf in der Stille ſeine Vorkehrungen.

Der Schlaf mag wol ſelten ein leichteres, ſeligeres Herz in ſein Reich entführt haben, als Ildas in dieſer Nacht. Und golden wie ihr Schlummer war auch ihr Erwachen. Aber es bedeutet Regen, wenn die Frühſtunden des Tages von ſtralendem Morgenlicht erhellt ſind! Sie war kaum angekleidet, als ſie einen Brief erhielt, auf dem ſie mit Ueberraſchung Ottos Hand erkannte. Sie las:

„Lebe wol, Engel! hab' ich Dir nicht geſagt, daß ich Dich „tödten würde? ich halte Wort, Ilda — aber Du haſt „mir Alles, Alles vergeben. Wir werden uns nie wieder„ſehen. Ich bin nicht wahnſinnig, ich habe Alles wol „bedacht, geprüft, erwogen, die ganze lange Nacht hin„durch. Was geſtern Abend eigentlich ſchon unwiderruf„lich vor meiner Seele ſtand, das ſpreche ich Dir jezt „deutlich aus: wir ſehen uns nie wieder. Ich will Dir „Alles auseinanderſetzen, damit Du nicht fürchten mögeſt, „daß ich dennoch wahnſinnig geworden. Meine Frau „kannſt Du nicht werden, ſelbſt wenn Du wollteſt. Du „biſt an Beſchränkung keiner Art gewöhnt, biſt frei, reich, „gebietend, kurz das Alles, was ich Deiner Exiſtenz nicht „ſchaffen kann, und was Du mir opfern müßteſt. Du „biſt ganz unbekannt mit einer Lage, die Dir durch Stand, „Verhältniſſe und Erziehung fremd bleiben mußte, und in „die Du Dich nie finden würdeſt, nie! trotz Deiner Liebe „für mich, trotz Deines guten Willens. Das bürgerliche

„Leben iſt wie ein Hühnerhof, geſchäftig, emſig, thätig!
„armer, weißer Schwan, Du biſt an die kühle, friſche
„Einſamkeit auf Deinem blauen See gewöhnt, wo Du in
„träumeriſcher Ruhe von den Wellen Dich ſchaukeln läßt.
„Und ich ſollte Dich einfangen? nimmermehr! ich will lie-
„ber Schmerzen über Dich bringen, als Unglück, und Un-
„glück für Dich iſt: in eine Deinem Weſen widerſtrebende
„Richtung gerathen. So ſprachſt Du einſt."

„Du könnteſt mir angehören — eben ſo feſt, eben ſo
„tief, eben ſo heilig, und nicht mein Weib ſein; das
„weiß ich; aber ich will es nicht. Weil Du ein weißer
„Schwan biſt, ſo ſoll kein fremder, unreiner Hauch über
„Dein lichtes Gefieder ſtreifen. Daß es meinetwegen ge-
„ſchähe, würde mein Leben vergiften. Vergieb mir, ich
„kann nicht anders! — Ich kann auch nicht von der Liebe
„erzählen, die ich für Dich im Buſen trage. Mir iſt als
„wäre dieſe Liebe Eins mit meinem Herzen, als müſſe es
„ſtilleſtehn ohne ſie. Schweigend habe ich Dich geliebt
„und ſchweigend werde ich Dich lieben."

„Die Stunden des geſtrigen Abends werden wie eine
„unvergängliche Aurora an meinem Horizont ſtehen. Du
„biſt die Sonne, die ſie dahin gezaubert hat. Ich mögte
„den Staub unter Deinen Füßen küſſen, daß Du mich
„liebſt, ſo liebſt — feſt, demüthig, opferfreudig, nichts
„verlangend. Die großen, heißen Herzen lieben ſo. Aber
„ich bin Deiner Liebe werth, und darum, Engel, ſehe ich
„Dich nie wieder, obgleich ich — aus der Ferne — im-
„mer Dich im Auge behalten werde."

„Eines halte feſt, Ilda: es iſt unmöglich, daß zwei
„Menſchen wie wir umſonſt ſich könnten begegnet ſein.

„Der Keim ist gestreut, die Blüte muß sich entfalten.
„Wo? — in der Ewigkeit gewiß. Darum laß mir den
„Trost, die Hofnung, daß sich an dieser Zuversicht Dein
„schönes Wesen emporranken werde. Nimm aus meiner
„Seele den Dorn, daß ich Deine helle Bahn verfinstert
„habe. Laß keinen Haß zwischen uns sein, noch Unmuth,
„Groll oder Bitterkeit. Nur Liebe, meine Ilda. Deine
„Liebe wird, wie ein Segen des Himmels, für's ganze
„Leben sich auf mein Haupt niederlassen, und meine Liebe
„jeden Deiner Schritte segnend geleiten. Und nun — fahre
„wol, mein Engel.“.

Ein konvulsivisches Lächeln glitt über Ildas Lippen, krampfhaftes Zittern durch ihre Glieder; dann blieb sie unbeweglich. — —

Einige Stunden mogten vergangen sein, und der alte Baron trat bei ihr ein, um zu fragen, ob übermorgen der Reisetag sei. Er prallte entsetzt zurück vor ihrer geisterhaften Bläße, ihren entstellten Zügen. Er wollte Hülfe rufen. Sie legte den Finger auf die Lippen. Er nahm ihre Hand, sie war eiskalt. Er schrie:

„Um Gottes Willen, sterben Sie nicht!“

Ilda lachte kurz und hell auf; dann sagte sie mit heiserer Stimme:

„Behüte der Himmel, ich sterbe nicht! mein Herz ist nur gestorben, und das thut weh, weh! — oh!“ ... —

Sie legte einen Finger aufs Herz. Der Brief fiel zu Boden. Der Baron raffte ihn auf:

„Was ist das für ein Unglücksbrief? darf ich lesen?“

„Warum nicht.“

Er las, faltete ihn zusammen, legte ihn vorsichtig in ein

Portefeuille auf dem Schreibtiſch, drückte dann heftig Idas Hand und ſagte:

„Er iſt ein edler Menſch.“

„Kann ſein! entgegnete ſie mit eiſiger Bitterkeit — allein er hat einen fürchterlichen Fehler, der ſeinen ganzen Edelmuth zu Schanden macht: er kann kein Opfer annehmen, und wer keins annimmt, iſt unfähig eins zu bringen.“

„O Gräfin, er opfert ſein Herz für das, was er als Ihr Glück erkennt.“

„Mein Glück? rief ſie heftig, guter Baron! nur keinen Spott. Wer von meinem Glück ſpricht, macht ſich luſtig über mich.“

Der Baron ſetzte ſich betrübt, ſchweigſam aufs Sopha; er wollte ſie jezt nicht verlaſſen. Sie ſchien ihn gar nicht mehr zu bemerken, ſtand auf und ging im Zimmer hin und her, den Kopf mit beiden Händen haltend, raſchen, unſichern Schrittes, leiſe weinend oder ſingend — es war nicht genau zu unterſcheiden. Plötzlich blieb ſie ſtehen:

„Aber hat mir dieſer Menſch nicht eine unerhörte Schmach angethan? fragte ſie den Baron; — hätten Sie je gedacht, daß man zu mir ſagen könne: ich will dich nicht! — zu mir! — Ich habe doch ſchon viel gedacht, doch das — niemals! — zu mir!“ — Sie richtete ſich hoch und ſtolz auf, ihr Auge flammte vor Zorn. Der Baron glaubte ſie auf irgend einen beſtimmten Weg hinleiten zu können und ſagte:

„Recht ſo! nehmen Sie Ihre Kraft zuſammen und verachten Sie den augenblicklichen Schmerz.“

„Den augenblicklichen Schmerz? ja, wenn er augenblicklich wäre! Aber kann ich's je verſchmerzen, daß ich die-

sen Menschen verloren habe? Sehen Sie, Baron, wenn ich mich gedemüthigt fühlte oder gekränkt, so würde ich mich in den Stolz hüllen wie in ein Panzerhemd, das man auf der Brust trägt. Aber, bin ich von Eisen und nicht in den Staub zu beugen — oder bin ich von Staub und fliege so hoch empor, daß keine Kränkung mich erreicht — gewiß ist's, daß ich mich gar nicht gedemüthigt fühle."

„Weil Sie auch gar keine Ursach dazu haben."

„O, Ursach genug! warum weis't er mein Herz in demselben Augenblick zurück, wo ich es vor ihm enthülle? — Nein, das ist's! — enthüllt war es ihm längst, er ist so klug und kennt seine Menschen! — aber, wo ich es vor ihm niederlege?"

„Weil ihm erst da die Unmöglichkeit klar worden ist."

„Sagen Sie nicht: Unmöglichkeit! — Wenn seine Liebe so stark gewesen wäre, wie seine Seele, so gab es keine Unmöglichkeit. Ach, bei mir hat die Liebe die Seele absorbirt, bei ihm umgekehrt. Das ist der einzige Unterschied zwischen uns."

Auf einmal schwieg sie, horchte, wechselte die Farbe — sie hörte einen raschen Männerschritt und Albrechts Stimme, der fröhlich Jemand begrüßte.

„O mein Gott, was ist das?" fragte sie ängstlich.

Der Baron ging zur Thür, öfnete vorsichtig — Polydor stürzte zu Idas Füßen, und wie Bruder und Schwester hielten sie sich umfaßt, und Beide weinten, als ob sie ihre Seelen in den Thränen ausgießen wollten; Beide weinten zum erstenmal nach einem vernichtenden Schmerz.

„Gott ist gnädig," sagte der Baron und ging zu Otto. Der saß unthätig, den Kopf in die aufgestützte Hand gelegt,

auf dem Sopha. Die durchwachte Nacht, Anstrengung, Kampf und Schmerz hatten seine Züge schärfer, seine Farbe bleicher noch gemacht. Er sah körperlich erschöpft aus; allein auf den fatiguirten Zügen lag eine noch ernstere Entschlossenheit, als gewöhnlich. Eintretend sagte der Baron:

„Ich komme so eben von" ... —

„Barmherzigkeit!" rief Otto, wie durch eine Feder vom Sopha aufgeschnellt, und seine Hand so fest auf des Barons Mund legend, daß der verdrießlich zurücktrat; — „ich sehe an Ihrer Miene, welchen Namen Sie nennen wollten und daß Sie Alles wissen. Aber aus Barmherzigkeit, schweigen Sie, denn Vorwurf, Billigung — Alles würde mir weh thun."

„Meiner Meinung nach haben Sie Recht gethan."

„Bleibt es bei der Abreise?" fragte Otto, seine frühere Stellung nehmend.

„Ich denke, ja. Und eben ist Polydor überraschend gekommen."

„Das ist gut."

„Als er kam, weinte sie. Bis dahin aber — keine Thräne! sie sah aus wie eine Niobide."

Otto drückte heftig sein Gesicht in die Polster des Sophas und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Nicht einmal von ihr sprechen soll ich?" fragte der Baron.

„Mit wem Sie wollen! — nur nicht mit mir ... nicht jezt."

„Die Menschen sind so verschieden! den einen verletzt, was den andern erquickt. Dieser findet Trost, wo jener Bitterkeit. Ich meine es gut mit Ihnen, lieber Otto."

„Das weiß ich" — erwiderte er gleichgültig.

„Und wenn Sie vielleicht Nachrichten haben wollen — wenden Sie Sich nur immer an mich; ich bleibe in ihrer Nähe" ... —

„Nichts will ich — sagte Otto dumpf — weder jetzt, noch einst. Die Nektarschaale habe ich zurückweisen müssen; ein Tropfen daraus würde meinen Durst immer von neuem aufreizen. Mein Herz muß schlafen lernen, immer und ewig schlafen, und das Gewirr des Lebens ist ein gutes Opiat, das man zur Betäubung nehmen muß; denn wenn es je erwachte, ich würde umkehren und eine Lust darin finden, zu ihren Füßen nicht zu leben, sondern zu sterben." — Er fuhr mit der Hand über die Stirn, um die Gedanken zurückzudrängen.

Der Baron sagte ängstlich: „Mein lieber Otto, Sie sind fürchterlich erschüttert und im Innersten aufgeregt — was werden Sie beginnen, wenn wir abgereis't sind?"

„Arbeiten."

„O Gott ja, arbeiten — das ist sehr gut, aber ... etwas steril."

„O, rief Otto ungeduldig, todt arbeiten, todt lieben, todt leben, todt schießen — das kommt ja Alles auf Eins heraus!"

Der Baron dachte: Solche heftige Menschen müssen auf ihre eigene Weise mit sich selbst fertig werden. Laut sagte er, Otto's Hand herzlich schüttelnd: „Morgen nehme ich erst Abschied von Ihnen."

Ilda vergaß ihre Schmerzen, so lange Polydor von seiner Leidenschaft für Regine erzählte, und von dem seltsamen Ende, das diese Leidenschaft genommen. „Denn sie ist vor-

bei und todt, sagte Polydor; das letzte Wort dieser fürchterlichen Frau war ein Dolchstich, der mich vom Wahnsinn befreite. Ich fand meine Kraft wieder in der tödtlichen Kränkung. Das hab' ich nicht verdient."

„Ihr Gefühl hat es nicht verdient, antwortete Ilda, aber vielleicht Ihr Betragen. Denn da Sie Selbst von Ihrem Wahnsinn reden, so ist es natürlich, daß sich Regine entsetzt hat."

„O, was konnte sie fürchten, rief Polydor schmerzlich; fürchtete sie ihre Füße von meinen Thränen benetzt zu fühlen? fürchtete sie in meinen Augen unaussprechliche Dankbarkeit zu lesen? fürchtete sie den Anblick eines glücklichen Menschen, glücklich durch sie, wie er einst durch sie elend war? — O, ein Wesen, das sich davor fürchtet, sollte nur nicht Gestalt und Namen eines Weibes haben, und Sie sollten sie nicht vertheidigen."

„Ich vertheidige nie eine kokette Frau, am wenigsten, wenn sie Ihnen weh gethan. Ich wünschte nur, daß Sie ohne Haß an sie denken mögten, denn Haß erzeugt Bitterkeit, und unsere Schmerzen sollen die Seele läutern, aber nicht vergiften."

„O Madonna, rief Polydor mit tiefer, freudiger Zuversicht — nun bin ich geborgen! nun ruhe ich wieder unter den Falten Deines Schleiers, und Jammer und Klage weichen vor Deinem Lächeln."

„Nicht so, Polydor, sprechen Sie nicht so zu mir! rief Ilda, und zwei große Thränen fielen wie schwere Perlen von den langen Wimpern — es klingt wie Hohn! ach, ich habe von mir selbst das Weh nicht fern halten können! — was

kann ich, in jeder Empfindung mein Lebenlang verletzt oder zurückgestoßen, noch für Andere sein?"

„Gnadenreiche — sagte Polydor wehmüthig — der Spruch, der geschrieben steht, lautet: und es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen! — Die Glorreiche unter den Weibern war auch die Schmerzenreiche, aber dennoch liegt eine halbe Welt zu ihren Füßen voll Anbetung, Vertrauen und Liebe."

„O nur keine Liebe mehr!" rief Ilda mit heißem Schmerz und verhüllte ihr Angesicht.

Zehntes Kapitel.

Drei Tage waren vergangen, ohne daß Polydor bei Gräfin Regine erschien. Das fiel ihr auf. Sie war daran gewöhnt ihn täglich zu sehen, und sie empfand eine unbeschreibliche Leere. Ich bin zu hart gegen ihn gewesen — dachte sie — das hat ihn gekränkt, drum zieht er sich stolz zurück. Er hat Recht! ich muß den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Sie suchte das eleganteste, parfümirteste, mit Gold und Vignette verzierte Papier, und schrieb nichts als:

„Die Zeit wird mir lang ohne Sie. Wenn auch Ihnen
„— so besuchen Sie mich heute Mittag.

Regine."

Am Morgen des vierten Tages schickte sie dies lakonische Billet zu Polydor und harrte in schwebender Ungeduld der

Antwort. „Die Langſamkeit der Bedienten iſt wirklich zum Verzweifeln!“ rief ſie hundertmal, ohne zu bedenken, daß man Flügel haben müßte, um vom hohen Markt nach der Roßau ſchneller als in Dreiviertelſtunden hin und her zu gehen.

„Nun, Joſeph?“ fragte ſie erwartungsvoll den endlich wiederkehrenden Bedienten.

„Herr Polydor ſagte, es wäre gut“ — antwortete Joſeph.

„Es wäre gut? wiederholte ſie befremdet; — und wird er kommen?“

„Das hat er nicht geſagt, gräfliche Gnaden.“

Sie winkte dem Menſchen ſich zurückzuziehen, und dachte bei ſich: natürlich wird er kommen, alſo braucht er es nicht ausdrücklich zu ſagen. Es war erſt zehn Uhr, ſie konnte alſo bis zwölf leſen, malen, ſticken, ſchreiben; aber ſie that nichts, ſie dachte nur: wär' es doch erſt Mittag! ich langweile mich zu ſehr! — Es ſchlug zwölf, und nun ging ihre Langeweile in Ungeduld über, denn es verging eine Viertelſtunde nach der andern und Polydor kam nicht. Aber es kamen andere Beſuche, und ſie plauderte und ſcherzte ſehr liebenswürdig, um ihre Zerſtreutheit zu verbergen. Um vier Uhr dachte ſie: er iſt zu beſchäftigt geweſen und wird heute Abend kommen. Das beruhigte ſie etwas. Sie machte eine ſehr gewählte Toilette und fuhr zum Diner zu einer Couſine.

„Wenn Du nicht in die Oper gehſt, ſo könnten wir eine Spazierfahrt machen“ — ſagte dieſe zu Regine.

„Nein, guter Engel, rief Regine lebhaft, Beliſario iſt meine Lieblingsoper, die Brambilla ſingt und ſpielt hin-

reißend — verzeih' mir, daß ich Deinen Vorschlag nicht annehme."

„Freilich wenn ich bedenke, daß die Italiener bald gehen, und daß der Prater uns bleibt, so hätte ich auch Lust den Belisario zu hören. Ich habe heute meine Loge weggegeben, allein Du nimmst mich mit, nicht wahr, Liebe?"

„Meine Loge ist Dir natürlich immer geöfnet; aber mitnehmen kann ich Dich nicht, denn ich muß erst nach Hause fahren und einige Briefe schreiben, zu denen ich später keine Zeit finden mögte."

„Was hast Du denn heute noch vor, bester Engel?"

„O nichts! ich meine nichts Bestimmtes — aber Du weißt, das findet sich gewöhnlich, wenn man dringend beschäftigt ist."

„Also auf Wiedersehen in Deiner Loge."

Diese Conversation hatten beide Damen nach dem Diner und Regine fuhr sogleich fort.

„Niemand hier gewesen?" fragte sie ihren Portier.

„Niemand, gräfliche Gnaden."

Sie ging in ihr Zimmer und ließ Joseph kommen. „Gehen Sie um acht Uhr in meine Loge im Kärnthnerthor-Theater und machen Sie der Fürstin Gabriele mein Kompliment, ich hätte die Migräne, könnte nicht ausgehen und Niemand sehen."

Ihre Vorkehrungen waren nun getroffen zu Polydors Empfang. Aber er kam nicht, und ihre Ungeduld ging in Angst über. Er mußte krank sein! Nach zehn Uhr Abends war alle Hofnung ihn zu sehen verschwunden, und sie überlegte, ob sie nicht zu ihm schicken und sich nach seinem Befinden erkundigen solle. Es würde ihn freuen, wenn er krank

ist — aber er schläft vielleicht schon, und gewiß wenn der träge Joseph hinauskommt. Morgen ganz früh lieber!

Am andern Morgen stand Regine zum ersten Mal in ihrem Leben und zum Entsetzen ihrer Kammerfrauen um sieben Uhr auf und schrieb an Polydor:

„Ihr gestriges Schweigen und Nichtkommen läßt mich „fürchten, daß Sie krank sind. In dem Fall bitte ich Sie „herzlich, lieber Polydor, meinem Bedienten ausführlich „zu sagen, wie es Ihnen geht, wenn Sie nicht schreiben können. Sind Sie aber nicht krank, so bitte ich „noch herzlicher, daß Sie Alles bei Seite werfen und im „Laufe dieses Morgens zu mir kommen mögen. Ich habe „viel Ihnen zu sagen und vor allen Dingen — Sie um „Vergebung zu bitten."

Nicht der träge Joseph, sondern ein anderer Bedienter wurde mit diesem Billet abgesendet und die größte Eile ihm empfohlen. Doch auch dieser kehrte erst nach Dreiviertelstunden zurück, und antwortete auf der Gräfin athemloses: „Nun?" —

„Herr Polydor sagte, es wäre ganz gut."

„Und ist er nicht krank?"

„Ich glaube nicht, gräfliche Gnaden, er schaute recht munter aus."

„Und was that er, als Sie ihm das Billet brachten?"

„Er trank Chocolade, gräfliche Gnaden."

„O Gott nein! als er es nahm!"

„Er las es, legte es auf einen Arbeitstisch und sagte: es ist ganz gut."

Regine starrte den Bedienten an, sank auf eine Ottomane und rief: „Unmöglich!"

„Was befehlen gräfliche Gnaden?“ fragte der Mensch verlegen.

„Nichts! Gehen Sie.“ — Sie begriff Polydor nicht. Er war ganz wol, sah munter aus, frühstückte — aber darum muß er ja heute kommen! schloß sie den Gang ihrer Ideen.

Um zehn Uhr ließ ihre Schneiderin sich melden; sie brachte neue Muster zu Sommerkleidern. Es war höchst unwahrscheinlich, daß Polydor so früh kommen würde, allein Regine hatte keine Zeit für die Schneiderin. „Ich habe zu thun, sagte sie verdrießlich zu ihrer Kammerfrau, stören Sie mich nicht mit Ihren einfältigen Fragen.“

Was sie zu thun hatte, war: im Fenster zu stehen und alle Leute ins Auge zu fassen, die über den hohen Markt gingen, um Polydors Ankunft zu erspähen, damit sie nicht durch ihn überrascht würde. Sie verfiel dabei in eine nervöse Aufregung, die sie zwang das Fenster zu verlassen und unruhig auf und ab zu gehen.

Als die Besuchstunde gekommen und Polydor noch immer nicht erschienen war, befahl sie, ihre Thür für Jedermann außer für ihn zu schließen. Eine Stunde später dachte sie: O hätte ich doch die Besuche angenommen, sie würden mich zerstreut haben. — Sie widerrief den Befehl. Zufällig aber kam Niemand mehr, und auch Polydor nicht. Das Fieber der Angst packte sie; ihre Wangen brannten, ihre Lippen waren trocken, die Adern schlugen wie Hämmer an Hals und Stirn. Sie befahl anzuspannen und nach seinem Atelier zu fahren. Die Pferde flogen, aber nicht rasch genug für ihre flammende Ungeduld. Endlich hielt sie vor seiner Thür und schickte den Bedienten hinein. Nach zwei Minuten

kam er wieder: das Atelier war verschlossen, sein Zimmer auch, und Niemand im Hause wußte, wohin er gegangen.

„Zu mir!“ rief Regine ganz laut, und setzte hinzu: „nach Hause — mein' ich, schnell!“ Und mit derselben Rapidität ging es heim. Sie fragte nicht den Portier, nicht die Bedienten im Vorzimmer; er mußte ja da sein, er war ja nicht zu Hause! — Athemlos stand sie endlich mitten in ihrem Zimmer und sah sich um — Polydor war nicht da. Ein dumpfer Schrei drängte sich aus ihrer Brust.

Die Kammerfrau, die nach einiger Zeit erschien um nach Toilettenbefehlen zu fragen, fand Regine auf der Ottomane, zitternd, glühend, und sagte:

„Gräfliche Gnaden sind krank, das kommt vom frühen Aufstehen.“

„Ja, ich bin krank, ich will zu Bett gehen.“ — Sie ließ sich halb entkleiden; dann fiel ihr ein, daß es eine große Zögerung verursachen würde, wenn Polydor käme und sie sich wieder ankleiden müßte; — also sagte sie: „Ich will nicht zu Bett gehen, sondern mich auf die Chaise longue legen. Geben Sie mir nur den Peignoir mit hellrothem Tafft gefüttert und gehen Sie.“ Die Kammerfrau gehorchte, und Regine warf sich in dumpfer Betäubung auf die Polster.

Als man ihr meldete, daß ihr Diner bereit sei, rief sie: „Ist es schon so spät? — Ich will nicht essen, bin krank!“ — Und Stunde auf Stunde verging, langsam, bleiern, schleppend. Die Sonne sank, die Dämmerung kam, dann die Nacht.

„Ich muß ihn sehen! rief sie, sprang auf, schellte, und sagte zur Kammerfrau: „Mich erstickt die Zimmerluft, ich will fahren — nach dem Lichtensteinschen Palais, und ein wenig

im Garten dort ganz einsam spazieren gehen.“ Das Mädchen ging den Wagen zu bestellen, und bald rollte Regine, zum höchsten Erstaunen ihrer Leute, nach dem Lichtensteinschen Palais. Aber der Weg dahin führte an Polydors Wohnung vorbei. Sie sah hin; — alle Fenster verschlossen und dunkel. Sollte sie halten, fragen lassen? — sie schämte sich vor ihren Leuten.

Am Gitter des Gartens, der das Palais umgiebt, stieg sie aus und ging zehn Minuten darin umher, theils weil sie es gesagt hatte, theils um zu überlegen, ob es nicht möglich sei, von hier unbemerkt nach Polydors Wohnung zu schlüpfen. Ermattet sagte sie endlich: „Nein, heute noch nicht!“ — Sie hatte also unwillkürlich ihre Hofnungslosigkeit sich eingestanden. Beim Heimkehren bemerkte sie mit Grauen Polydors dunkle Fenster. „Wenn er fort wäre“ — dachte sie. Ihre Zunge klebte am Gaumen, ihr Herz stand still. „Unmöglich kann er fort sein! weshalb sollte er auch! was ist denn ein Wort — ein einziges, kleines, armseliges Wort? O warum habe ich nicht das ausgesprochen, um das er so flehend, so rührend, so verzweiflungsvoll bat! aber ich liebte ihn ja nicht — damals nicht! o ich Unglückselige!“ —

Kaum angelangt; setzte sie sich an den Schreibtisch und warf mit unsicherer, fliegender Hand diese Zeilen auf's Papier:

„Wenn ein Funke von Barmherzigkeit in Ihrer Brust
„lebt, Polydor, so vergeben Sie mir und bringen Sie
„Selbst mir Ihre Vergebung. Es ist möglich — o nein!
„es ist ganz gewiß, daß ich sehr gegen Sie gefehlt habe,
„weit mehr, als durch das eine, letzte, unglückliche Wort;
„aber diese zwei Tage haben mich zur Genüge bestraft.

„Laſſen Sie Sich verſöhnen, Polydor, ſeien Sie nicht „grauſam, das ſteht dem ſtarken Mann ſo ſchlecht. Die „Frauen ſind es, weil ſie ſchwach ſind, ſich bisweilen nicht „zu helfen wiſſen — o Vergebung! Vergebung Ihrer

Regine."

Sie ſchellte ihrem Kammerdiener und ſagte:

„Damian, dies Billet iſt von der höchſten Wichtigkeit, darum müſſen Sie es beſorgen. Bringen Sie es morgen früh nach ſeiner Adreſſe, aber ſo früh, Damian, daß ich beim Aufſtehen, um neun — nicht doch, um acht Uhr, Antwort habe, eine ſchriftliche Antwort! — ſagen Sie dem Herrn, Sie hätten den ausdrücklichen Befehl, ohne ſchriftliche Antwort nicht zurückzukommen. Wollen Sie das pünktlich ausrichten?"

„Zu Befehl, gräfliche Gnaden!" ſagte Damian, verſteinert über Reginens Thränen, die in Strömen aus ihren Augen floſſen.

Am nächſten Morgen um ſieben Uhr klopfte Damian an Polydors Thür, und als er öfnete, übergab er ihm das Billet.

„Es iſt gut," ſagte Polydor.

„Ich bitte unterthänig um Verzeihung — aber ich habe den Befehl, eine ſchriftliche Antwort zurückzubringen."

„Ganz recht! warten Sie einen Augenblick im Vorzimmer;" — und bald brachte Polydor einen verſiegelten Brief, den Damian vergnügt in Empfang nahm — denn die Gräfin würde arg geſchmält haben, käme er mit leerer Hand.

Nach einer qualvollen, halb durchwachten, halb in Fieber verträumten Nacht war Regine endlich eingeſchlafen, als die Sonne hoch am Himmel ſtand. Da ſie aber ſtreng be-

befohlen hatte, man solle sie wecken, sobald Damian mit einem Brief komme, so hatte sie kaum eine halbe Stunde geruht, als eine Kammerfrau leise den Brief auf ihre Decke legte. Mit einer wahnsinnigen Freude rief sie:

„Vorhänge auf!“ und zerriß den Umschlag. Ihre drei Billets an Polydor fielen heraus, die beiden ersten erbrochen, das letzte — unerbrochen; außerdem — keine Zeile. „Es ist vorbei!“ ächzte sie und kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn. Dann zerriß sie maschinenmäßig die Billets in tausend winzige Stückchen und streute sie auf den Teppich. Dann sagte sie: „Vorhänge zu!“ und vergrub sich in ihre Decken, um nur nichts — nichts von der Welt zu hören und zu sehen.

Regungslos blieb sie den ganzen Tag im Bett. Sie aß nicht, sie trank nicht, sie bewegte sich nicht. Ihre Augen waren geschlossen. Aber sie schlief nicht. Der Gedanke Polydor wiederzusehen hielt ihre ganze Seele wie auf der Folter wach. Sie mußte zu ihm! — Daß ihre Leute es bemerken, und wenn sie es bemerkten, daß die Welt es erfahren würde — war ihr ganz gleichgültig. Sie mußte Polydor sprechen, damit er seine Verachtung von ihr nehme. Ungelesen ihren Brief zurückzusenden! — das brach ihren Stolz. Aber wodurch bin ich denn plötzlich so elend geworden? fragte sie sich selbst; — bin ich nicht die schöne, herrliche, angebetete Regine? beugen nicht Alle das Knie vor mir? werd' ich nicht gefeiert wo ich erscheine, weil ich tadellos bin an Leib und Seele? und dieser Mensch, der von dem Blick meiner Augen lebte, mein Sclav war, mein Geschöpf — macht mich elend, weil er es wagt mich zu verachten! Aber

das ſoll anders werden! er ſoll mich lieben — o lieben, wie ich ihn liebe!

Es war neun Uhr Abends als Regine aufſtand, ein ſchwarzes Kleid ſich geben ließ und einen ſchlichten Strohhut mit grünem Schleier, und dann befahl, daß der Kutſcher ſie wieder nach dem Lichtenſteinſchen Palais fahre. An Polydors Wohnung vorüber rollend, bemerkte ſie mit frohem Herzklopfen Licht in ſeinem Zimmer; ſo war er denn Gottlob zu Hauſe! — Wieder ſtieg ſie am Garten aus und ging umher. Ihre Leute genirten ſie fürchterlich, beſonders der Bediente, der wie eine Schildwach beim Gitter auf und ab ging. Da fiel ihr ein, daß ſie den ganzen Tag keinen Biſſen gegeſſen! ſie rief ihn, und befahl ihm aus irgend einem Bäckerladen ihr ein Brödchen zu bringen. Er ging. Der Kutſcher ſaß halb eingeſchlafen auf dem Bock — ſie nahm den Moment wahr, und huſchte, als ob ſie Flügel an den Sohlen gehabt, leiſe und geſchwind über die Straße nach Polydors Wohnung. Unruhe, Angſt, Spannung raubten ihr faſt die Beſinnung. Als ſie die Thür des Ateliers öffnen wollte, war ſie verſchloſſen. Sie hörte aber in Polydors Zimmer reden. O Gott, er war alſo nicht allein! Sie ließ den Schleier fallen und klopfte an die zweite Thür, doch ſo leiſe, daß es Niemand hören konnte. Da ging die Thür auf, und ein Frauenzimmer trat heraus. Regine fragte faſt unhörbar nach Polydor. Die Frau maß ſie von Kopf zu Fuß und ſagte: „Der Herr iſt heute Morgen um zehn Uhr abgereiſ't; wir richten die Wohnung für anderweitige Vermiethung her.“

Ein Blick in das Zimmer überzeugte Regine von der Wahrheit der Ausſage; es herrſchte darin die ganze Unord-

nung, welche einer neuen Ordnung voranzugehen pflegt. Bunte Feuerfunken tanzten vor Reginens Augen, die Wände des Zimmers drehten sich, ein Sausen wie von heftigem Wind schwirrte um ihren Kopf; sie lehnte sich an die Mauer, denn ihre Kniee wankten; aber das Bewußtsein ihrer Lage schützte sie vor einer Ohnmacht. Sie raffte sich auf und entfloh pfeilgeschwind. Die Frau sah ihr nach, stemmte beide Arme bedächtig in die Seite und sprach kopfschüttelnd zu der, welche im Zimmer beschäftigt war:

„Ein heilloses Volk, die Männer! Nanny, das sag' ich Dir, wenn Du Dich je mit einem einläßt, der nicht sagt: dann und dann ist die Hochzeit, so — hier mag wieder mal ein Unglück auf Lebenszeit geschehen sein, denn das Frauenzimmer sah nicht aus, als ob sie gewohnt sei Nachts auf den Straßen herumzulaufen. Nanny, merk' Dir das: nur ein Ehemann taugt was; alle andern Männer taugen nichts für die Mädel."

Nanny seufzte; sie mogte es schon gemerkt haben.

Regine langte eine halbe Minute vor ihrem Bedienten beim Gitter an. Er präsentirte ihr zwei kleine Brode, doch statt sie zu nehmen, löf'te sie die Hutbänder, stammelte: „Luft!" und sank besinnungslos vor dem Bedienten nieder. „Sackerment! sagte der, sie stirbt vor Hunger, denn sie hat heute und gestern nichts gegessen." Er hob sie in den Wagen, und im gestreckten Trabe ging es fort.

Es war, als ob die innere Aufregung ihr nicht einmal die Ruhe der Ohnmacht verstattete. Regine erholte sich im Wagen, vielleicht durch die Erschütterung. „Fort! — Wohin?" das war der Gedanke, auf den sie ihr ganzes geistiges Vermögen richtete, so wie sie es in den letzten drei Ta-

gen auf: „Ihn ſehen!“ gerichtet hatte. Aber war er auch wirklich fort? konnte er nicht blos die Wohnung gewechſelt haben? Wien iſt ſo groß! —

Zu Hauſe angelangt, mußte Damian ſogleich kommen, um auf der Stelle ihre Befehle auszuführen. Er ſollte auf dem Paßbureau, bei der Polizei, an allen Thoren, auf der Poſt, bei Polydors Hauswirthin, Nachforſchungen machen, wo er geblieben ſei. Damian erwiderte, es ſei fruchtlos um dieſe Stunde, wo alle Bureaus und alle Häuſer geſchloſſen wären. „Es iſt zehn Uhr, gräfliche Gnaden,“ ſetzte er achſelzuckend hinzu.

„Alſo iſt er ſeit zwölf Stunden fort, jammerte Regine, und gewinnt immer mehr Vorſprung durch dieſe Verzögerung!“

Aber ſie mußte ſich ergeben. — Das war eine Nacht! endlos wie die am Pol. Regine dachte an keinen Schlaf. Sie ließ in allen ihren Zimmern Licht anzünden und wandelte darin umher, raſtlos, einſam, wie ein Geſpenſt oder eine Wahnſinnige. Bisweilen verſagten die Füße den Dienſt, dann ſank ſie zuſammen auf dem Platz wo ſie eben ſtand, willenlos, niedergedrückt von körperlicher Erſchöpfung, und doch unfähig Ruhe zu finden. Einmal, in der tiefen Nacht, ſetzte ſie ſich an's Piano und ſpielte einen raſenden Walzer von Strauß; es klang ſchauerlich; ihr graute vor den wilden Jubeltönen, die wie verkappte Verzweiflung klangen; ſie brach mitten im Satz ab, und die unaufgelöſ'te Diſſonanz ſchwirrte unheimlich durch den Saal, wie ein aufgeſcheuchter Nachtvogel.

Ein anderes Mal ſetzte ſie ſich ſterbensmüde auf den Teppich, und legte den Kopf vornüber gebogen auf ihre Knie,

wie sie mit beiden Armen umschlang. Dabei fiel ihr reiches, schwarzes Haar auseinander, und rollte schwer über Schultern und Busen herab. Sie erschrak fürchterlich, wie man in nervöser Ueberreizung vor der lindesten Berührung zu thun pflegt, und sagte halblaut:

„Das sind Schlangen, die unter meinem Hirn gewohnt haben und nun nach meinem Herzen kriechen.“ Sie stand auf, wickelte das Haar zusammen, band ein Foulard darüber und murmelte:

„So, so, so! nun sind sie eingesperrt und können mir nichts thun. Besser im Kopf, als im Busen!“

Mit der Morgendämmerung befiel sie ein Fröstеln. „Es mag sehr kalt sein auf dem Postwagen, der ihn fährt — weiß Gott wohin!“ dachte sie. — — Das war eine Nacht! — —

Kaum war es Tag, so schellte sie. Ihre Leute mußten auf, heraus, in allen Richtungen sich zerstreuen, forschen, fragen, spähen, und wo möglich in drei Minuten Antwort bringen. Die Kammerfrauen beschworen sie zu Bett zu gehen, irgend etwas zu nehmen, sich wenigstens wärmer zu kleiden, denn ihre Hände und Füße waren eiskalt, weil sie die ganze Nacht im leichten Peignoir verbracht hatte.

„Sobald ich Nachricht habe, will ich Alles thun.“ Dabei blieb Regine.

Aber es vergingen Stunden darüber, denn alle Bedienten, die schnell wiederkehrten, hatten nichts erfahren. Endlich brachte Damian genauen Bericht: Polydor hatte sich einen Paß über Berlin nach Rom ausfertigen lassen und war mit dem Eilwagen abgereis't. — Ueber Berlin — also ging er zu Ida; dann nach Italien! Dies war ein Haltpunkt. Die

unerhörte Spannung ihres Weſens ließ nach, die Kraft brach zuſammen, man mußte ſie ins Bett tragen, es wäre ihr unmöglich geweſen den Fuß zu heben, die Hand zu regen — ſie lag wie in Starrſucht.

Ein heftiges Fieber löſ'te dieſen Krampf und rettete ſie vielleicht vor Geiſteszerrüttung. Es verging eine Woche bevor ſie ſich erholte. Nun fing ſie wieder an nachzudenken über den einen Gegenſtand: ſie mußte Polydor wiederſehen, wiſſen, daß er ſie noch liebe, ihm ſagen, daß ſie ihn liebe. Sie mußte ihn aufſuchen, ihm begegnen. O Gott, wie war die Welt ſo groß und weit. Aber er wollte ja nach Italien. Bei Botzen lebten ſeine Eltern, die er nicht geſehen, ſeit er vor drei Jahren Tyrol verlaſſen! gewiß beſuchte er ſie! vielleicht erſt im Herbſt — aber über Botzen ging er gewiß! Dahin mußte ſie. Von dort aus konnte ſie ja an Ilda ſchreiben, an dieſe Frau, die Polydor nie anders als ſeinen Schutzengel genannt. Ilda wird helfen! —

Regine erklärte ihrem Arzt, daß ſie Wien verlaſſen und ſich nach Iſchl begeben werde. Er fand die Jahreszeit viel zu früh, um ſich ſchon jezt zwiſchen die hohen Berge von Iſchl zu wagen. So wolle ſie einſtweilen in Salzburg und Tyrol etwas umherreiſen, denn Veränderung der Luft und Umgebung ſei ihr durchaus nothwendig. Das fand auch er. Hofnungsvoll trat Regine ihre Reiſe an.

Elftes Kapitel.

Zu Ildas höchſtem Erſtaunen ließ ſich Werffen am Tage vor ihrer Abreiſe mit der Bitte bei ihr melden, ſie allein zu finden. Erwartungsvoll und doch innerlich zerſtreut ſah ſie ihn an, als er etwas prätentiös bei ihr eintrat. Ottos Unſichtbarkeit in dieſen letzten Tagen, vielleicht auch eine unvorſichtige Aeußerung des Barons, hatten ihm einen ſeltſamen Muth gegeben.

Er debütirte mit der Bitte, Ilda möge ihm erlauben in ihrer Geſellſchaft die Reiſe nach Florenz zu machen, weil er ſich davon den höchſten Genuß verſpreche. Ilda erwiderte:

„Ich kann Ihnen nicht verbieten Sich dem Baron und mir anzuſchließen, da Sie aber wiſſen in welcher Abſicht ich nach Italien gehe, ſo werden Sie mich entſchuldigen, lieber Werffen, wenn Sie in mir nicht die gehofte angenehme Geſellſchafterin finden.“

„Ich habe auch noch eine andere Abſicht dabei.“

„Das iſt denn freilich recht gut,“ ſagte ſie gleichgültig.

„Es iſt die Hofnung, daß Sie mich näher — und vielleicht den Mann in mir kennen lernen werden, dem Sie Ihr künftiges Glück anvertrauen.“

Ilda ſtarrte ihn ſprachlos mit großen Augen an. Er fuhr fort:

„Warum denn nicht? ich habe eine aufrichtige, innige Verehrung für Sie, Gräfin, das wissen Sie längst; Ihr Herz zieht mich an, Ihr Geist fesselt mich, Ihr ganzes Sein erfreut mich. Ich bin ein Mensch wie Sie ihn als Freund und Stütze brauchen, ruhig, kalt, fest — geben Sie mir Hofnung!"

„Nein, denn ich liebe Sie nicht."

„Das weiß ich! aber die Liebe als Leidenschaft, d. h. als übermächtiges Gefühl, wünsche ich mir nicht in der Ehe, weil es Ansprüche macht, die unmöglich erfüllt werden können. Hingegen dürfen Sie mir Ihre Achtung nicht versagen, nicht das Vertrauen, daß ich unter allen Umständen Sie schirmen und ehren werde. Sie aber — abgesehen von Ihren großen Gaben, Gräfin — können mit dieser Glut Ihres innern Wesens und diesem Glanz Ihrer Gestalt jeden Mann beglücken."

Ein helles Roth flammte über Ildas Wangen, sie warf einen Blick voll unsäglicher Verachtung auf Werffen und sagte kalt:

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, um so mehr da ich sie nicht von mir habe."

Er sagte traurig: „Ihre Vorurtheile machen, daß Sie Ihre Bestimmung verfehlen und außerhalb — sei es darunter oder darüber — aber stets außerhalb der Sphäre des Weibes stehen."

„Auf die Weise, wie Sie es mir vorschlagen, habe ich vor zehn Jahren schon versucht meine Bestimmung zu erfüllen, und ward nicht glücklich und machte nicht glücklich. Damals konnte man mit meiner Jugend und Unerfahrenheit, mit meiner Unwissenheit über die Verhältnisse und mich selbst

Nachsicht haben; jezt aber kenne ich mich; was einst nur Leichtsinn war, würde jezt Lüge sein — ich kann nur den Mann beglücken, den ich liebe, und was ich beglücken nenne, ist sein Wesen ergänzen, seine Sehnsucht befriedigen, seiner Richtung mich anschmiegen, seinem Winke folgen, sein Leben in Noth und Tod durchleben, einen Weg haben, einen Zweck, eine Hofnung, ein Grab. Es ist ganz gewiß, Herr von Werffen, daß ich nie auf diese Weise einen Mann beglücken werde, aber — ich begreife nun einmal keine andere. Endlich — fügte sie ein wenig ungeduldig hinzu — kennen Sie ja längst meinen Widerwillen gegen die Ehe. Ich mag nicht den Champagner durch Wasser nüchtern machen."

„Ich bewundere Ihre gute Laune, Frau Gräfin; doch erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß vielleicht in spätern Jahren Reue Sie heimsuchen wird, wenn Ihr Herz nicht mehr so heiß schlägt und Ihr Genius nicht mehr so hoch fliegt."

„Wenn Herz und Genius matt geworden sind, bin ich die ächte Ilda nicht mehr, und was ich alsdann bereue und bedaure, kann nur gleichgültig sein. Doch das glauben Sie mir gewiß: nie werde ich bereuen nach meiner Ueberzeugung gehandelt zu haben."

„Theure Gräfin, besinnen Sie Sich nur, ob es wirklich Ueberzeugung und keine vorüberrauschende Leidenschaft ist, die Sie so sprechen und handeln läßt."

„Herr von Werffen, sagte Ilda nach kurzem Besinnen — ein Wort wird unser Gespräch enden: nicht nur, daß ich Sie nicht liebe — ich liebe einen Andern."

„Das weiß ich" — sagte er ruhig.

Ilda rief in höchster Ueberraschung: „Wenn ich Sie

begriffe, würde ich Sie vielleicht bewundern — jezt aber kann ich mich nur verwundern."

Mit unerſchütterlicher Ruhe entgegnete Werffen: „Sie ſehen, daß eine Liebe, die kein beſtimmtes, erreichbares Ziel hat, zum Unheil oder zum Unglück führt. Das ſollte Sie beſtimmen, Sich gegen ähnliche Fälle gleichſam zu verſchanzen in den Schranken des Familienlebens. Sie ſtehen hoch und einſam, wie jede geiſtige Größe; Sie ſind unwiderſtehlich anziehend für Männer d'une certaine trempe; von Liebe und Anbetung wird man Ihnen gern und viel ſprechen" ...

Ilda ſagte halb beluſtigt, halb geärgert: „Sie irren Sich ganz und gar, Herr von Werffen; denn ich bin weder Tänzerin noch Kunſtreiterin, und imponire viel zu ſehr um Liebe einzuflößen."

„So iſt es doppelt traurig für Sie, wenn Sie lieben ohne Gegenliebe! und deshalb eben mögte ich Sie ſo gern für eine Sphäre gewinnen, wo das Herz des Weibes ſein Genügen hat."

„Ihre Güte verdient meine ganze Dankbarkeit, aber wir verſtehen einander nicht, unſere Seelen bleiben ſich für alle Ewigkeit fremd; denn Sie meinen das Herz könne je ſein Genügen haben, und das glaube ich nicht. Ach, Werffen, das Herz iſt eine Gottheit! es liebt, es weiß, es ſieht, es verzeiht; es durchdringt die Zukunft, es tödtet, es beſeelt — o es iſt viel zu mächtig für unſere dürftige Erde, und jene unſägliche Melancholie, die in den ſeltenen flüchtigen Momenten unſers höchſten Glückes über das innerſte Weſen ſich ausbreitet — ſagt uns das deutlich genug. Vielleicht haben nicht alle Menſchen ſolche flammende Herzen — ich wünſche und glaube es — und vielleicht haben die es beſſer auf der

Welt; aber iſt es denn unſere Beſtimmung es gut und behaglich zu haben? Unſer Weſen müſſen wir durchbringen, retten, aus Kämpfen und Stürmen, das göttliche Gepräge in uns darf nicht abgegriffen werden durch die Betaſtung der Welt, und wem von Gott das flammende Herz gegeben ward, der darf keine Aſche darauf ſtreuen."

„Fern von mir das zu begehren! nur in einer natürlichen Richtung ſoll es flammen" — rief Werffen, angeregt durch Ildas Lebhaftigkeit, und wollte ihre Hand ergreifen.

Aber ſie zog die Hand zurück und entgegnete: „Das Geliebte giebt uns die Richtung — für alles Andere iſt man unbeugſam."

„Sie ſind es wirklich! und iſt es Ihr letztes Wort zu mir?"

„Ueber dieſen Gegenſtand — ja."

„So iſt es überhaupt Ihr letztes, denn ohne Hofnung mag ich nicht in Ihrer Geſellſchaft leben — dann gehe ich morgen nach Paris."

„Mögen Sie glücklich leben." So trennten ſie ſich auf immer — Ilda vollkommen gleichgültig; Werffen mehr überraſcht als betrübt.

Der Baron ging Abends zu Otto und fand ihn nicht. Wunderlicher Menſch! dachte er; hätte doch wol Abſchied von mir nehmen können. Er ſchrieb auf ſein Viſitenbillet ein Paar freundliche Worte, und die Nachricht, daß die Reiſe am nächſten Morgen um ſechs Uhr angetreten werde. „Wo iſt denn Herr Otto?" fragte er die Leute im Hauſe.

„Spazieren geritten mit mehren Herren — Nachmittags ſchon."

„Spazieren geritten! comme si de rien n'était!"

Otto war der Aufforderung einiger guten Freunde gefolgt, die höchlichſt dadurch überraſcht waren. Sie hatten ſicher geglaubt, er werde den letzten Abend vor Ildas Abreiſe in Ruhenthal zubringen, und ihn nur aus Neckerei oder Zufall eingeladen. Sie hätten ihn gern gefragt — aber er imponirte ihnen ſo, daß Keiner dieſe Verwegenheit hatte. Leiſe Anſpielungen überhörte er mit einem Gleichmuth, als ob ſie ihn ſo wenig wie den Kaiſer von China angehen könnten. Er war in der Unterhaltung ganz wie gewöhnlich, vielleicht etwas ironiſcher. Das geſchärfteſte Auge — das der Liebe ausgenommen, wie ſich von ſelbſt verſteht — hätte nicht ſeinen Seelenzuſtand erſpäht.

Es war Nacht, als er heimkehrte. Die Stille, die Friſche, die Einſamkeit, weckten die heiße, den ganzen Tag zurückgedrängte Sehnſucht, Ilda noch einmal, aus der Ferne wenigſtens, zu ſehen, ihre Stimme zu hören! — er ging nach Ruhenthal. Der Portier am Gitter des Parks öfnete gern, obgleich nach zehn Uhr Abends kein Beſuch mehr erlaubt war, und verſprach auch, nach einem freundſchaftlichen Händedruck, das Gitter offen zu laſſen. Otto ging zuerſt auf den Thurm am Fluß, wo Ilda mit jener heiligen Zuverſicht, die nur eine edle Seele haben kann, geſagt hatte: „Wir lieben uns.“ Doch bald durchſtreifte er die Alleen und ſtand vor dem Schloß. Der Salon war dunkel, einzelne Fenſter erleuchtet; es hatten ſich alſo die Bewohner in ihre Zimmer zurückgezogen. Er ging nach der andern Seite, die Ilda bewohnte. Da war Licht und die langen Glasthüren, die in den Blumengarten führten, ſtanden geöfnet. Große Etageren mit Blumentöpfen bedeckt, waren in dieſem Gärtchen zwiſchen den Beeten und ſeltenen Geſträuchen gruppirt,

und verschatteten leicht eine Gestalt; er konnte unbemerkt näher treten. Ilda war in ihrem Zimmer mit einem jungen Mann — also Polydor! Otto sah ihn an mit einer leisen Aufwallung von Neid und Eifersucht, aber sie verschwand, als er bemerkte, daß Ilda Polydor so ganz anders ansah, als sie ihn angesehen. Ilda wählte Zeichnungen aus einem großen Portefeuille, und Polydor legte sie sorgsam in ein kleineres. Auf einmal rief er:

„Aber was ist das für ein Kopf, der nun schon auf dem dritten Blatt wiederkehrt und der Mittelpunkt der ganzen Arabeske zu sein scheint? Ein Porträt — nicht wahr? denn es sind Nüancen in dieser Physiognomie, die man schwerlich erfindet."

„O, nicht fragen! sagte Ilda bittend; unterwegs werde ich Ihnen Alles erzählen."

Polydor schwieg betroffen, und schweigend vollendeten Beide ihr Geschäft. Dann nahm er das kleine Portefeuille und sagte:

„Wir wollen diesen Bildern einen sichern Platz beim Aufpacken geben, drum nehm' ich sie mit. Gute Nacht, Madonna."

Ilda nickte ihm freundlich zu und er entfernte sich. Otto konnte jede Miene sehen, jedes Wort hören. Er war ihr so nahe und sie wußte es nicht. Giebt es denn keinen Zug der Geister? fragte er sich schmerzlich; ahnt sie wirklich meine Nähe nicht? Auf einmal trat er bestürzt zurück, denn Ilda verließ das Zimmer und wandelte langsam auf dem breiten, mit Hyazinthen eingefaßten Wege vor ihren Fenstern auf und ab. Es war unmöglich, sie konnte ihn nicht gesehen haben, im Zimmer helles Licht, draußen Finsterniß, denn die

Sterne funkeln nur und leuchten nicht — doch war ihm als ob ſie zu ihm komme, und er wollte ihr unſichtbar bleiben: darum trat er betroffen zurück. Ach, ſie hatten ſich ja nichts mehr zu ſagen. Und er würde doch ſeine Seligkeit darum geben, noch einmal zu ihren Füßen liegen, noch einmal ſie in ſeine Arme ſchließen zu dürfen. Aber würde ſie es ihm noch jezt erlauben, wie an jenem Abend? konnte er es in ihren Augen noch verdienen? — — Er drückte die Hand aufs Herz und ſtand regungslos, mit ſeinem Blick auf ihr ruhend, als wolle er ſie in ſeine Seele hineinziehen. Sie ſah ganz feenhaft aus in dieſer tiefen, ſtillen Abgeſchiedenheit, von Niemand beachtet ſich wähnend, mit dieſem magiſchen, tiefſinnigen Blick, mit dieſen unbegreiflich graziöſen Bewegungen. Wenn Polydor da geweſen wäre, ſo hätte er jede Stellung nachzeichnen können, mit denen ſie ihre Gedanken begleitete, oder eigentlich: in welche ihre Gedanken ſie warfen. Mitunter vergaß Otto ganz, daß er ſie liebe, und bewunderte ſie nur, wenn ſie wie eine Göttin oder eine Prieſterin, das Haar aus der Stirn ſtrich, den Kopf emporhob und zu den Sternen hinauf ſah, ſtolz, kühn, beinahe herausfodernd. Und wenn dieſer Kopf, wie vom Blitz getroffen, herabſank, und die Hände ſich ſchmerzlich auf Bruſt und Stirn legten, oder wenn ſie in banger Troſtloſigkeit ſie rang, ſo zerſchmolz ſeine Seele in Mitleid, und ihm war, als müſſe er ſie zurückreißen von dem Altar, an dem ſie geopfert werden ſollte. Aber dann ſtand ſie bisweilen da, das Haupt nicht geknickt, nur ſanft geſenkt, weich zur Seite gewendet, lieblich und zart wie eine Perle, träumeriſch lächelnd — o! ſo hatte ſie an jenem unvergeßlichen Abend vor ihm geſtanden! und warum zog er ſie denn nicht an ſeine Bruſt? ... ſie liebte ihn ja. Und

dann hob sie den Arm und schlang ihn mit einem Ausdruck von endloser Ermüdung um ihren Kopf, und der andere hing herab, als gebe es für sie nichts mehr zu thun: so glich sie einem Schwan, der zum Schlaf den Kopf unter den Flügel legt; der weite weiße Ermel verhüllte halb ihr Gesicht. — O komm zu mir! rief seine ganze Seele; ruhe bei mir! Aber Ilda hörte ihn nicht. Endlich drückte sie die Fingerspitzen ihrer beiden Hände mit einer Inbrunst an die Lippen, als ob sie ihr tiefstes Wesen in dem Kuß aushauchen wolle, und breitete dann schnell und heftig die Arme aus, damit die Nachtluft den Kuß von ihren Fingern streifen und zu seiner Bestimmung tragen möge. Otto trat einen Schritt vorwärts. Ilda fuhr zusammen, lauschte, blickte erwartungsvoll in das Dunkel hinein — Alles still! Wehmüthig schüttelte sie den Kopf und trat in ihr Zimmer zurück, die Glasthür hinter sich schließend. Es schlug zwölf Uhr und sie ging in ein Nebenzimmer, dessen geschlossene Jalousien ihm nicht erlaubten hineinzublicken; aber es war Licht darin. Otto wartete mit brennender Ungeduld auf ihre Rückkehr, denn sie mußte wiederkommen — die Lampen brannten noch auf ihrem Arbeitstisch. Er wußte selbst nicht, was er wünschte und wollte — vielleicht den Kuß ihr wiedergeben! auf jeden Fall sie sehen — zum allerletzten Mal! — Statt ihrer erschien nach einer Weile ihre Kammerfrau, ordnete die umherliegenden Sachen, verschloß einige, löschte dann die Lampen und verließ das verfinsterte Zimmer. Es ist vorbei! ich sehe sie nicht wieder! seufzte Otto. Doch entschlossen setzte er hinzu: Ich will aber! — Der matte Schein hinter den grünen Jalousien verrieth eine Nachtlampe. Er dachte: Ich werde warten bis sie schläft, und dann noch einmal sie sehen! Es ist Ra-

ſerei, glaub' ich — aber damit kann man Alles wagen! Er ging auf und ab wo Ilda gegangen war, und pflückte Blumen gedankenlos, oder um die Zeit hinzubringen. Das letzte Viertel des Mondes ſchwebte langſam und melancholiſch am Himmel empor, und hing als Nachtlampe der Erde zwiſchen den Baumwipfeln, die ſich unter dem ſilbernen Nachen wie dunkle Wellen hin und her bewegten.

Otto öfnete die Glasthür und ſtand in Ildas Zimmer. Der Teppich verhehlte jeden Schritt. Er warf ſich auf den breiten, niedrigen Divan und lauſchte. Todtenſtille herrſchte im ganzen Schloß; es war wie ausgeſtorben. Nun, dachte er, ich weiß wol daß es Raſerei iſt — aber was thut's denn! — Er ſtand auf und legte die Hand an das Thürſchloß des Nebenzimmers. Himmel, wenn ſie erwachte! — ſein Arm ſank kraftlos herab und er hörte ſein Herz klopfen. Dann ſagte er feſt: Sie ſoll aber ſchlafen; — und öfnete vorſichtig. Ilda ſchlief. Das Nachtlicht warf einen matten Perlenglanz, aber zugleich tiefe Schatten auf ihr Geſicht, das, nicht durch die Augen gelichtet und erheitert, unſäglich traurig war, der Mund ſo melancholiſch, und vollends die breiten, langbewimperten Augenlider! Im Schlaf trägt das Geſicht das Gepräge der gewöhnlichen Seelenſtimmung. O mein Engel, dachte Otto bittend, wenn Du mich anlächeln könnteſt! — Und ſelbſt im Traum ſeinem Wunſch folgend, glitt über ihre Züge ein zauberhaftes Lächeln, wie der Silberblick über das zerſchmelzende Metall. Sein Herz drohte zu brechen in Wonne und Wehmuth. Unhörbaren Schritts nahte er ſich und blieb am Fußende des Bettes ſtehen, ernſt, ſchwermüthig, ſchön wie ein Genius, der den Schlummer der geliebten ſtillen Geſtalt bewacht. Ihre Hände lagen auf der

Decke, rein, weich und sorglos, wie weiße Lilien; wenn auch Herz und Seele — die Hände wenigstens hatten nie mit dem harten Leben gerungen. Er bog sich nieder und küßte lose, leise die Hand. Dann blickte er im Zimmer umher — Alles so einfach, schneeweiß, ruhig, wie die Zelle einer Nonne. Er wollte etwas mitnehmen aus diesem Zimmer, was sie oft berührt oder in Händen gehabt. Da standen ihre kleinen schwarzen Schuhe; auf dem Tisch vor ihrem Bett lag ein Taschentuch — das nahm er, ihr Name war darin gestickt. Aber, o Himmel! wenn er das könnte! warum nicht? sie schlief ganz fest. Ihr lockiges Haar war in Zöpfen um ihren Kopf gelegt, wodurch Stirn und Schläfen, jung und frisch wie bei einem Kinde, frei waren; aber eine Locke war nachlässig nicht mit aufgeflochten, hing an der Wange herab — und diese Locke wollte er haben. Zwischen den kleinen Geräthschaften auf der Toilette griff er behend eine Scheere heraus und schnitt mit sicherer leichter Hand die Locke ab. Nun hatte er Alles! ... Nun konnte er, mußte er gehen! ... Einen Augenblick flog ihm der Gedanke durch den Sinn: Wecke sie auf, sie liebt dich ja, du bist ein Thor daß du es nicht thust — — oder ein Wahnsinniger wenn du es thust! Das war der Schluß. Er drückte die geballte Hand vor die Stirn, küßte noch einmal ihre Hand, und verließ das Gemach, ohne sich umzublicken. Die Thür zwischen beiden Zimmern schloß er nicht, um Geräusch zu vermeiden. Als er die in den Garten führende Glasthür hinter sich zudrückte, erwachte Ilda und rief, sei es in Folge eines Traumes, sei es daß sein Name ihr erster Gedanke war: Otto! Otto! — Aber er hörte sie nicht und eilte davon durch die verschwiegene Nacht.

Als die Kammerfrau in der Frühe eintrat, war sie nicht wenig überrascht die Thür geöfnet und den Fußteppich mit zerstreuten Blumen bedeckt zu sehen. Das ist ein wunderlicher Einfall vom Gärtner, dachte sie. Ilda sah die Blumen, vermißte die Locke, das Taschentuch — aber sie wußte nichts. Ahnen mogte sie die Wahrheit. — Um sechs Uhr ertönten zwei lustige Posthörner. Der Baron und Polydor fuhren in zurückgeschlagener Kalesche voran. Ersterer blickte nach Ottos Fenster hinauf, ohne ihn zu erspähen, der hinter dem zugezogenen Vorhang stand. Ilda folgte im andern Wagen, aber er war verschlossen und ihr Schleier herabgelassen, damit Niemand die Thränen sehen möge, die in Strömen aus ihren Augen flossen. So fuhr sie unsichtbar an ihm vorüber, wie eine verhüllte Gottheit. Und das sollst Du mir bleiben, Engel! sagte er laut, als der Wagen verschwunden war, und legte Ildas Taschentuch auf seine brennenden Augen.

Zwölftes Kapitel.

Sie reiſ'ten durch den erwachenden Frühling dem heitern Süden zu; aber Keiner war in wirklich heiterer Stimmung. Polydors Leidenſchaft für Regine war wol erloſchen, wie die Rakete, die feurig zum Himmel ſteigt, und wenn ſie ihren Kulminationspunkt erreicht hat, todt zur Erde fällt; aber es war doch, wie Ilda ihm einſt geſchrieben, eine Saite in ſeinem Herzen geſprungen; dieſe Saite war das Bewußtſein der fürchterlichen Täuſchung über ſeine eigene und die fremde Liebe. Wenn das Lüge ſein konnte, wo werd' ich Wahrheit finden? und welch ein vernichtender Gedanke, durch die Sehnſucht nach der Wahrheit getrieben, vielleicht von einer Täuſchung in die andere zu fallen! Nein — nichts lieben, als die Kunſt, die lügt nicht, die quält nicht, die lohnt mit himmliſchen Entzückungen dem der ihr huldigt ... — Aber keine Frauen mehr! — So dachte Polydor.

Auf Ilda lag eine unbeſiegliche Traurigkeit. Sie war zuweilen ſehr munter, ſcherzend, geſprächig — aber von einer zu gewaltſamen Lebhaftigkeit. Sie warf ſich in die Außenwelt, Zerſtreuung ſuchend, Betäubung erſehnend; ſie wollte ſich unterhalten, um die unſägliche Leere in ihrem Buſen auszufüllen, und daß ihr dies mühſame Streben doch mißlang, daß ſie die ganze Kraft ihres Seins aufbieten mußte,

um sie nutzlos zu verschwenden, das drückte sie zu Boden. „O, sagte sie zu Polydor, nachdem sie ihm Wort gehalten und ihre Liebe ihm erzählt hatte — das Leben ist so schön, wenn es schön ist! und jezt erscheint es mir wie ein Galeerensclav, an den ich durch eine Kette geschmiedet bin. Wir müssen unsern Weg zusammen machen, ich muß arbeiten, ringen, flehen, verzweifeln, und immer wieder arbeiten, und der Unhold an den ich gefesselt bin hilft mir nicht, geht pfeifend neben mir, verspottet mich und mein Elend durch seine grelle Lustigkeit, höhnt mich, indem er sagt: es wird besser werden, du gewöhnst dich, du bist stark! ... O Polydor, nie hab' ich geglaubt, daß das Leben ein solcher Unhold sein könne."

Der gute Baron sah Ildas Anstrengungen an ihrem Schmerz scheitern, und betrübte sich aufrichtig, ohne doch im Stande zu sein ihr irgend einen Trost zu bieten, und diese Unzulänglichkeit sehr gut fühlend. Seit zehn Jahren, seitdem er aufgehört hatte gleichsam auf eigene Rechnung sich mit Frauen zu beschäftigen, hatte er sich an Ilda attachirt, anfangs aus langer Weile, später aus Interesse für ihre anmuthige Persönlichkeit, endlich aus Gewohnheit. Sie war ihm lieb wie ein Kind, vielleicht schmeichelte es auch seiner Eitelkeit in freundschaftlicher Verbindung mit ihr zu stehen — kurz, sie war die Sonne um die er sich als kleiner dunkler, doch treuer Mond drehte. Die Nebel und Wolken, welche seine Sonne verdüsterten, ängstigten ihn, weil er fürchtete, sie werde nicht Licht genug behalten, um sie endlich doch zu durchbrechen. Und durchbrechen mußte sie das Gewölk; das lag in ihrer Natur; das hatte sie bewiesen nach Lord Henrys Tod. Er sagte ihr das auch einmal und fügte hinzu:

„Ein Weſen wie Sie iſt nicht von Sich Selbſt noch von Andern zu berechnen; es überraſcht immer; es wird auch jezt wieder eine neue Wendung machen, die es noch ſchöner, noch vielfältiger darſtellt.“

Ilda entgegnete: „Ich weiß wol, daß wir Statuen gleichen, die der Cicerone langſam auf ihren Poſtamenten dreht, damit gehörig ihr ſchönes Profil und ihr ſchöner Rücken bewundert werde; aber ich bin's entſetzlich müde dieſe Wendungen zu machen, denn an der Bewunderung liegt mir nichts, und ich bemerke, daß man dabei etwas aus dem Gleichgewicht, und in ſo heftige Schwankungen geräth, daß die Welt mitzuſchwanken ſcheint. Und ich verſichere Sie, das iſt ein unbehagliches Gefühl.“

„Sie werden ſagen wie einſt: ich will mit meinem Schmerz fertig werden — dann hören alle Schwankungen auf.“

„O, ich will nichts mehr! ich will auch nicht ihn lieben, ſondern nur frei ſein, ein Lüftchen im Aether, ein Tropfen im Meer! — Ich denke immer an den alten Götz von Berlichingen, der ſagt: Wen Gott niederwirft, richtet ſich nicht ſelbſt wieder auf. Mich hat Gott niedergeworfen. Ich glaubte mich unverwundbar, wie Achill; ich glaubte der Pfeil des Schmerzes würde von mir abprallen; dieſe Zuverſicht machte mich vermeſſen und ich glaubte mich unwiderſtehlich. Das war Hochmuth und ich bin von ihm geheilt — aber ich habe den Glauben an meine Kraft verloren.“

Sie kamen nach Nürnberg, von der Ilda zu Polydor als von ihrer Lieblingsſtadt in Deutſchland geſprochen, und er fand, daß ſie dieſen Vorzug verdiene. Er verlebte zwei ſelige Tage zwiſchen den Gebilden voll Kraft, Anmuth und

Phantaſie, die aus den Mirakelhänden von Peter Viſcher und Adam Kraft hervorgegangen — und in der Lorenzkirche, die an Grazie ohne Gleichen zwiſchen ihren deutſchen Schweſtern iſt. Ilda begleitete ihn, verſuchte zu zeichnen, wie er — verſuchte zu ſchreiben — es ging nicht! ſie ſagte:

„Ich habe nicht Seele genug mir zu Gebot, um den Stein zu beleben — und ſo bleibt er mir eben ... Stein.“

In München war es daſſelbe. Es giebt Stimmungen, in denen die Meiſterwerke der Kunſt keinen andern Eindruck machen, als die eines Schattenſpiels an einer weißen Wand. Ueber Inſpruck und den Brenner kamen ſie nach dem ſchönen, warmen, von ſüdlicher Vegetation umgebenen Botzen — Polydors freundlicher Vaterſtadt, einſt ſeinem kindiſchen Auge die herrlichſte der Erde.

Im Gaſthof empfing ſie eine junge, wunderhübſche Wirthin — wunderhübſch, obwol in einem Zuſtand, welcher der Frauenſchönheit höchſt ungünſtig iſt — kurz vor der Niederkunft. Kaum war Polydor aus dem Wagen geſprungen und in die Thür getreten, ſo rief er freudig:

„Grüß Dich Gott, Apollonie!“ und ſchüttelte herzlich ihre Hand. Die junge Frau konnte in dem vornehmen Herrn mit ſchwarzem Reiſemützchen und hellbraunen Handſchuhen unmöglich den Knecht ihres Vaters erkennen; ſie hielt ihn für einen Reiſenden, der vielleicht ſchon öfter ihren Gaſthof beſucht, denn allerdings kam er ihr nicht ganz unbekannt vor — und ſie machte ihm ihre beſte Verbeugung.

„Aber kennſt Du mich denn gar nicht mehr, Apollonie? ich bin ja der Polydor“ — ſagte er, ihre Hand feſthaltend.

„Jeſus Marie, der Polydor!“ jauchzte Apollonie, und

die Freude gab ihren Wangen die früheren Farben zurück, „freilich erkenne ich Dich nun! aber Du bist groß und schön worden!“

„Und Du — glücklich, wie ich sehe.“

„Ich hab' einen gar braven Mann“ — sagte sie zwischen Verlegenheit und Stolz schwankend.

Ildas Wagen fuhr vor. Polydor ging ihr entgegen und sagte:

„Hier bring' ich Ihnen Apollonie, meine erste Liebe! aber gestehen Sie, daß ich kein sonderliches Glück mit meiner Liebsten habe; es ist höchst verdrießlich, sie gerade dann wiederzufinden, wenn sie in Wochen kommen soll.“

„Ich lobe die Apollonie drum, entgegnete Ilda lachend; so machen es verständige Leute.“

Aber Apollonie hatte sich schon bei dem Baron entschuldigt, daß die Herrschaften nicht sehr bequem logirt sein würden, weil ihr Haus bereits Gäste habe — und wiederholte jezt auch vor Ilda ihre Entschuldigung.

„Im Nothfall wohne ich bei meinen Eltern, sagte Polydor, und werde gleich hinausgehen, um mir ein Plätzchen auszubitten.“

„Nun, die werden eine Freude haben! rief Apollonie; aber wohnen kannst Du doch nicht mehr bei ihnen. Ich will schon ein Kämmerlein für Dich herrichten.“

Polydor eilte zu seinen Eltern; der Baron ließ sich Kaffee geben und bereitete sich an Ildas Mutter zu schreiben; Ilda wollte spazieren und in der Stadt umher gehen. Es war ein lieblicher Abend.

Linde Luft thut einem traurigen Herzen so innig wol. Wenn das Schicksal es hart angefaßt und blutig gedrückt

hat, so ist die linde Luft wie ein Gruß, durch welchen die Natur ihm sagen läßt: „Ich bin dir gut, du liebes Kind meiner Elemente! verwirf nur nicht die Verwandtschaft mit mir, denn siehe, wenn dein Vater dir ernst und streng ist und dich durch eine schwere Schule gehen läßt, so bin ich ja da wie eine treue Mutter, der ins Auge zu sehen Trost und Erquickung ist.“ — Darum lieben alle Menschen, die viel gelitten haben, die Natur so sehr, weil sie ihnen gütig ist wie eine Mutter, die des Vaters Strenge minder fühlbar machen mögte. Sie haben eine Sehnsucht, einen Drang zu ihr, der Manchen unbegreiflich, Andern übertrieben oder lächerlich erscheint; aber was wissen sie denn von den Liebesschätzen, mit denen eine Mutter ihr leidendes, trostbedürftiges Kind überschüttet?

Ilda ging an einer Kirche vorbei, durch deren geöfnete Thür ein heißer Stral der Abendsonne auf ein Madonnenbild mit herrlichen Blumen geschmückt wie eine Vergoldung fiel. Sie betrat die Kirche und fand sie leer; nur eine Beterin lag kniend vor dem Altar dieses Bildes, den Rücken Ilda zugekehrt, in der Stellung der höchsten Andacht. Und doch war in der prächtigen Gestalt, mit den schönen, nicht sehr verhüllten Schultern, und mit der ungewöhnlichen Zierlichkeit des Anzugs, etwas so Weltliches, daß Ilda unwillkürlich dachte: „Diese Magdalene wird große Sünden zu büßen haben.“

Ilda setzte sich auf den Stufen des Chors nieder, ursprünglich in der Absicht, das Antlitz der schlanken Beterin zu sehen; da es aber von einem blaßrothen Hut ganz versteckt war, so vergaß sie ihre Absicht, und die Gedanken nahmen ihren gewohnten Lauf. Das Kirchlein voll Weihrauch-

duft und Sonnengold war wie ein einziger Altar. Es wurde einen Augenblick Sabbat in ihrer Seele; da zeichnete sie in ein kleines Buch die Worte:

Es steht in der Bibel geschrieben
Ein ernstes, gewichtiges Wort:
Den bittersten Feind sollst du lieben,
Dies heischt des Gesetzes Spruch dort.

Ich bin bis zum Tode betrübet
Und hing dem Gebot treu doch an —
Er, den ich am meisten geliebet,
Er hat mir am weh'sten gethan.

Sie hatte ihren Hut abgenommen. Nun schloß sie die Augen und legte den Kopf zurück an das Gitter, welches den Chor vom Schiff der Kirche trennt. „O, dachte sie, ist denn für mich lieben und klagen, beten und dichten nur Eins?" — —

Plötzlich sagte eine sanfte Stimme: „Gräfin Schönholm?" Ilda schlug die Augen auf und sah die Beterin vor sich stehen. Sie war daran gewöhnt, gekannt zu sein, ohne zu kennen, und deshalb nicht durch die Anrede, wol aber durch die Schönheit der Redenden überrascht. Diese fuhr fort:

„Ich habe Sie an der Aehnlichkeit mit Ihrer kleinen Büste erkannt, und an dem beschriebenen Blättchen, und an dem Klopfen meines Herzens, als ich Sie sah, nachdem ich um Rettung mich müde gebetet. Nicht wahr, Sie sind Ilda Schönholm, Polydors Schutzengel?"

„O, rief Ilda mit lebhafter Bewegung, gönnen Sie doch dem armen Polydor Frieden — jezt kenne ich Sie, ohne daß Sie mir Ihren Namen zu nennen brauchten! Aber ich beschwöre Sie, lassen Sie ihn gehen, ziehen Sie ihn nicht in die Fesseln zurück, die er gebrochen, weil sie ihn wund drückten. Versuchen Sie es nicht! er glaubt sich geheilt, vielleicht ist er's auch — aber Sie dürfen, Sie sollen keinen neuen Versuch mit ihm anstellen."

„Ach, sagte Regine, ihr Gesicht mit beiden Händen verdeckend, ich liebe Polydor."

Ilda sah sie mitleidig an und erwiderte sanft: „Das glaub' ich nicht."

„Sie haben ein Recht daran zu zweifeln — aber ich liebe ihn doch. Seit ich ihn nicht mehr sehe, seit er mit seiner unbegreiflichen Liebe und seinem unerschütterlichen Glauben mich nicht mehr versöhnt mit der Kälte und Falschheit der Welt, seit die Furcht auf mir lastet — nein die Todesangst, daß dieser goldreine Mensch nichts in mir sieht, als ein erbärmliches, gefallsüchtiges Weib — o seitdem lieb' ich ihn doch." Sie sank in Thränen ausbrechend auf die Stufen nieder. Ilda fragte:

„Ist es denn aber möglich einen geliebten Menschen zu quälen?"

„O ja, rief Regine, immer heftiger weinend, denn gequält hab' ich ihn, aber ich liebe ihn doch."

„Und was wollen Sie denn jezt von ihm — mit ihm?"

„Von ihm? mit ihm? nichts! ... ich will ihn."

„Das wird Polydor entscheiden!" sagte Ilda kalt, stand auf und wollte die Kirche verlassen. Aber Regine hielt sie am Kleide fest und rief heftig:

„Ich laſſe Sie nicht gehen, denn Sie wollen Sich ſtellen zwiſchen ihn und mich, Sie wollen uns trennen! O Gräfin, ſeien Sie barmherzig und laſſen Sie ihn mir! ... O wenn Sie wüßten, was ich gelitten, ſeit ich ihn nicht mehr ſehe — welch ein Fieber das Leben geworden — gewiß, gewiß, Sie würden ihn mir nicht rauben."

„Sie irren, entgegnete Ilda kalt, nicht ich — Sie Selbſt haben Sich Polydors beraubt."

„Und giebt es denn kein Mittel, ihn wieder zu gewinnen?"

„Wenn Sie ihn wirklich lieben, ſo werden Sie vielleicht Mittel finden. Ich weiß keine, mir fehlt — die Uebung."

„Sie haſſen mich", jammerte Regine und ließ Ildas Kleid los — „was hab' ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich haſſen?"

„Ich bin zum Lieben geſchaffen, nicht zum Haſſen, erwiderte Ilda ſanft und trübe; aber ich kann nicht wünſchen, daß Polydor wieder eine Verbindung eingeht, die bis jezt ſo feindlich auf ihn gewirkt hat, und darum beſchwöre ich Sie — gönnen Sie ihm Frieden!"

„Wo iſt er?" rief Regine, raſch ſich erhebend.

„Bei ſeinen Eltern — armen Landleuten" ... —

„Ich weiß! ich weiß! ich war draußen bei ihnen, ich habe ihnen geſagt, ſie ſollten mich wiſſen laſſen wenn ihr Sohn käme, denn ich müßte ihn ſprechen. Seit acht Tagen bin ich hier und warte, aber ich hätte gewartet bis zum Herbſt, bis zum Tode, bis zur Ewigkeit. Wiſſen Sie was warten heißt?"

Ilda ſagte mit gebrochener Stimme: „Ich warte nicht mehr — oder doch! ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu und

ſah mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck gen Himmel — ich warte bis zur Ewigkeit."

Da ſchlang Regine beide Arme um Ildas Nacken und bat mit ſanften Thränen: „O, Vergebung! Vergebung! ich ſehe nun, daß Sie nicht zwiſchen mir und ihm ſtehen."

Sie verließen die Kirche Hand in Hand. Regine fragte:

„Ob er wol ſchon von den Eltern heimgekehrt iſt? Wann wollte er wiederkommen? Hat er nichts geſagt? Aber er wird doch heute Abend noch wiederkommen, damit ich endlich, endlich einmal ſchlafen könne, denn ich finde keine Ruhe bis ich ihn geſehen. Nicht wahr, er kommt bald?"

„Ich weiß nicht" — ſagte Ilda zerſtreut. Reginens Aufgeregtheit ermüdete ſie, denn es war mehr nervöſe Unruhe darin, als mächtige Bewegung der tiefen Leidenſchaft.

Sie nahten dem Hauſe. Apollonie ſtand in der Thür. Ilda ſagte, um Reginens Aufmerkſamkeit anderweitig zu beſchäftigen:

„Sehen Sie, die hübſche kleine Frau iſt Polhdors erſte Liebe."

Regine drückte die Hände vor die Augen und rief: „O das thut weh! ſo hat er mir doch nicht die Wahrheit geſagt, wenn er mich ſo ehrlich verſicherte, ich ſei ſeine erſte Liebe!"

„Beruhigen Sie Sich! dieſe zog nur wie ein roſenrothes Wölkchen an dem Frühhimmel ſeiner Jugend dahin. Mit einem Kuß war ſie beendet."

„Mit einem Kuß? — So hatte ich wol Recht ihm einen Kuß zu verweigern! ... Doch jezt ſcheint mir, ein Kuß müſſe ſie ins Leben rufen."

Apollonie war verschwunden, als sie die beiden Damen kommen sah, und hatte den Baron von Ildas Ankunft benachrichtigt. Er kam ihr an der Treppe mit einem ganz verstörten Gesicht entgegen und sagte ohne Weiteres: „Ondine ist hier."

Ilda rief: „Wo? wo?" und flog die Treppe hinan.

„Um Gottes Willen! flehte der Baron athemlos ihr nachkeuchend, erschrecken Sie nur die Arme nicht und nicht Sich Selbst, sie ist" ... —

„Was?" fragte Ilda mit leisem Schauder stillstehend.

„Krank im Gemüth — verwirrt" ... —

„Wahnsinnig! allmächtiger Gott!" rief Ilda, todtenbleich gegen die Wand sinkend.

„Nein, nicht gerade wahnsinnig, entgegnete der Baron, sie bei der Hand in ihr Zimmer führend; aber geistig zerbrochen, gemüthskrank. Der Kammerdiener der Gräfin Ondine, den Sie wieder mitgenommen haben, erkannte einen kleinen italienischen Gärtnerburschen, den Ondine als Bedienten bei sich hat, und so kamen wir denn schnell genug zur Kenntniß ihres deplorablen Zustandes. Sie bewohnt die Zimmer im Hof. Ich war schon da. Der Ludwig führte mich zu dem Kammermädchen, das mich innig gerührt hat" ... —

„Kommen Sie, lieber Baron, bringen Sie mich zu ihr! o meine Ondine!" — sagte Ilda erschöpft. Sie stand auf; aber sie zitterte an allen Gliedern und ihre Lippen bebten krampfhaft. Der Baron sah sie bekümmert an und sprach:

„Sie sind so angegriffen, warten Sie noch ein wenig."

„Nein, wenn ich sie sehe, wird mir besser sein."

Sie gingen. Der Baron klopfte leiſe. Ludwig öfnete. Ilda erblickend, ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen und er zeigte nach dem zweiten Zimmer. Sie drückte die Hände gefaltet auf die Bruſt und trat gefaßt ein. Ondine ſaß in einem Lehnſtuhl am Fenſter, wachsgelb, mit ſcharfen, eingeſunkenen Zügen, und dem unheimlich zerſtreuten Blick der Geiſteskranken; neben ihr Hedwig, die mühſam ihre Thränen verhielt.

„Ilda! ſagte Ondine tonlos und ſchauerlich ruhig, da biſt Du ja; ich hab' es immer der Hedwig geſagt, daß wir uns hier treffen würden. Wann kommt Askanio?" Sie hatte ihre welke, magere Hand nach Ildas Hand ausgeſtreckt, ergriff ſie, drückte ſie an ihre Lippen und ſprach mit Blick und Ton aus früherer Zeit:

„Meine liebe, vielgetreue Ilda verläßt mich nicht."

Ilda war vor ihr auf die Knie geſunken, verbarg das Geſicht in ihrem Schooß nnd ſchluchzte konvulſiviſch. Da ſagte Ondine verdrießlich:

„Ich mag nicht, daß man weint; ich bin des Weinens ganz überdrüßig — und recht luſtig! und wenn Askanio erſt kommt" ... — Sie ſah zum Fenſter und zum Himmel hinauf und lächelte geheimnißvoll, unbeſtimmt, ſchauerlich; denn nur die Nerven, nicht die Seele bewegten ihre Züge. Die Seele ſchien verbraucht zu ſein. Ohne irgend ein Zeichen von Theilnahme oder Freude ſaß ſie da und murmelte dann und wann: „Wenn Askanio gekommen iſt, will ich ... — oder: Askanio wird bald kommen, und dann" ... — Es ſtörte ſie gar nicht, daß Hedwig zu Ilda ſagte:

„Gewiß war die fürchterliche Unruhe, mit der ſie darauf drang Ihnen entgegen zu reiſen, gnädige Gräfin, ſchon

Krankheit; aber, lieber Himmel! wie konnte ich unerfahrnes Mädchen das ahnen! Sie führte wol Reden, die ich nicht verstand — aber das war mir schon den ganzen Winter hindurch passirt. So reis'ten wir denn in Gottes Namen ab und nahmen den Carlo mit als Bedienten, ein guter, williger Bursche! So wie wir in dem Wagen saßen, verfiel die Gräfin in ihren gegenwärtigen Zustand, sie war nämlich ganz still und sprach in drei oder vier Tagen kein Wort. Natürlich wagte ich nicht sie durch Fragen zu stören, ich gönnte ihr die Ruhe. Aber als sie endlich anfing zu reden, und stets von Ihnen, gnädige Gräfin, und vom seligen Grafen — doch so zerstreut und verwirrt — ach, da erkannte ich wol unser Elend, und Gott weiß, wie ich mich geängstigt habe! Ich nahm mir auch gleich die Freiheit Ihnen zu schreiben, um mir Ihre Befehle zu erbitten, allein der Brief kann lange noch nicht in Ruhenthal sein. In Inspruck wollte ich Ihre Ankunft abwarten, denn man hatte mir gesagt, das sei die nächste Straße aus Norddeutschland nach Italien, und ich wußte wol, daß gnädige Gräfin die nächste wählen würden."

„Doch als wir vorgestern hier anlangten, erklärte die Gräfin sehr bestimmt, hier wolle sie bleiben, und keine Bitten noch Vorstellungen konnten sie bewegen, ihren Entschluß zu ändern. Die Wirthin hier im Gasthof, die wirklich engelsgut ist, hat Alles gethan, um es uns so bequem als möglich zu machen, auch einen Arzt herbeirufen lassen — doch der verschrieb calmirende Pulver, und damit ist nicht geholfen."

„Nein, gute Hedwig, damit ist nicht geholfen! ich werde jezt an den Comer-See gehen und meine arme Cousine mit

mir nehmen. Da ist reine Luft, schöne Gegend, ärztliche Hülfe, Stille, vielleicht wirkt das günstig. Wo nicht, so gehe ich mit ihr nach Florenz oder Rom zu berühmten Aerzten."

In solchen Gesprächen verging die Zeit. Da kam der Baron, wieder ganz verstört, ins Zimmer und sagte zu Ilda:

„Es ist ein Frauenzimmer da, eine Dame, was weiß ich! die mit der größten Heftigkeit Sie zu sprechen verlangt. Ihre Leute haben sie zu mir geführt, weil sie nicht im Stande waren sie zu beruhigen. Doch ich konnte mich nicht mit ihr verständigen, und ich weiß noch nicht, ob sie eigentlich Sie oder Polydor zu sehen wünscht. Dies Botzen ist ein unruhiger Ort."

Ilda küßte Ondine auf die Stirn und verließ sie seufzend. An der Thür ihres Gemachs flog Regine ihr entgegen und rief:

„Es wird Nacht und Polydor kommt nicht! Erbarmen Sie Sich und lassen Sie ihn rufen!"

„Es wird das Beste sein", erwiderte Ilda, und sie schrieb ihm hastig:

„Durch Ihre Eltern werden Sie wissen oder ahnen, daß
„Gräfin Regine Sie hier erwartet, und ganz entschlossen
„ist sich mit Ihnen zu verständigen; verschieben Sie also
„nicht die unabwendbare, peinliche Szene, und kommen
„Sie gleich, denn sie ist wie auf der Folter, aber — wun-
„derbar schön."

„Mein Bedienter soll das Billet hinbringen, sagte Regine, er kennt den Weg, er kennt Polydor. Eine halbe

Stunde werde ich wol noch warten müſſen — die Kraft habe ich, mehr nicht ... wenn er kommt, ſchicken Sie ihn gleich zu mir — nicht wahr?"

Ilda gab ihr die Verſicherung. Regine ging mit dem Billet. Fünf Minuten ſpäter trat Polydor in Ildas Gemach und ſagte:

„Regine iſt hier; meine Eltern haben ſie mir beſchrieben, den Namen wußten ſie zwar nicht — aber nur ſie kann es ſein."

„Freilich harrt ſie Ihrer und hat Ihnen ſo eben Botſchaft geſchickt."

„Da will ich gleich zu ihr gehen."

„Sind Sie feſt, mein armer Polydor?"

„Feſt und ruhig."

„So gehen Sie — und Gott mit Ihnen."

Regine lag in ihrer gewöhnlichen Stellung auf dem Sopha, als der Bediente Polydor bei ihr einführte. Doch kaum war die Thür hinter ihm geſchloſſen, als ſie vom Sopha herab und auf ihre Knie glitt, und die Arme zu ihm erhebend, flehend ſagte:

„Polydor, können Sie mir vergeben?"

„Demüthigen Sie mich nicht, gnädige Gräfin" — ſprach er ſanft, hob ſie auf und ließ ſie auf dem Sopha nieder.

„Ach, ſagte ſie weinend, da Sie ſo ruhig zu mir reden, ſehe ich, daß Sie mich nicht mehr lieben."

Er ſchwieg.

„Haben Sie denn weder ein tröſtendes noch ein freundliches Wort für mich, Polydor, und ſehen doch, wie ich Ihretwegen leide?"

„Hatten Sie einſt ein tröſtendes Wort für mich?“ fragte er hart.

„Nein! aber daß ich es nicht hatte, macht mich ja elend.“

„O Gräfin, was kann ich Ihnen ſagen? jedes Wort, mein Anblick ſogar, muß Ihnen weh thun!“

„So iſt die Liebe ganz todt in Ihrem Herzen — dieſe Liebe, die einſt nur mein kindiſcher Triumph war und jezt mein Stolz wie meine Seligkeit ſein würde?“

Polydor ſtand wie damals vor ihr, hoch aufgerichtet, blaß und bewegt — aber ohne Zorn, und ſo ſagte er auch:

„Der Glaube iſt todt! und was iſt Liebe ohne Glauben? Sie haben mit mir geſpielt, mich gequält, mich tödtlich verwundet, das vergebe ich Ihnen gern — doch vergeſſen kann ich es nicht, kann kein Vertrauen zu der Frau faſſen, die mich mit kalter Verachtung von ſich wies, nachdem ſie mich mit ſüßer Liebesvorſpiegelung angezogen. Und wenn Sie mir auch jezt tauſend Zeichen und Beweiſe der Liebe geben — ich könnte Ihnen doch nicht mehr glauben, würde jezt unter Ihren Schwüren und Küſſen mir ſagen: ſie liebt dich nicht — ſie ſpielt nur mit dir. — Ich muß an das Weib glauben können, das ich lieben ſoll. Mag ſie irren, mag ſie fehlen, mag ſie mir weh thun — ich werde nicht blos vergeben, ſondern auch vergeſſen; doch reines Herzens muß ſie ſein, ohne Falſchheit, ohne Lüge.“

„Sie ſprechen mein Todesurtheil“ — ſprach Regine dumpf.

„Nein, Sie ſind ſo jung und ſchön, daß das Leben noch in ſeiner ganzen Herrlichkeit vor Ihnen liegt, wenn Sie nur dieſe Herrlichkeit erkennen, und nicht Flittergold und

Puppenspiele dafür ansehen wollen. Sie können noch sehr glücklich werden, sobald Sie Sich entschließen, glücklich zu machen."

Sie sah ihn an mit einem ihrer fascinirenden Blicke, der vor vier Wochen ihn zu ihren Füßen hinabgezogen haben würde. Doch heute glitt er an seinem Busen ab, wie der Blitz am Marmor. Sie verhüllte das Gesicht, und winkte ihm mit der Hand sie zu verlassen. Da sagte er bewegt:

„Gott segne Sie" — und ging. Als er an der Thür war, rief sie:

„Polydor!" — Er blieb stehen. Sie flog durch das Zimmer, warf den Arm um seinen Hals, drückte ihn heftig an ihre Brust, und noch heftiger einen Kuß auf seine Lippen, und drängte ihn aus der Thür.

Nachts um zwei Uhr verließ Regine Botzen.

„Ward Ihnen der Abschied schwer?" fragte Ilda am nächsten Morgen Polydor.

„Nein! — Die Liebe ist todt."

„Aber ihr?"

„Sie war anfangs sehr niedergeschlagen, dann sehr heftig, aber sie wird sich fassen und trösten."

„Wie sie mir erzählte, hat sie wirklich nach Ihrem Verschwinden Unglaubliches gethan. und gelitten"

„Die Ueberraschung war groß, das böse Gewissen quälte sie, die Unruhe, was aus mir geworden sei, die Unwissenheit, welch Ende die ganze Sache nehmen würde — kurz, die Neuheit der Situation brachte sie aus der Fassung. Nun, da Alles und auf immer abgethan ist, wird sie sehr schnell ihre frühere Haltung gewinnen."

„Ich glaube auch nicht, daß sie von dem Stoff ist, aus dem man die großen Leidenschaften macht. Schmerzliche Aufwallungen mag sie haben, aber keinen unvergänglichen Schmerz.“

„Jeder Schmerz ist vergänglich, denn wir sind glücksbedürftig, und ein Sternchen Glück macht eine ganze Schmerzensnacht hell.“

„Das ist brav! so muß man denken bei einundzwanzig Jahren.“

„Wir sind schon wieder bei unserer alten Gewohnheit des Disputirens, denn ich behaupte, daß man stets so denken und nie sich einbilden muß, mit Schmerz oder Freude die Rechnung abgeschlossen zu haben.“

„Lieber, die Stelle welche vom Blitz getroffen war, blieb den Alten heilig, sie überbauten sie nie, ein Gott hatte sie berührt. So mein' ich solle auch der Mensch das Plätzchen heilig achten, das in seiner Seele vom Blitz versengt ward. Auf andern Stellen mögen Blumen erblühen und Altäre stehen — auf dieser nicht. Es können allerlei Freuden und Schmerzen kommen, aber die eine, beseligende — aber der eine, vernichtende — die kommen nicht wieder, und es ist gut sich darüber keine Illusionen zu machen.“

„Die Resignation steht Ihnen seltsam, Gräfin.“

„O, ich bin nicht resignirt, gar nicht, guter Polydor! ich mag ja nicht meinen Schmerz tragen, sondern ich mögte zu ihm sprechen: Du sollst meine Wonne sein und mein Triumph! — und vielleicht gelingt es mir. Wenn ich nur erst so viel Kraft gewonnen habe, um unter den ewigen Freiheitsbaum der Poesie mich zu flüchten — dann, Polydor, ist es mir gelungen.“

Der Baron endete nach drei Tagen des Aufenthalts in Botzen seinen Brief an Ildas Mutter:

„Und so reisen wir denn morgen früh mit der armen „Kranken an den Comer-See, wo Ihre Tochter eine Villa „zu bewohnen denkt, die sie auch im vorigen Sommer „bewohnt hat. Polydor wird nicht lange dort verweilen, „sondern nach Rom gehen zu seiner Kunst. Ilda hat „großes Verlangen nach Stille und Einsamkeit; gar keins „nach der Gesellschaft. Ach, theure Gräfin, die Welt ist „langweilig, kalt und schwerfällig, zuweilen grausam, wie „ein Maschinen-Räderwerk. Die lieblichsten Erscheinun„gen gehen darin zu Grunde. Ondine zerbricht; Ilda „flieht. Ich bin ganz trübsinnig, und die Erde ist doch „so schön."

Seitdem sind zwei Jahre vergangen. Polydor schreitet fort auf seiner glänzenden Laufbahn, und die Kunst ist seine Geliebte Ilda lebt in Italien und der Schweiz, bewundert, gefeiert, sorgsam den Purpurmantel über ihrem Herzen zusammenhaltend. Ondine schlummert an der Pyramide des Cestius. Regine steht im Begriff, eine glänzende Vermählung aus herzlicher, gegenseitiger Neigung zu schließen. Und Otto? — Otto macht sicher und ruhig seinen Weg durch die Welt; der Mann, der sich selbst beherrschen kann, ist geschaffen um sie zu beherrschen.

Gedruckt bei J. Petsch in Berlin.

Von derſelben Verfaſſerin ſind erſchienen:

Aſtralion. Eine Arabeske. 8. Velinp. cart.	—	Thlr.	12½	Ngr.
Cecil. 2 Thle. 8. Velinp. geh.	4	″	—	″
Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Thle. 8. Velinp. geh.	3	″	—	″
Gräfin Fauſtine. 8. Velinp. geh. . . .	2	″	—	″
Die Kinder auf dem Abendberg. 8. Velinp. geh.	—	″	10	″
Orientaliſche Briefe. 3 Thle. 8. Velinp. geh.	6	″	15	″
Der Rechte. 8. Velinp. geh.	2	″	—	″
Reiſebriefe. 2 Thle. 8. Velinp. geh. . .	4	″	15	″
Ein Reiſeverſuch im Norden. 8. Velinp. geh.	1	″	15	″
Sigismund Forſter. 8. Velinp. geh. . . .	1	″	22½	″
Ulrich. 2 Thle. 8. Velinp. geh. . . .	3	″	22½	″
Das Portrait der Gräfin Hahn, gezeichnet von Fräulein von Meyern-Hohenberg .	—	″	20	″
— — chineſ. Pap.	1	″	—	″

Aus der Gesellschaft.

Gesammt-Ausgabe der Romane

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Theil.

Der Rechte.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

Der Rechte.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite Auflage.

D. a.
37.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

Meiner Schweſter, Clara Hahn.

Dir, die mich unermüdlich zu Fleiß und Arbeitſamkeit ermahnt — die mir nicht geſtattet, das Angefangene liegen zu laſſen, und von dem Unfertigen, wenn auch abzuſchweifen, doch nicht abzuſpringen — die mit einer kleinen, vielleicht unmotivirten Vorliebe für meine Proſa, immer mehr ſolcher einfachen Erzählungen von mir verlangt — Dir, liebes Herz, empfehle ich dieſe, und hoffe, daß ihr die Freude Glück bringen werde, mit der Du ſie gewiß empfängſt.

Rom, April 8. 1839.

„Ich, meines Theils, freue mich über jede besiegte Königin Brunehild“ — sagte Herr von Ohlen.

„Besiegt! rief Catherine heftig — besiegt etwa im stolzen, redlichen Kampf? Sie machen mich lachen! ich nenne das — unterdrückt.“

„Gut denn, unterdrückt! entgegnete er gleichmüthig; aber auf jeden Fall zur Vernunft gebracht.“

„Ich meines Theils freue mich über jeden König Günther, der die Nacht hindurch am Nagel hängt“ — sagte Catherine mit zornfunkelnden Augen, stand auf, zog die Mantille um die Schultern, und gab der Frau vom Hause zum Abschied schweigend die Hand.

„Sie gehen so früh?“ sprach diese bedauernd.

„Herr von Ohlen langweilt mich, erwiderte Catherine. Langeweile aber hat die Ähnlichkeit mit der Sonne, daß beide Krokodilseier ausbrüten: ich bin verdrießlich geworden.“

Sie wandte sich zum Gehen; da fiel ihr Blick auf einen Mann, der halb versteckt hinter dem großen Lehnstuhl der Frau vom Hause auf einem niedrigen Sessel saß.

„Sind Sie auch da?“ fragte sie wegwerfend und sah stolz auf ihn herab.

Es sieht wunderlich aus, wenn eine Frau vor einem sitzenden Manne steht; er ist dabei auffallend im Nachtheil, denn der Mann hat sich zu hüten, daß eine Frau nie auf

ihn herunter sehe. Catherine war verschwunden, ehe dieser sich erheben konnte.

„Prächtig en verve war heute die schöne Desmond, sagte Ohlen und rieb sich vergnügt die Hände; schade, daß sie so früh ging."

„Sie haben's gehört: es ist Ihre Schuld" — sagte Frau von Rosen.

„Nein, gnädige Frau, damit schmeichle ich mir nicht," sprach er ernsthaft.

„Ich dächte doch, Sie könnten es ohne alle Eitelkeit, entgegnete sie lachend, denn Sie suchen ja bei jeder Gelegenheit sie zu ärgern."

„Ach, das ist nur ein kleiner oberflächlicher Ärger, der sie belebt, witzig, gesprächig macht! Den großen Ärger, der verstummen läßt wie durch ein tiefes Weh — den bin ich nicht im Stande über sie zu verhängen. Sie ging erst, als sie gekränkt war."

Frau von Rosen sah Ohlen fragend an. Er sagte:

„Schweigen kränkt oft mehr, als reden."

Sie blickte sich um nach dem Manne, der hinter ihr Platz genommen und fragte: „Warum denn gar so schweigsam, lieber Gaston?"

Der Angeredete blieb in seiner zusammengesunkenen Stellung und bat:

„Lassen Sie mich zuhören."

Eine der anwesenden Damen sagte: „Die schöne Desmond — da sie nun doch einmal den Namen hat — versteht sich wol mehr aufs Kränken als aufs Gekränktwerden. Ihr Übermuth sucht seines Gleichen."

„Nein; aber einen König Günther," rief Ohlen.

„Verſchonen Sie uns," bat die Dame verdrießlich, und Gaſton ſagte:

„Sie verdient aber einen Siegfried."

Frau von Roſen ſprach mild: „Sie iſt nicht glücklich, die arme, ſchöne Catherine, und da ſie das, gleich allen ſtolzen Seelen, verbergen will, ſo nimmt ſie die Maske vor, die ihr am bequemſten iſt. Hinter dem kalten, abweiſenden Lächeln verbirgt ſich ein trauerndes Herz."

„Weshalb iſt ſie nicht glücklich? — riefen einige Stimmen durch einander — Jung und ſchön und unabhängig! — Beneidenswerthe Stellung in der Welt! — Hat zwei Männer gehabt!" —

„Und doch nicht den rechten," wandte Frau von Roſen ein.

„Und glauben Sie, daß ſie je den rechten finden werde?" fragte Ohlen.

„Ich weiß nicht, ob er ſich wird finden laſſen wollen" — antwortete ſie mit halbem Lächeln — wenn nicht etwa Sie" .... —

Er rückte lebhaft ſeinen Stuhl drei Schritt zurück und ſagte:

„Allergnädigſte Frau, ich bete die Lady Desmond an wie irgend ein adorables, feenhaftes Meerwunder; allein, nehmen Sie es nicht ungnädig, ſie ſcheint ein weiblicher Blaubart zu ſein, d. h. Unmögliches von einem Manne zu begehren." —

„Was hat ſie denn mit ihren beiden Männern gemacht?" fragte ein junges Mädchen ſchüchtern, doch unausſprechlich neugierig.

„Nichts, mein liebes Kind; Beide befinden ſich beſſer, als ſie" — antwortete Frau von Roſen.

„Also sie leben" — sagte die Kleine im Ton getäuschter Erwartung.

„Himmel, welch ein Fond von Grausamkeit liegt im Frauenherzen, im jüngsten, im zartesten" — rief ein Jüngling, der nichts als Gemeinplätze vorzubringen wußte. Aber die Kleine sah ihn finster an und er verstummte.

Während der Zeit hatten Einige die Frau von Rosen gefragt, ob sie die Männer Catherinens gekannt hätte; sie verneinte es, setzte aber hinzu:

„Doch kenne ich sie aus Catherinens Erzählungen und Beschreibungen genau."

„Also vollkommen einseitig" — warf jemand ein.

„Das glaub' ich kaum! Catherine giebt ihnen wenig Schuld .... nur dem Männergeschlechte im Ganzen."

„Wenn Sie uns ihre Geschichte klar und ausführlich erzählen könnten" — bat eine Dame, der sogleich die ganze Gesellschaft beistimmte. Frau von Rosen willigte gern ein; man ist immer bereit die Aufmerksamkeit eines Cirkels zu fixiren. Sie war die Freundin von Catherinens verstorbener Mutter, und die Tochter hatte sich ihr mit herzlichem Vertrauen angeschlossen, seit sie in derselben Stadt lebten; sie wußte also mehr als die müßigen Köpfe sich ausdachten, wenigstens mehr Wahrheit. Alles horchte gespannt. Gaston legte seine Hände auf die Lehne ihres Fauteuils, und den Kopf auf seine Hände; niemand konnte sein Gesicht sehen.

* * *

Catherine war das lieblichste und verzogenste aller einzigen Kinder. Von schwachen, zärtlichen Eltern vergöttert ging sie von ihrer Wiege an triumphirend durch die Welt. Sie be-

fahl nicht — das war überflüssig; sie herrschte. Und doch war keine Herrschsucht in ihrem Character. Sie lächelte nur, sie sah lieblich bittend an; wenn es zum Äußersten kam, sprach sie einige Schmeichelworte oder sagte: „Das mögt' ich gern" — und mit diesen Mitteln, einfach wie eine Zauberformel und doch, gleich dieser, nur vom Zauberer anzuwenden — gelangte sie zur Erfüllung ihrer Wünsche. Und nicht blos ihren Eltern gegenüber. Sie machte die mirakulöse Ausnahme zwischen allen verzogenen Kindern, daß sie nicht der Abgott ihrer Eltern allein, sondern der Liebling aller Menschen war. Wer ihr nahte, groß und klein, jung und alt, huldigte ihr; jeder auf seine Weise. Ihre Schönheit, die Ruhe ihres Benehmens imponirte. Als Kind war sie die Königin ihrer Gespielen; erwachsen die eines jeden Kreises, in dessen Mitte sie trat.

Catherine war von tiefer, unbesiegbarer Schönheit, schön, wie die Sonne ist vom Aufgang bis zum Niedergang. Wie oft werden die schönsten Kinder kaum mittelmäßig hübsche Mädchen! Wie schnell verwandeln sich schöne Mädchen in die allerunbedeutendsten Frauen! An einer mehr oder minder gebogenen Linie, an einer helleren oder dunkleren Schattirung hing ihre Schönheit; sie war ein Zufall, war ein Schmetterling, der sich auf einen grünen Zweig setzt und ihm das Ansehn einer Blume giebt. Catherinens Schönheit entfaltete sich neu mit jeder Phase ihres Lebens, und war immer eine andere. Wer sie von Kindheit auf gesehen, dem stellte sich die Überzeugung fest, daß sie als Matrone und als Greisin eine eigene Art von Schönheit sich erfinden werde. Das Kind war schön mit der schweren, wallenden Lockenfülle, der schneeweißen Stirn, an der die blauen Adern sich schlängel-

zen, dem funkelnden, schelmischen Auge, das sich zuweilen so blöde hinter den langen Wimpern verbarg, dem wechselnden Mienenspiel, der Beweglichkeit der zarten Glieder. Das Mädchen war schön mit der reinen Stirn, über die höchstens ein ernster Traum, doch kein trüber Gedanke geglitten, mit dem stolzen und doch sanften, halb verschleierten Auge, mit den bestimmt gezeichneten, aber weich abgerundeten Zügen, über die sich der frische Schmelz der Farbe, wie Morgenroth auf eine Frühlingsgegend, legte, mit den feingeschnittenen Lippen, die so viel, so viel! verschweigen. mogten, mit der stillen Haltung der graziösen Gestalt. Ein junges Mädchen ist anzuschauen wie ein süßes Geheimniß, das man gern enträthseln mögte; doch bei der Mehrzahl lohnt es der Mühe nicht. Der Brautkuß gab der Undine eine Seele; bei den Töchtern der Menschen macht er es häufig offenbar, daß sie nicht fähig sind diese Gabe zu empfangen. Aber wenn alle Männer über dreißig Jahr dem Mädchen Catherine die Palme zuerkannt haben würden: so huldigten alle Männer unter dreißig der Frau. Dort war die gefesselte Grazie, hier die entfesselte, frei sich bewegend in ihrer Eigenthümlichkeit, und im heimlichen Bewußtsein dessen, was durch sie zu erreichen war. Daher spielten zuweilen der Muthwille und die Schalkhaftigkeit des Kindes in ihr Wesen hinüber, wie goldene Streiflichter, die einem herrlichen Gemälde absichtslos neuen Reiz geben. Daher war es nicht sowol der Glanz ihres Seins, welcher anzog, als daß sich überhaupt ein Sein in ihrer Erscheinung kund gab. Catherine wußte, was sie wollte. Sie wollte gehorchen. „O nur einen Menschen finden — so dachte sie immer, als sie anfing zu denken — dessen Wünsche ich so schnell, so gern, so jubelnd erfüllen dürfte,

wie bisher die meinen erfüllt worden sind! dem ich Alles tausendfältig wiedergeben könnte, was mir gegeben ist! dessen Wink meine Richtschnur, dessen Ansicht mein Gesetz werden mögte!" — Eine edle Natur wird demüthig, wenn übergroße Liebe sie umgiebt; nur die gemeine überhebt sich der fremden Güte, als ob es eigenes Verdienst sei.

Es wäre den Eltern eine große Freude gewesen die Tochter glücklich verheirathet zu sehen. Der Vater besonders, alt und kränkelnd, pflegte zu sagen, er könne nicht sterben, bevor nicht ein braver Mann der Cathi das Vaterherz überflüssig mache. Sublime Selbstverleugnung eines Vaterherzens! — Aber Catherine blieb ungerührt bei Huldigung und Bewerbung.

Einst lag der Vater auf dem Sopha, und sie saß neben ihm auf einem Fußbänkchen, aber so, daß er ihr ins Gesicht sah; denn er mogte gern ihre Locken durch seine Finger ziehen; ihr Haar von der Stirn streichen, ihre Wangen klopfen.

„Cathi, sprach er, ich dächte, Du heiratheteſt."

„Was soll ich mit einem fremden Mann, lieber Vater?"

„In der Ehe wird man bekannt, Cathi! und Baron Hohenau z. B. ist Dir nicht fremd, Du kennst ihn seit einem Jahr."

„Aber ich fürchte mich vor ihm."

„Ah, Du fürchteſt Dich; und weshalb denn?"

„Ich weiß nicht recht, doch ich mein', er könnte mir ein Leides thun, denn die Männer sind wunderlich und nicht Alle so gut wie Du, Vater."

„Äffchen! was weißt Du von den Männern?"

„Doch! doch! neulich noch wurde von einem Grafen erzählt, dessen Namen ich vergessen habe, der hat seine Frau

gepeitſcht, als ſie ihm ein Töchterchen ſtatt eines Sohnes gegeben. Das iſt doch hart, mein lieber Vater, und findeſt Du nicht, daß Baron Hohenau ſehr hart ausſieht?“

„Er hat einen pompöſen ſchwarzen Bart! da ich aber in meinem Leben nicht gehört habe, daß ſich die Weiber vor einem ſchwarzen Bart fürchten könnten, ſo muß der Grund wo anders liegen, und Du magſt Recht haben. Alſo von dem ſprechen wir nicht mehr. Aber Herr von Meerheim? der liebt Dich von Herzen und gefällt allen Frauen.“

„Mir auch, Vater.“

„Nun, Cathi, ſo ſprich ja! ein braves Mädchen ziert ſich nicht.“

„Ich ziere mich nicht, ſagte Catherine gekränkt und das Blut ſtieg ihr in die Wangen, aber iſt's denn nothwendig, daß ich Herrn von Meerheim heirathe?“

„Nothwendig? wenn Du es nicht nothwendig findeſt — nein.“

„Nun warum ſoll ich denn etwas Überflüſſiges thun?“

„Du machſt Deine Eltern glücklich.“

„O wenn Ihr befehlt ....“ —

„Nein, Cathi, niemals! ſo etwas befiehlt ſich nicht! Bedenk' aber, Du machſt einen liebenswürdigen Menſchen glücklich.“

„Ja, wüßt' ich das nur gewiß!“

„Und am Ende Dich ſelbſt am meiſten.“

„Vater, kannſt Du mir die Verſicherung geben, daß ich vor Herrn von Meerheim den allertiefſten Reſpect von dem Augenblick an haben werde, daß ich ſeine Frau bin, ſo will ich ihn morgen heirathen.“

„Ich sehe nicht ein, weshalb Du keine Achtung vor ihm haben solltest.“

„Nein, Vater, ich meine nicht die allgemeine Achtung, die ich vor jedem Menschen habe, von dem ich nichts Böses weiß; ich meine Verehrung, Andacht, wie vor Dir .... o nein, weit mehr als vor Dir, Du guter, lieber Vater, denn Du hast die Cathi arg verzogen, und wenn sie sich etwas hat zu Schulden kommen lassen, so denkt sie, die Böse, daß sie deine Vergebung sich schon erschmeicheln wird, daß Du ihr nicht zürnen kannst; denn sie ist dein Kind und einem Kinde zürnt man nicht. Allein der Mann zürnt seiner Frau, denn sie ist seines Gleichen und — verstehst Du mich auch, Vater? — ich mögte so viel Andacht zu einem Manne haben, daß ich nimmer seinem Zorn begegnen könnte, daß ich nichts thäte, als was ihm wolgefiele.“

„Du nennst Andacht, was Liebe ist, Cathi.“

„Oder Liebe, mein Vater. Das Gefühl, welches bis jezt mein Herz am tiefsten bewegt hat, war Andacht — drum wählt' ich das Wort. Aber gut denn! lieben! werd' ich also Herrn von Meerheim lieben, wenn ich seine Frau bin?“

„Ja — ich weiß nicht — vielleicht sehr — frage die Mutter, mein Äffchen.“

Catherine ging zu ihrer Mutter und sagte: „Hast Du meinen Vater von Anfang an immer ganz gleich geliebt, oder weniger und mehr; erzähle mir das, liebe Mutter.“

Die sanfte, stille Frau erwiderte: „Anfangs gefiel mir dein Vater gar wol, dann ward ich ihm gut und verlobte mich mit ihm. Als seine Frau hatte ich ihn von Herzen lieb, und als Du geboren warst, Cathi, da liebte ich ihn so, daß ich seitdem nichts mehr lieben konnte, als Dich.“

Catherine küßte die Hände der Mutter und ging nachdenklich an ihre Arbeit.

Herr von Meerheim übereilte nichts. Er war zwar der Siege so gewohnt, daß er sich selbst über seine Geduld mit diesem kleinen Mädchen wunderte. Indessen war dies kleine Mädchen so unvergleichlich schön und nebenbei die einzige Erbin eines eben so reichen, als kränklichen Vaters, daß ihn dies vor seiner eigenen Eitelkeit rechtfertigte. Er gab sich viel Mühe, um Catherinen zu gefallen. Das ist freilich im Durchschnitt das sicherste Mittel, um zu mißfallen; da er sich aber nur anstrengte, um unliebenswürdige Seiten zu verbergen, nicht um mit liebenswürdigen zu glänzen, so gelang seine Absicht: er gefiel ihr.

Dann gewöhnte sie sich an ihn. Er tanzte mit ihr den ersten Walzer, er fuhr sie Schlitten, er arrangirte im Sommer allerliebste Partien über Land, er legte zu ihrem Geburtstag die seltensten Blumen ihr zu Füßen, zu Weihnachten die elegantesten Bonbons, er accompagnirte ihren Gesang vortreflich auf dem Piano. Kurz, die Sache machte sich. Himmel! werden die Männer denken und sich nach Blumen und Zuckerwerk umthun, ist denn eine reiche Erbin wie ein Colibri damit zu fangen? Nein, meine Herren, aber mit der Gewohnheit sehr oft!

Catherinens Vater lag an einer abzehrenden Krankheit unheilbar darnieder. Meerheim, der seit zwei Jahren vertraulich in dem Hause ein- und ausging, benahm sich theilnehmend, sorgsam und freundlich gegen den Kranken, besuchte ihn täglich, las und plauderte ihm vor, und ging immer, wenn Catherine kam, oder bat sie zu gehen, wenn er kam.

damit er ihr wirklich einen Theil der Pflege abnehmen möge. Das rührte sie. Sie ahnte keine Absicht!

Wieder saß sie einst auf einem Fußbänkchen neben des Vaters Lager, als der anhub:

„Ich habe nie etwas gewünscht, was Dir schwer fallen konnte, meine Cathi, dafür erfülle jezt einen Wunsch, der ganz heimlich Deinem Herzen lieb sein muß, und gieb Meerheim Deine Hand. Du wirst dadurch meine letzten Tage versüßen."

Sie glitt auf ihre Knie herab und sagte weinend:

„Mein guter Vater, so wie Du nur bestimmt einen Wunsch aussprichst, bin ich ja glückselig Dir gehorchen zu dürfen! ich konnte bisher nie wissen, ob es wirklich Dein Ernst sei. Jezt bin ich aber Meerheims Braut, und seine Frau — wann er will."

Sie drückte ihr Gesicht an des Vaters Brust, und setzte sich dann wieder auf ihr Bänkchen. Als Meerheim kam und ihr mit der Hand ein Zeichen machte zu gehen, blieb sie sitzen, nahm seine Hand, küßte sie und fragte:

„Wird diese Hand mich so mild und liebevoll führen, wie sie meinen Vater gepflegt hat?"

Ueberrascht und hocherfreut kniete Meerheim zu ihr nieder und nach drei Tagen wurden sie getraut im Zimmer des Kranken, dessen Auge sich zum letzten Mal verklärte, als er sein Kind im Brautkranz sah.

Am nächsten Morgen war er todt. Als Catherine herunter kam, fand sie eine Leiche. Sie zitterte so, daß ihre Zähne zusammen schlugen. Sie fragte:

„Mutter, warum hast Du mich nicht gerufen?"

„Er wollte es nicht."

„Er wollte es nicht? wollte nicht seinem Kinde den letzten Blick gönnen? o daran ist Meerheim schuld, bin ich schuld, weil ich seine Frau werden mußte! Wie schwer wird es meinem Vater geworden sein zu sterben, ohne die Hand auf meine Stirn zu legen!“

„Liebe Cathi, er sprach: Ich habe sie gesegnet mit jedem Athemzug und in jedem Moment — jezt soll sie nicht aus dem Arm der Liebe ans Bett des Todes treten.“

„Immer Rücksichten auf mich! O Mutter, wie konntest Du das über Dein Herz bringen! — Meerheim, rief sie ihrem eben eintretenden Manne zu, ich beschwöre Dich, versprich mir nie Rücksicht auf mich zu nehmen, sondern immer das zu thun, was Dir Freude macht. Rücksichten sollen das Herz schonen und ach! oft verwunden sie es schmerzlich.“

Sie hätte nicht nöthig gehabt ihm dies Versprechen abzufordern. Er hatte sich aufs Äußerste angestrengt, um während seiner Bewerbung aux petits soins mit ihr zu sein. Jezt war sie seine Frau, folglich war es jezt vollkommen überflüssig. In der ersten Zeit war er heftig in ihre Schönheit verliebt und lebte freundlich mit ihr. Indessen — stets zu den Füßen oder in den Armen einer und derselben Frau zu liegen und ihr zu sagen, daß sie schön sei — das ist auf die Dauer langweilig, besonders wenn diese Frau die eigene ist; bei der eines Andern geht es leichter. Und Letzteres versuchte er wieder nach seiner fröhlichen Junggesellen-Gewohnheit.

Niemand hatte weniger als Catherine die üble Eigenschaft einem Manne durch übergroße Zärtlichkeit lästig zu werden. Sie war zu sehr gesucht worden, sie war viel zu stolz und viel zu bescheiden, um sich aufzudrängen. Da sie nie eine

innige Neigung für Meerheim gehegt hatte, so kränkte es sie nicht, als er gleichgültiger gegen sie ward; sie blieb, wie sie gewesen, und hofte, es werde sich ein ruhiges, eheliches Verhältniß zwischen ihnen feststellen, das durch die Geburt eines Kindes vielleicht ein herzlich glückliches werden könne. Sie sah diesem Augenblick mit Sehnsucht entgegen; sie dachte an das Wort ihrer Mutter. In ihrem Herzen lag ein Land brach, dessen Grenze sie selbst nicht kannte.

Manche Frauen besitzen das Talent jeden Zustand wie ein Gewand zu behandeln, worin sie sich aufs Vortheilhafteste drapiren. Alles muß ihnen dienen, um Effect zu machen, um bemerkt zu werden. In jede Lage werfen sie sich, wie in eine malerische Attitüde. Sogar aus einer Schwangerschaft machen sie Alles, was daraus zu machen und nicht zu machen ist.

Das verstand Catherine nicht. Sie machte ihre Bläße nicht zu einem sentimentalen Aushängeschild von Koketterie, und statt sich auf die Sophas in fremden Salons fatiguirt hinzustrecken, blieb sie ruhig auf ihrem eigenen und ließ Meerheim allein die Gesellschaft besuchen. Sie pflegte seine Rückkehr zu erwarten und war gewöhnlich bis ein Uhr Nachts auf; denn das war die Stunde, wo er heimkam, seit er, als gesetzter Ehemann, das lästige Tänzerhandwerk bei Seite gelegt.

Eines Abends ward es drei Uhr, und Meerheim kam nicht. Catherine ging schlafen. Freundlich sagte sie am nächsten Morgen beim Frühstück:

„Hast Du Dich gut unterhalten, lieber Stephan? erzähle doch!“

„Ja, sagt' er, sehr gut! ich tanzte.“

„Ah, Du tanzteſt! das iſt liebenswürdig. Und mit wem denn? waren beſonders gute Tänzerinnen?“

Er nannte Einige. Der Zufall wollte, daß eine dieſer Damen ſo eben bei Catherinen vorfuhr, um ſie in aller Frühe um ihre Loge zu bitten. Catherine gewährte gern, und als das Thema verhandelt war, ſagte ſie:

„Nun, Gräfin, hat mein Mann das Tanzen noch nicht verlernt?“

„Das weiß ich nicht“ — ſagte die Gräfin und ſah ſie groß an.

„Sie müßten es doch beurtheilen können, da Sie geſtern mit ihm getanzt.“

Die Gräfin erwiderte ruhig: „Das iſt ein Irrthum; ich hab' ihn nicht geſehen, viel weniger mit ihm getanzt; und er war ja auch geſtern gar nicht in der Soirée.“

„Nicht?“ fragte Catherine zerſtreut. Sie glaubte, ihr Mann habe geſpielt. Es fiel ihr ein, daß man ihm früher dieſe Leidenſchaft ſchuld gegeben, und es ſchmerzte ſie, daß er unwahr gegen ſie geweſen. Er war entflohn, als man die Gräfin meldete. Catherine ging zu ihm, nachdem der Beſuch ſie verlaſſen, und fand ihn, wie gewöhnlich, auf dem Sopha liegend, und aus ſeiner langen türkiſchen Pfeife tiefſinnige Wolken aufſteigen laſſend.

Ohne Umſchweif, aber lieblich ihn umſchlingend ſagte ſie:

„Stephan, wo biſt Du geſtern Abend geweſen?“

„Du weißt es“ — entgegnete er mürriſch.

„Nein, denn Du warſt nicht beim Oberpräſidenten.“

„Catherine, fuhr er auf, Du unterſtehſt Dich mir nachſpüren zu laſſen?“

„O Gott behüte mich! erwiderte ſie erſchrocken; aber die Thalberg ſagt's, und da bin ich bange, daß Du ſpielſt.“

„Und wenn ichs thäte, was liegt an einer Handvoll Louisd'or? Übrigens hab' ich nicht geſpielt, auf Ehre nicht! aber es langweilt mich, daß Du Dich um jeden meiner Schritte bekümmerſt. Es wird läſtig über das Thun und Laſſen Rechnung ablegen zu müſſen.“

„Es iſt zum erſten und letzten Mal geſchehen, lieber Stephan“ — ſagte Catherine ſanft, und ſprach von andern Dingen.

Da eine kleine allerliebſte Schauſpielerin für den Augenblick Meerheims declarirter Schützling war, ſo langweilten ihn die Soiréen, er ging ins Theater, um ſie ſpielen zu ſehen, nach dem Theater zu ihr und kam erſt immer gegen Morgen nach Hauſe. Catherine wartete. Allein es wurde ſpäter und ſpäter. Da ſprach ſie einſt:

„Du könnteſt mir wol ſagen, lieber Stephan, wenn Du ſo ſehr ſpät nach Hauſe zu kommen gedenkſt; Du weißt, ich warte auf Dich.“

„Das iſt ganz thöricht, genire Dich nicht! ich ſehe überhaupt nicht ein, weshalb Du mich erwarteſt.“

„Um Dir gute Nacht zu ſagen.“

„Das iſt ſehr freundlich von Dir, ganz charmant, liebe Catherine, allein es könnte Dir doch ſchaden. Ich bitte Dich, geh ſchlafen, wann Du willſt, ich werde Dir gute Nacht ſagen, ehe ich in die Geſellſchaft gehe.“

Catherinens Mutter fühlte ſich in der Seele ihrer Tochter über Meerheims Betragen gekränkt, und beging die Unvorſichtigkeit derſelben zu ſagen, was ihren Mann ſo ſehr beſchäftige. Catherine erwiderte:

„Warum ſagſt Du mir das, gute Mutter? ich ſtand ihm bis jezt ſo unbefangen gegenüber, und nun iſt mir's, als hätte ich ein böſes Gewiſſen.“

„Du, mein Kind? er hat es!“

„Nein, auch ich; denn ich habe etwas gegen ihn auf dem Herzen, was ich ihm nicht ſagen darf.“

„Weshalb nicht? vielleicht wär' es gut, wenn Du mit ihm redeteſt, ihm Vorſtellungen machteſt“ .... —

„Nicht um die Welt, Mutter! denn, wenn die Vorſtellungen nichts fruchteten, was dann? — Nein, ich ignorire Alles und warte, bis die Laune vorüber gegangen iſt.“

Beide Eheleute blieben unverändert in ihrem Benehmen. Einmal erwachte Catherine, als ihres Mannes Wagen in das Thor fuhr. Sie ſah nach der Uhr: es war acht in der Frühe. „Das iſt doch ein Scandal, dachte ſie, am hellen Morgen!“

Sie kam nieder, hatte ein allerliebſtes Töchterchen, erhob ſich ſchöner und blühender denn je aus dem Wochenbett, und dachte oft unwillkürlich, wenn ſie vor den Spiegel trat, daß ſie wol neben jeder Frau ſiegreich beſtehen könne. Aber was auch andere Männer denken mogten — Meerheim war nicht der Meinung. Nur der ſtarke Mann weiß den Beſitz wie eine Krone zu tragen. Catherine fühlte die Unmöglichkeit ſich ihm anzuſchließen. Selbſt in dem Kinde fand ſie keinen Berührungspunkt mit ihm. Er war zu oberflächlich, um auf die Tändeleien der unſäglichſten Liebe eingehen zu können. Er beſuchte jeden Morgen die kleine Stephanie, und fragte, ungefähr in dem Ton wie auch der Arzt fragte, ob ſie gut geſchlafen, und erzählte Catherine ihm Wunderdinge von ihren ſich entwickelnden Gaben und Talenten — die

freilich etwas schwer zu glauben waren — so hörte er nicht hin oder schüttelte weise den Kopf und sprach:

„Aber welche Thorheit, gute Catherine!“

Indessen war es ihm doch sehr lieb das Kind zu haben, weil er sah, daß seine Frau ganz davon in Anspruch genommen und beschäftigt ward.

„Wenn Stephanie ein Jahr alt ist, will ich einen Sohn haben, sagte er einst, nicht wahr, Catherine?“

„Ihr seid unerträglich mit Euren Söhnen, antwortete sie lächelnd, ihr Väter! die Mütter wollen nur Kinder.“

„Ja, sagte er brutal, das ist die Passion der Frauen.“

Catherine erröthete bis zur Stirn, aber sie nahm sich zusammen und antwortete:

„Man kann an einem Kinde genug Freude und Schmerz erleben; ich bin's zufrieden, wenn Stephanie die Einzige bleibt.“

„Warum nicht gar! Frauen haben eine so entschiedene Neigung zum männlichen Geschlecht, daß ihnen allen die Söhne lieber sind.“

„Ich will keinen!“ rief Catherine gereizt und übereilt.

„Da hören Sie es, Mama, wandte sich Meerheim zu der anwesenden Schwiegermutter, sie will keinen Sohn und sie thut nur, was sie will; ihr Trotzkopf ist ohne Gleichen. Sie hätten Ihre Tochter besser erziehen sollen.“ Er ging triumphirend. Dies eine unbedachtsame Wort Catherinens gab ihm Gelegenheit zum Mißvergnügen und zur Klage über sie. Er bildete sich nach dieser Scene ein, große Zärtlichkeit für sie zu hegen und von ihr zurückgewiesen zu sein.

Die Mutter rieth Catherinen ihn um Vergebung zu bitten. Sie erwiderte:

„Wie gern! wenn ich nur wüßte, daß er darin den Wunsch meines Herzens und keine Gemeinheit sehen wollte.“

Doch als sie einst mit ihm allein war, benutzte sie den seltnen Augenblick.

„Stephan, wenn ich Dich neulich durch ein übereiltes, thöriges Wort verletzt habe, so verzeih mir! es schmerzt mich, wenn Du mich verkennst.“

Er stand im Fenster und sah auf die Straße hinab, während sie sprach. Sie hatte den Arm um seinen Nacken und die andere Hand an seine Wange gelegt, um sein Gesicht zu sich hin zu wenden. Da ging Mademoiselle Sinclair unten vorüber. Er machte sich rasch von Catherine los und sagte: „Ich verkenne Dich ganz und gar nicht; ich weiß aber jezt, wie Du für mich gesinnt bist.“ Und eilig verließ er das Zimmer. Catherine lächelte bitter. Sie fühlte, daß er einen Vorwand suchte. Sie zog sich ganz von ihm zurück und lebte nur für die kleine Stephanie. Aber sie grämte sich. Keine Härte, keine Grausamkeit ist so schmerzlich für eine Frau als Vernachlässigung. Die Mutter rieth ihr zur Scheidung. Catherine wollte nicht. „Er kann sich ändern! er ist noch jung! er hat noch keinen éclat gemacht, warum soll ich es thun?“ — so sprach sie.

Sie war einst im Schauspiel, wo ihre Lieblingsoper, zu der sie sich lange gefreut, gegeben wurde. In der Loge ihr gegenüber saß Mademoiselle Sinclair, und in der Mitte des ersten Aufzugs erschien Meerheim neben derselben. Catherine verließ im Zwischenact die Oper.

Als Meerheim am nächsten Morgen Stephanie seinen Besuch abstattete, nahm Catherine ihn unter den Arm und führte ihn in ihr Zimmer. Da sprach sie:

„Lieber Stephan, ich habe Alles ignorirt, so lange es möglich war, und jezt will ich auch weiter nichts als Dich bitten: laß mir die Möglichkeit ferner zu ignoriren.“

„Das hängt ja lediglich von Dir ab.“

„Nein, Stephan! sobald Du Dich vor meinen Augen zeigst, wie es sich für uns Beide nicht schickt, kann ich es nicht mehr. Da Du wußtest, daß ich gestern in der Oper war, so hättest Du in meine Loge kommen müssen — oder gar nicht.“

„Originelle Prätension!“

„Oder in jede andre Loge, nur nicht in die, wo Du Dich zeigtest. Diese Rücksicht mußt Du nehmen, Stephan.“

„Es ist ungefähr ein Jahr, daß Du mich mit heißen Thränen beschworst nie Rücksicht auf Dich zu nehmen — und jezt begehrst Du es in einem Ton, der sich nicht für eine Frau geziemt.“

„Ich wußte damals nicht, daß man die Rücksichtlosigkeit bis zur — verzeih das strenge Wort, aber mir fällt kein andres ein — bis zur Frechheit treiben könne.“

„Mein Kind, den Hofmeistern bin ich seit meinem vierzehnten Jahre entwachsen. Spiele die Gouvernante bei Deiner Tochter, nicht bei mir.“

„Ich spiele keine Rolle, Stephan, es ist mir heiliger Ernst. Wie Eheleute mit einander leben wollen, das haben sie unter sich abzumachen und niemand hat danach zu fragen; allein der äußere Anstand muß vor fremden Augen beobachtet werden. Das kann ich verlangen, das verlang' ich.“

Statt zu antworten zuckte Meerheim die Achseln, pfiff ein Liedchen und ging von dannen. Damit aber Catherine sich nicht einbilden dürfe, daß ihre Worte Eindruck auf ihn

gemacht, ging er, wie der Eigensinn pflegt, über alle Grenzen, und trat mit Mademoiselle Sinclair eine Reise nach Baden-Baden an. Catherine schrieb ihm dorthin, daß sie sein Haus mit dem ihrer Mutter vertauscht habe, und erst dann zu ihm zurückgehen würde, wenn er ohne seine Begleiterin heimkehre.

Meerheim antwortete: er stehe im Begriff mit ihr auf ein Jahr nach Paris zu gehen. Catherine leitete darauf die Scheidung ein. Er war ziemlich verdrießlich, denn er verlor dadurch ihr Vermögen, und fing überdas an einzusehen, daß Mademoiselle Sinclair mittelmäßig hübsch, aber ausnehmend leichtfertig sei — zugleich aber auch, daß er den Moment der Versöhnung mit seiner Frau habe vorübergehen lassen, und da nichts zu machen war, so zeigte er sich vollkommen zufrieden. Die Scheidung erfolgte sehr schnell; Catherine behielt ihre Tochter und war auf einmal unabhängig, und recht glücklich über ihre Freiheit, glücklich wie der aus dem Käfig entschlüpfte Kanarienvogel ist, ohne zu wissen, was sie damit anfangen werde.

Es war ein harter Schlag, daß ihre Mutter plötzlich starb. In tiefer Einsamkeit stand sie mit der zweijährigen Stephanie auf der Welt. Sie dachte nicht daran sich wieder zu verheirathen. „Die Männer sind erbärmlich, sagte sie oft, verstehen nur zu unterdrücken, nicht aber edel zu herrschen — dagegen aber beherrscht zu werden, wenn die Frau sich dazu hergeben mag. Ich kann das Geschlecht nicht dulden.“

Sie langweilte sich. Ein Kind von zwei Jahren, oder, was mehr sagen will, aus einer unglücklichen Ehe, füllt das Leben nicht aus. Ihr Arzt schickte sie mehr der Zerstreuung als der Gesundheit wegen nach Ems. Sie brauchte eifrig die Cur, sah Menschen, und dankte dem Himmel, als sie

nach vier Wochen auf dem Dampfschiff saß, das sie den Rhein hinab nach Cöln und Düsseldorf tragen sollte. Ein alter englischer Admiral, mit dem sie viel in Ems umgegangen war, und der sie lieb gewonnen, machte dieselbe Fahrt, und freute sich herzlich sie so froh zu sehen, wie sie selten nur war. Sie saß am Steuer, Stephanie auf ihrem Schooß; das Dampfschiff schoß brausend den Strom hinab, die frische Luft wehte in den Locken von Mutter und Kind. Der Admiral, ein habitué des Rheins, wie alle Engländer, nannte und erklärte ihr die Landschaftsbilder, welche sich vor ihnen entfalteten, Nonnenwerth, Rolandseck, Drachenfels. Einige Reisende versammelten sich um sie, die schöne Familie — denn dafür hielt man sie — zu bewundern; den alten Mann mit dem imposanten, weißumlockten Haupt, die stralend schöne Frau, das holde Kind. Ein Maler trug sogleich die Gruppe in sein Album ein.

Der Admiral ging zum Speisen in die eine Kajüte; Stephanie mit ihrer Wärterin zum Schlafen in die andere; Catherine blieb allein auf dem Verdeck, und blätterte in dem dritten Gesang von Childe Harold, den sie auf der Bank gefunden. Ein Mann ging raschen Schrittes dem Platze zu, wo sie saß. Als er sein Buch in ihren Händen sah, blieb er stehen und betrachtete sie. Beim ruhigen Lesen oder Zuhören sind manche Gesichter wunderbar anziehend: sie geben wieder, was der Geist in sich aufnimmt; andre hingegen schauen so stupide drein, daß man nicht begreift, weshalb sie lesen oder zuhören. Catherinens Physiognomie gehörte nicht zu der letzten Sorte. Mogte sie jedoch in den Byron vertieft sein, wie sie wollte, sie mußte bemerken, daß drei Schritt von ihr ein scharfer Beobachter stand. Das ärgerte

sie; sie legte das Buch fort und wollte einen strengen Blick auf diesen impertinenten Menschen werfen. Doch als sie die Augen aufschlug, ging ihr Ärger in der äußersten Überraschung auf — so schön war dieser Mann! Eine Schönheit erster Ordnung, vollkommen vom Scheitel bis zur Sohle, untadelhaft, wie die Natur in ihren Festtagslaunen ist! ein moderner Adonis, ohne die Ruhe der Antike, nur mit ihrer Regelmäßigkeit, und diese belebt, beseelt, durchgeistet. Ein Paar Secunden lang vergaß Catherine gänzlich, daß diese Erscheinung Mensch sei, und heftete athemlos, beinah erschrocken, den Blick darauf. Dann entsann sie sich ihres Ärgers, ärgerte sich noch einmal so heftig — bis der Fremde ihr das Buch wieder anbot, sie bat sich nicht in der Lectüre stören zu lassen, und sich entfernte. Allein sie war gestört, und weder die Lieblichkeit der Gegend noch die Schönheit des Gedichts machten Eindruck auf sie. „O wie himmlisch ist das Menschenantlitz, dachte Catherine, da es allen Glanz der Natur und allen Zauber der Kunst vernichtet! Mit des Menschen Schönheit verglichen, ist die ganze Welt wie Traum neben der Wirklichkeit. Und das soll so sein, denn der Mensch ist das Kleinod der Welt, darum hat ihn der Schöpfer so geschmückt, und wer dagegen unempfindlich ist, der hätte lieber blind und taub und stumm im Himmel oder wo sonst! bleiben und sich nicht auf die Erde herab bemühen dürfen."

Nach einer Weile erschien der Admiral mit dem schönen Fremden auf dem Verdeck, und stellte ihn Catherinen als seinen Landsmann, Sir Richard Desmond vor, der nach mehrjährigen Reisen auf der Heimkehr nach England sei. Man sprach, man erzählte, man gefiel sich außerordentlich;

im Flug war der Abend da und Cöln erreicht. Es war zu spät, um, wie Catherine wünschte, den Dom noch zu besehen, aber sie gingen alle drei lange im Mondschein auf der Schiffbrücke spazieren, die vor dem Gasthof zum großen Rheinberg liegt, und nach Deuz hinüberführt. Zum ersten Mal in ihrem Leben war Catherine froh über die Gegenwart eines Mannes, und herzlich froh, als Desmond erklärte, er werde auch zwei Tage in Cöln verweilen; dann wollte er die Niederlande durchreisen. Zum ersten Mal in ihrem Leben sah sie einen Mann freundlich an.

Desmond kam aus Spanien. Die Spanierinnen verwöhnen die Männer, gegen ihre Grazie und ihre Glut erscheinen alle andern Frauen linkisch oder manierirt, und kalt. Aber er war so blasirt, daß er ein halbes Jahr in Cadix gelebt hatte, ohne die berühmtesten Schönheiten auch nur eines Blickes zu würdigen, und wären sie ihm zu Füßen gesunken, so würd' er mit einem melancholischen Lächeln an ihnen vorüber gegangen sein, und doch war er erst sieben und zwanzig Jahr alt! Seine Schönheit hatte ihn elend gemacht. Bei siebzehn Jahren reich und selbständig, war er die Puppe und der Abgott der Frauen. Jede Schattirung der Liebe und Leidenschaft war an ihm und mit ihm geübt. Ohne die Energie, welche in einem Moment des Überdrusses oder des Zorns, oder aus freier Kraft unwürdige Fesseln sprengt und dem Leben eine neue Richtung giebt, ging er fort auf der einmal betretenen Bahn und verschleuderte das Gold des Gefühls in gemeiner Scheidemünze, bis sein Herz leer und bettelarm war — denn für Gold kauft man einen Juwel, aber für Kupfergeld gefärbtes Glas. Lieben konnte er nicht mehr; besitzen ohne zu lieben — mogte er nicht mehr.

Er war gleichgültig, jedoch nicht übermüthig, sondern traurig gleichgültig. Ein solcher Mann ist aber ganz gewiß unwiderstehlich. Die Gleichgültigkeit zu überwinden und in Theilnahme — die Trauer in Freude zu verwandeln — ein doppelter Triumph! der eine befriedigt die Eitelkeit, der andre die mitleidige Liebe. Wol giebt es eine Liebe, die den geliebten Gegenstand so hoch stellt, daß er über den Thränen des Mitleids, wie der Gipfel des Hochgebirges über den Wolken ist; aber im Menschenherzen sind so zahllose Nüancen von Liebe, daß die mitleidige als eine sehr anmuthige betrachtet werden muß, obgleich sie gewiß auf die Dauer ihre Frische verliert, und fahl und matt wird. Ihr Ursprung ist aber, wie die göttliche, Erbarmen.

Seit langer, langer Zeit hatte Desmond kein solches Interesse empfunden, als beim Anblick Catherinens. Die Ruhe und Sorglosigkeit ihrer Erscheinung gab ihr, wie einer Göttin, einen Ausdruck von Frieden, in welchem man sie und sich selbst geborgen glaubte. „Sie muß alles Glück erreicht haben und mittheilen können" — dachte er.

Am nächsten Morgen gingen sie zusammen in den Dom, diesen trauernden Koloß, der in der Vergangenheit auch nicht einen Moment der Vollendung gehabt hat, ihn eben so wenig in der Zukunft haben wird, und nun in der Gegenwart dasteht als ein Mittelding zwischen Ruine und Unfertigkeit.

„Ein verkümmertes Kunstwerk macht mich melancholisch wie ein verkümmerter Mensch — sagte Desmond — wie jede Existenz ohne Blüthentag."

„Dann haben Sie viel Anlaß zur Melancholie, entgegnete Catherine, denn selten nur gelangt eine Existenz zur Entwickelung ihrer vollen Schönheit. So lange die Sonne

ihr ſcheint, treibt ſie erſt Keime, und wenn ſie die Blüthen entfalten mögte, ſcheint keine Sonne mehr. Das iſt auch die Geſchichte dieſer Kirche.“

„Himmel! rief der Admiral, betrachtet doch das Einzelne, Ihr Leute! freut Euch an deſſen Vollendung! In den Einzelheiten iſt immer Troſt und Freude, wenn es mit der Maſſe nicht glücken will.“

„Iſt die Erreichung von kleinen Zwecken Erſatz für die Unerreichbarkeit des großen Zieles?“ fragte Catherine.

„Ja, für den Genügſamen, den Verſtändigen, den vom Leben durch und durch Gearbeiteten. Davon will man freilich in der Jugend nichts wiſſen; man nennt die Beſchränkung Beſchränktheit, man ſtreckt die Hand nach dem Größten, dem Fernſten aus, und müht ſich umſonſt jenes zu überwältigen, dies zu erreichen. Hat man nun brav Zeit und Kraft damit verſchwendet, und iſt der gute Wille nicht im Unmuth verloren gegangen, ſo beſinnt man ſich am Ende denn doch, thut das Nächſte, wenn es auch etwas Kleines iſt, und ſorgt dafür, daß der Braten an den Spieß komme, da die gebratnen Tauben einem nur im Märchen in den Mund fliegen.“

„Als Jünger dieſer Philoſophie ſind Sie beneidenswerth glücklich, ſagte Desmond; aber es iſt nicht jeder glücklich, der es ſein will! dazu gehören Talent, Umſtände, vielleicht eine beſondere Organiſation, und ganz beſtimmt — Glück.“

„Nicht doch! entgegnete der Admiral, nur Übereinſtimmung zwiſchen Wollen und Können! Nur Klarheit, um das Bedürfniß unſers innerſten Weſens zu erkennen, Ausdauer, um es zu erringen, Kraft, um es feſt zu halten.“

„Lieber Admiral, ſagte Catherine, wenn man Sie hört,

meint man, es sei nichts leichter, als mit beiden Füßen ins Glück nur so hineinzuspringen.“

„Haben Sie es schon versucht?“ fragte er.

„Nein, ich hab' immer gewartet, daß es zu mir kommen möge.“

„Und es vielleicht darüber versäumt! also künftig — muthig hinein!“

„Ich habe wol Muth“ — sprach sie und sah ihn hell an mit ihren stralenden Augen.

„Ich nicht“ — sagte Desmond, und sein Ausdruck wurde noch melancholischer als gewöhnlich. Catherine sah ihn an, so erstaunt, daß er lächeln mußte.

„Unbegreiflich!“ rief sie und ging den Chor hinab. Desmond blickte ihr sinnend nach. Ihr frisches Herz erquickte sein verwelktes. In die von Sonnenglut versengte Wüste seines Wesens hätte er gern diese Palme gepflanzt. „O sie muß mein werden!“ sprach er zu sich selbst und folgte ihr. Sie stand an einem Pfeiler, um den sie den rechten Arm geschlungen, in der Linken hielt sie ihren Hut und, den Kopf zurückgelegt, betrachtete sie das kühne Gewölbe. Desmond nahm den Hut, sprechend:

„Lassen Sie mich ihn tragen“ — und als Catherine die Hand losließ ohne hinzusehen, bog er sich vor und küßte ihre Wange. Wie von einer Natter gestochen fuhr Catherine zusammen, und ohne ihn anzublicken, begab sie sich ins Schatzkämmerlein der heiligen drei Könige, wo der Admiral schon den Erzählungen des Sacristans lauschte.

Hätte sie mich nur angesehen, ganz flüchtig, mit halbem Blick, bevor sie ging — dachte Desmond — so würd' ich schon wissen was sie meinte. War sie gekränkt, verlegen,

zornig, erfreut, beleidigt? .... wie soll ich das erfahren? Er drehte den kleinen Strohhut hin und her, er rollte das Band zwischen seinen Fingern, er streifte mit den Lippen darüber — allein dadurch erfuhr er nichts, und versäumte vielmehr den Augenblick, wo der Admiral und Catherine den Dom verlassen wollten. Unter dem Portal rief sie indessen doch nach ihrem Hut; der Admiral kehrte zurück, ging Desmond eilfertig entgegen, fragte: „Wo treiben Sie Sich denn umher?“ und nahm ihm ohne Umstände den Hut ab. Doch konnte Catherine ihn nicht schnell genug aufsetzen, um zu verhindern, daß Desmond ihre thränenfeuchten Wimpern sah. Sie hatte geweint! Das war ihm nicht eingefallen!

Aber wirklich, sie hatte geweint aus tiefer, unsäglicher Beschämung. Nicht blos sittsam in der äußern Erscheinung, sondern keusch in der Seele, erschrak sie — nicht vor ihm, aber vor sich selbst, weil sie — ihm nicht zürnen konnte. Der Vater hatte ihre Stirn geküßt, der Gemahl ihre Lippen, sie hatte sich's eben nur gefallen lassen. Und dieser Kuß, dieser leise Hauch, preßte ihr das Herz zusammen, daß sie athemlos war. Entsetzlich! — dachte sie — wie kann mir so etwas begegnen? wie kann ein Mensch mir gegenüber so etwas wagen?

Sie zog den Hut tief ins Gesicht, klagte über Müdigkeit und warf sich, im Gasthof angelangt, aufs Sopha, wo sie den Thränen freien Lauf ließ. Sobald man weiß, warum man weint, sind Thränen schmerzlich, denn sie fließen um ein Weh; weiß man es aber nicht ganz genau — und das passirt bisweilen — so können sie recht süß sein: die Überfülle des Herzens strömt sich in ihnen aus. Dies ist eine Wollust, welche die Frauen vor den Männern voraus haben,

denn es wird keinem Manne einfallen sich aufs Sopha zu legen um friedlich zu weinen, ja, er wird kaum diese Möglichkeit begreifen.

Während Catherine weinte, sann sie nach, welch' eine Bedeutung dieser Kuß haben könne. Gar keine! .... aber ist denn nicht ein Kuß etwas sehr Ernstes, Bedeutungvolles, eine kleine Hieroglyphe, die zuweilen der Name eines Gottes ist? — Einen Scherz! .... o, ich bin aber keine Person, mit der man Scherz treibt. — Ernst? .... als mein Vater mich verlobte, küßte Meerheim meine Wange .... Gott behüte mich! — Sie sprang rasch auf und wusch ihre Augen.

Beim Diner war Desmond sehr gesprächig, erzählte viel von Spanien, das er in allen Richtungen durchstreift, von den schönen Andalusierinnen, von den Mönchen des Monserrat, von den in Kirchen und Klöstern vergrabenen Schätzen der Malerei, von den Denkmalen aus der Maurenherrschaft.

„Wo die Jahrhunderte auf jeden Stein eine Geschichte geschrieben haben, sagte er, wo die Quelle der Romantik so reich strömt, daß die sonst nüchterne Geschichte lieblich in ihr eingeschreint liegt, wie Gebeine der Heiligen in einem Sarg von Krystall, und wo die Natur so reich ist, daß Bilder des starren Nordens und der afrikanischen Zone in demselben Lande sich aufrollen, da ist das Leben keine Last."

„Nun, was thaten Sie da?" fragte der Admiral gespannt.

„Nichts" — entgegnete Desmond.

„Und wie lange ertrugen Sie das, ohne umzukommen vor Langerweile?"

„Ich war achtzehn Monat in Spanien, und ich wiederhol' Ihnen, dort war das Leben nicht schwer. Erinnerungen,

Gedanken, Poesieen sind die Atmosphäre, in der man leicht athmet. Mit der Geschichte des Cid, mit der Alhambra, mit einigen Bildern von Murillo, mit Don Quixotte — mache ich mich anheischig während eines Jahrs den Fuß in keinen Salon zu setzen."

„An die Salons denk' ich nicht, wenn ich von Thätigkeit rede, sondern ans Parlament, an die Fregatte, an" .... —

„Das ist nichts für mich" — unterbrach ihn Desmond.

„Aber sobald Ihr Oheim stirbt, müssen Sie seinen Platz im Oberhause einnehmen, und bis dahin kann es Ihnen ja gar nicht fehlen gewählt zu werden, wenn Sie Sich nur die geringste Mühe deshalb geben wollen — vielleicht sogar ohne Mühe, denn manche Menschen haben Glück."

„Ich nicht! allein diese Art von Glück würd' ich nicht dafür anerkennen."

„Nun ja, mein Lieber, es giebt ein schöneres, und damit sind Sie verwöhnt. Indessen werden Sie der praktischen Seite der Welt noch Interesse abgewinnen, oder — sollten Sie vielleicht Dichter sein?"

Desmond verneinte.

„Ist mir lieb, fuhr der Admiral fort. Seit Byron, vor dem ich übrigens allen Respect habe, grassirt das Poetisiren wie eine trübe, gallige Krankheit, von der man einen Anfall aushalten muß. Aber wer sie gehabt hat, wird davon ganz nervenschwach und braucht oft das halbe Leben, um sich nur einigermaßen zu erholen; also gratulir' ich Ihnen herzlich, daß Sie verschont geblieben sind. Aber wie verbrachten Sie denn Ihre Tage?"

„Ich zeichne etwas. Dies kleine Talent giebt der Gegenwart Flügel, und fesselt die Vergangenheit."

„Da haben Sie gewiß ein intereſſantes Portefeuille bei Sich?“ fragte Catherine, die bis dahin immer geſchwiegen.

„Nicht bei mir! Es iſt mit meinen übrigen Habſeligkeiten zu Schiff nach England gegangen, denn ich reiſe gern mit wenigem Gepäck, weil es mir oft einfällt zu Fuß oder zu Pferd weite Strecken zurückzulegen. Aber bei ſolchen Streifereien entbehrt man zu viel, wenn man ſich daran gewöhnt hat allen comfort mit ſich herum zu ſchleppen — der überdies auch läſtig iſt.“

„Alſo denken Sie Sich jezt in England niederzulaſſen?“ fragte ſie.

„Vor der Hand, ja; doch auf wie lange, weiß ich nicht.“

„Sie müſſen jezt England ſo gründlich kennen lernen, wie Sie das übrige weſtliche Europa kennen — ſagte der Admiral, denn ſie hat doch ihre ganz eigenthümlichen Vorzüge, die ſchöne Inſel! von denen Sie keine Ahnung haben. Seit acht Jahren reiſen Sie umher, und waren in der ganzen Zeit, wenn ich nicht irre, zwei Monat nur im Vaterland, als Sie die ſchöne Marquiſe d'Auband nach Brighton begleitet hatten.“

„Und drei Monat in Irland und den ſchottiſchen Hochlanden, ſetzte Desmond hinzu, wohin ich von Paris aus mit zwei liebenswürdigen Ruſſen reiſte.“

„Hat das Vaterland gar keinen Reiz für Sie?“ fragte Catherine.

„Desmond! rief der Admiral, vergeſſen Sie nicht, daß Sie Engländer ſind.“

„Englands Inſtitutionen ſind die erſten der Welt, und das Volk iſt das tüchtigſte auf dem Erdboden; — wenn dies Anerkenntniß Vaterlandsliebe ausmacht, ſo hege ich ſie; ant-

wortete Desmond. Allein ich weiß nichts von einem magischen Bande, das uns an die Heimath fesselt. Dazu gehören Eindrücke der Kindheit, Erinnerungen der Jugend, die mir fehlen; früh verwaist und ohne Geschwister, war diese einsam und jene trübe. Für den, der keine Familie hat, mein lieber Admiral, ist die schöne Insel, wie Sie sie nennen, so öde wie die übrige Welt."

Catherinens Herz bebte bei dem gedämpften Ton, mit dem er sprach. Sie hätte gern ein theilnehmendes, aufrichtendes Wort gesagt, aber sie fürchtete, zu viel zu sagen. Und dann fiel ihr sein Benehmen im Dom ein und verschüchterte sie. Was denkt er von mir! was denkt er von mir! wiederholte sie immer ganz heimlich. Wenn er vor sich hin blickte oder mit dem Admiral redete, sah sie stets sein herrliches Profil, edel und ernst, wie ein Marmorbild im Mondschein, und nur durch zwei tiefe Züge zu beiden Seiten des Mundes verrathend, daß es vom Leben mit glühendem Finger berührt worden. Wandte er sich aber zu ihr, so lösten sich die festgeschlossenen Lippen zum Lächeln auf — doch nicht zu jenem banalen, unerträglich langweiligen Lächeln, das manche Männer glauben annehmen zu müssen, wenn sie mit Frauen reden, und wodurch sie sich zu Caricaturen der Freundlichkeit machen. Desmond lächelte aus innerer Freude, wie man zuweilen beim unverhofften Anblick von etwas recht Schönem thut — und das fühlte ganz verstohlen Catherinens Herz.

Sie fuhren gegen Abend in die Kirche, wo ein Meisterwerk des Rubens, Petri Kreuzigung, zu bewundern ist, ein Bild von schaudervoller, quälender Wahrheit. Und um diesen Eindruck noch zu verstärken, und zugleich die außerordent-

liche Richtigkeit der Zeichnung ins gehörige Licht zu stellen — denn der Heilige wird den Kopf nach unten ans Kreuz genagelt — ist eine Vorrichtung getroffen wie ein kleiner Galgen, unter dem man knieend, den Kopf empor gerichtet, Gelegenheit hat, die Verkürzungen und anatomischen Schönheiten des Gemäldes zu bewundern. Die Stellung ist aber höchst unbequem. Das fand auch Catherine. Sie stand bald auf und rief munter:

„Himmel, wenn es immer so lästig ist vor der Schönheit auf den Knieen zu liegen, so bedaure ich die Männer von Grund der Seele.“

Dabei rückte sie ihren Hut zurecht, schüttelte den Staub von ihrem weißen Kleide und wehte ihn mit dem Taschentuch von ihren Schuhen — aber so graziös, so kindlich heiter, daß Desmond unwillkürlich auf englisch sagte:

„Liebliches Kind!“ — Die Unterhaltung war beständig französisch geführt worden, doch Catherinens Erröthen zeigte, daß sie ihn verstanden. Er beschwor sie englisch mit ihm zu reden.

„Nicht eher als bis ich in England gewesen bin“ — erwiderte sie.

„Also beabsichtigen Sie dahin zu gehen? und wann?“

„O das weiß ich nicht — mit der Zeit! erst kommt Italien.“

„Nein, nein! erst mein liebes Vaterland!“

„Lieben Sie es plötzlich?“ fragte Catherine und lachte.

„Dann könnte ich es lieben.“

„Nur keine Fadaisen!“ rief sie und lachte noch mehr.

„Ja, zur Strafe, weil Sie mich auslachen.“

„Nicht doch, sagte sie ernsthaft, ich bin nur guter Laune!

solche Veranstaltungen, um irgend eine Schönheit recht gründlich zu genießen, belustigen mich. Ich meine, es ist nicht die rechte Schönheit. Eine Luft giebt's, mit keiner andern zu verwechseln noch zu vergleichen — die frische, erquickende, wundersam duftende Meerluft. So, unbezweifelbar und unvergleichlich, müssen wir von der Schönheit berührt werden. Nicht?"

„Gewiß; aber warum werden wir es so selten von der des Menschen?"

„Weil sie überhaupt selten ist, oder weil wir, von tausend Vorurtheilen befangen, kaum wagen zu bewundern, oder weil" .... — — Sie stockte; sie wollte sagen: weil sich oft schmerzliche Wünsche daran knüpfen — aber sie schwieg.

„Und wenn wir tief und mächtig von ihr berührt werden, fragte er weiter, was können, was dürfen wir dann thun?"

„In den Staub sinken und anbeten" — antwortete sie gelassen, denn sie bezog die Frage nicht auf sich; und Desmond kniete nieder. Er mußte doch ebenfalls die Correktheit der Kreuzigung Petri verifiziren.

Catherine stand Abends in ihrem Fenster und blickte hinüber über den großen, stolzen Rhein, in welchem sich die Lichter und die Sterne spiegelten. Auf der Brücke zogen fröhliche Gesellen daher und sangen: Freut euch des Lebens. Über das Wasser getragen klingt jede Musik lieblich und Catherine lauschte tief. Ein leises Klopfen an ihrer Thür bemerkte sie nicht, denn sie erschrak sichtlich, als Desmond an ihrer Seite stand. Die Lichter brannten trüb am andern Ende des großen Zimmers; die Luft wehete kühl über den

Rhein — ſie ſchauerte in ſich zuſammen; vielleicht ging eine unheimliche Ahnung durch ihre Seele. Er ſagte:

„Ich liebe Sie.“

Sie nickte mit dem Kopf, als wiſſe ſie das lange und ſetzte nur hinzu:

„Und warum denn?“

„Weiß ich es? Oft hab' ichs gewußt bei andern Frauen, oft geliebt um ein Paar Augen, um eines Lächelns, um eines zarten Fußes willen, um tauſend Dinge, die nach drei Tagen ohne Reiz ſind.“

„Sie kennen mich erſt zwei Tage — warten Sie den dritten ab,“ ſprach ſie launig.

„Jezt keinen Spott — ſagte er beſtimmt — meine Zukunft, die Wendung meines Schickſals ſteht bei Ihnen; geben Sie mir Ihre Hand! Ob Sie das Glück bei mir finden werden, muß Ihnen Ihr eigenes Herz verheißen; glänzende Verhältniſſe kann ich Ihnen bieten; fragen Sie den Admiral, er wird es beſtätigen — aber morgen müſſen Sie die Meine ſein.“

„Morgen!“ rief ſie ängſtlich.

„Warum nicht morgen, wenn Sie es doch in drei Wochen oder drei Monaten werden wollen? oder wollen Sie nicht?“

Sie ſchwieg, ſenkte das Haupt und faltete die Hände vor der Bruſt.

„Wie heißt Du?“ fragte er.

„Catherine,“ ſagte ſie faſt unhörbar.

„Oder wollteſt Du nicht, Cathi?“ fragte er, und hob ihren Kopf ſanft zwiſchen ſeinen Händen zu ſich empor.

„So nannte mich mein Vater!“ rief ſie und brach in Thränen aus.

Weinend Aug hat ſüßen Mund — ſteht ſchon im Parcival geſchrieben. Desmond drückte einen tiefen Kuß auf ihre Lippen und bat:

„Nun, ſo ſprich Dein Ja.“

„Wozu? entgegnete ſie blöde, ich küßte Dich.“

„O Du biſt ein holdſeliges Kind!“ rief er und ſchloß ſie innig an ſeine Bruſt.

„Aber morgen nicht“ — ſagte ſie plötzlich und machte ſich los.

„Ich verlaſſe nicht den Continent ohne Dich,“ ſprach er entſchieden.

„Nein; aber Cöln. Morgen muß ich dem Admiral erzählen, was er angerichtet hat mit ſeinen Lehren vom muthigen Erfaſſen des Glücks, und dann werden Sie Ihre Reiſeroute ändern, Sir Richard, mit uns den Rhein hinab und nach dem Haag gehen. Dort haben wir beide Geſandtſchaften, folglich Landsleute, und dann — werden Sie künftig allein zu beſtimmen haben.“

So geſchah es. Nach acht Tagen war Catherine wie durch eine Bezauberung an die Südküſte von England auf den lieblichen Landſitz ihres Gemahls verſetzt. Alles war ihr neu und intereſſant: Land und Volk, Sitte und Sprache, ſogar der Gatte. Sie hatte viel zu thun ſich mit all der Fremdheit bekannt zu machen; das beſchäftigte ſie angenehm. Desmond aber blieb ihr am fremdeſten. Sie verſtand nicht dieſe träumeriſche Exiſtenz. Sie wollte Handlung von einem Manne, perſönliches Eingreifen und Mitwirken in den Verhältniſſen des Landes, der Zeit, kurz: eine Laufbahn. Und Desmond nahm des Morgens nach dem Frühſtück die kleine Stephanie bei der Hand und trieb ſich mit ihr den ganzen

Tag im Park umher, der ihm außerordentlich gefiel, und wo er zwei Lieblingsplätze hatte, die ihn stundenlang festhielten: der eine auf einem Hügel unter prächtigen Catalpas, die ihre saftgrünen Blätter wie einen frischen Sonnenschirm über ihn hielten, mit der freien Aussicht auf die liebliche, bebaute, gartenmäßig gepflegte Landschaft, begrenzt durch das blaue Meer, auf dem die stolzen Schiffe mit weißen Segeln, wie kolossale Möven zogen; Alles hinweisend auf die Ferne, die Unermeßlichkeit, das Unerreichbare. Und der andere in einem Eichenwäldchen, durch das ein klarer, tiefer Bach strömte, dessen Ufer mit üppigen Gesträuchen bewachsen waren. Einer der uralten Bäume streckte breite moosbewachsene Äste über den Bach, und auf diesen Ästen lag Desmond wie in einer Hangematte. Über ihm rauschten die Zweige, unter ihm murmelte das Wasser, neben ihm flüsterten die Gesträuche: Alles geheimnißvoll, abgeschieden, eng beschränkt, nichts zu sehen als der blaue Himmel, der durch die grünen Blätter lauschte. Dies liebte Desmond.

Aber er liebte auch Catherine und Stephanie; er that Alles, was beide wünschten, und immer gütig, immer freundlich, allein so, daß nur das unbefangene Kind sich seiner Güte freute. Catherine sah, ihm war Alles gleichgültig, er hatte keine Wünsche, weshalb sollte er nicht fremde erfüllen? — Sie gab sich unsägliche Mühe ihn aus seiner Apathie aufzurütteln, ihn für irgend einen Lebenszweck zu gewinnen. Doch er verachtete den Ehrgeiz, und um Ruhm zu erringen, fühlte er sich zu schwach.

Aber sie liebte ihn. Darum — und weil sie sah, wie er an Stephanie hing, wünschte sie heiß, glühend, Mutter *seiner* Kinder zu werden. Sie dachte, die Liebe zu einem

Sohn könne ihm doch vielleicht eine andere Seele einhauchen. Es grämte ſie unſäglich, daß er umſonſt gehoft hatte, an ihrer Hand ein kräftiges Daſein zu beginnen, daß er ſich in ihr getäuſcht hatte, daß ſie ihm nichts ſein konnte. Sie fühlte ſich ſehr unglücklich. Desmond ſah es und mit Trauer. An meinem Herzen verwelkt auch dieſe prächtige Natur — ſprach er zu ſich ſelbſt, und verſank, ſtatt ſich aufzurichten zur Rettung, zur Hülfe, nur noch tiefer in Melancholie. Es war ein ſchmerzliches Verhältniß.

Dabei lebten ſie in und mit der Welt, ſahen viele Menſchen bei ſich; Desmond war ein vollkommen liebenswürdiger Wirth, denn er ſtellte ſein Haus zur Verfügung ſeiner Gäſte und kümmerte ſich um niemand und um nichts. Er hielt Jagden, er ließ ſeine Pferde wettrennen, aber es war ihm gleichgültig, ob viele Füchſe erjagt wurden und ob ſeine Pferde ſiegten. Die Frauen fanden ihn höchſt intereſſant, die Männer nannten ihn einen guten Jungen; er zuckte über beides die Achſeln.

Wenn die Geſellſchaft Abends aus einander ging und Catherine ſich in ihr Zimmer zurückzog, war er immer da, ſie erwartend. Dann plauderten ſie. Es war die einzige Zeit, wo ſie ſich ungeſtört ſahen. Am Tage kam er wenig zum Vorſchein, kaum zu den Speiſeſtunden. Dieſe Momente waren ſtets ſüß und traulich.

Er ſaß einſt in einem tiefen Lehnſtuhl am geöfneten Fenſter, als Catherine eintrat und ſich erſchöpft in die friſche Nachtluft hinauslehnte.

„Gott, wie ermüdet bin ich! ſagte ſie; die Menſchen reden mich zu Tode.“

Er nahm ſie auf den Schooß und fragte: „Haſt Du Dich heute nicht amüſirt, mein armer Engel?“

„Ach, Richard, ich amüſire mich ſelten“ — ſprach ſie, ſeinen Hals umſchlingend und ihre heiße Wange an ſeine kühle Stirn legend.

„Alſo Du auch nicht? — Ja, ja, es hält ſchwer ſich länger als ein Paar Jahr im Leben zu unterhalten! Aber, mein Herz, Du biſt doch noch ſo jung, Dir müßte gar Vieles noch Spaß machen.“

„Biſt Du denn alt, Richard?“

„O, ich! ſagte er den Kopf wiegend, als könne von ihm gar keine Rede ſein — ich bin zwar nicht alt, denn das wird man durch die Jahre, aber gealtert.“

„Mein Richard, ſagte Catherine mit inniger Zärtlichkeit und glitt von ſeinem Schooß ihm zu Füßen; wenn ich Dir nur ausſprechen könnte, wie unglücklich mich das macht.“ Sie legte den Kopf auf ſeine Knie und weinte bitterlich. Er ſtreichelte ihre Wangen und ſagte:

„Warum, Herz? es iſt ja nicht Deine Schuld. Du biſt mein Liebſtes.“

„Aber Du haſt doch mehr von mir erwartet, als ich leiſte.“

„Meine Thorheit, Engel! Du haſt Nachſicht und Geduld mit mir — kann ich mehr begehren?“

„Nein; aber wünſchen. Hätte ich wenigſtens Kinder!“

„Du haſt mir ein liebliches gleich mitgebracht. Ich könnte ein eigenes Kind nicht mehr lieben.“

„O Richard“ — ſprach ſie mit ſanftem Vorwurf in Blick und Ton und ſtand auf.

„Anders vielleicht!“ ſagte er wie zum Troſt, und bedeckte

ſie mit Küſſen und Liebkoſungen. — Aber er hatte ihr doch unheilbar weh gethan, unwillkürlich, in aller Güte. Dieſes Mondlicht der Gefühle, ohne Wärme und ohne Glanz, ängſtigte ſie, kam ihr geſpenſtiſch vor, nachtwandleriſch. Zuweilen graute ihr, und dann wieder hatte ſie Mitleid mit ihm — und auch mit ſich ſelbſt.

Einſt erwachte ſie aus qualvollem Traum, der ihr Desmond einſam im Boot auf dem ſtürmiſchen Meer gezeigt hatte. Sie ſchöpfte erleichtert Athem, als ſie ihn in ruhigem Schlaf gewahrte. Aber wie blaß war er! Sie richtete ſich auf, um ſich zu überzeugen, daß nur die Nachtlampe und die grünen Vorhänge ſeinem zwar immer farbloſen, doch nie krankhaften Antlitz dies bleiche Ausſehen verliehen, und den Kopf in die Hand geſtützt blieb ſie ſitzen, verloren in ſeine Betrachtung. O, dachte ſie, Männer müſſen nicht ſo ſchön ſein! wo die Natur in dieſem Grade verſchwenderiſch mit äußern Gaben geweſen iſt, da ſpart ſie die geiſtigen, wenigſtens hält ſie diejenigen zurück, die ſonſt den Schmuck des Mannes ausmachen, damit er auf die Weiſe innerhalb der Schranken mit ſeines Gleichen bleibe. Dieſer Menſch müßte eine Statue ſein, ſo würde die ganze Welt ihn anbeten, und jezt? .... Eine Erſcheinung von ſolchem Glanz, daß jedes Weib, auf das nur ein Stral fällt, geblendet in den Staub ſinkt — erzwingt kaum Achtung von dem geringſten dieſer Weiber! — Die reiche Welt iſt ihm todt! Er betrachtet ſie als ein Gemälde, das die Augen ergözt, den Sinn zerſtreut oder — langweilt; und wenn er todt wäre, ob ſein Herz wol matter ſchlagen könnte als jezt?

Seine Rechte lag auf ſeiner Bruſt; Catherine konnte nicht wahrnehmen, ob die Hand ſich hebe. Sie lauſchte und

hörte keinen Athemzug. Es lag ein unbeſchreiblicher Friede auf Desmonds Zügen; der Schlaf hatte, als ſei er die Liebe, jede Spur von Schmerz hinweggeküßt.

Wenn er todt wäre! — der Gedanke durchblitzte Catherine. Sie ſagte ſo leiſe: „Richard!“ — daß er unmöglich davon erwachen konnte, und dann ſchrie ſie faſt: „Wach auf, Richard!“ und faßte ſeine Hand.

„Was willſt Du, Cathi?“ fragte er, und that die herrlichen Augen groß auf.

‚O, nur Deine Augen ſehen, Lieber! verzeih mir und ſchlafe wieder.“

„Biſt Du krank? Du ſiehſt ganz verſtört aus?“

„Ein böſer Traum marterte mich.“

„Iſt Deine Macht nicht ſtärker, als die der Königin Mab, meine Fee?“ fragte er liebreich.

Catherine antwortete nicht und legte ſtumm den Kopf auf ſeine Schulter, wie zum Schlaf. Aber ſie durchwachte die ganze Nacht. Ihr Herz drohte zu brechen. Er war ſo mild, ſo gut; er liebte ſie — und ſie war doch unglücklich. Frauen von lebhaftem, ſtarkem Gefühl, wollen kein andres Glück, als das Spiegelbild des eigenen aus dem liebſten Auge wiederſtrahlen zu ſehen.

Zwei Jahre waren vergangen, in denen Catherine ihre Danaïdenarbeit getrieben hatte, einen Lebensquell in Desmonds Bruſt zu leiten, einen Lebenstrieb ihr einzuimpfen. Da, auf einmal, ermüdete ſie; es war, als ob ihr plötzlich die Arme gelähmt worden — ſie war hofnungslos. Sie hatte jezt kein Mitleid mehr für ihn, ſondern bloß — keine Achtung. Mitleid iſt gleich dem Schnee, blendend weiß vom Himmel fallend, aber grau und ſchmutzig auf der Erde liegen

bleibend. — Nun wollte ſie ſich zerſtreuen, einerlei wie! ſie bat Desmond die season mit ihr in London zuzubringen.

„Lieber Engel, ſagte er ich finde Deinen Wunſch höchſt natürlich, und Du ſollſt auch nach London — nur nicht mit mir! Sieh, jezt gerade, im erwachenden Frühling, iſt's lieblich auf dem Lande, und die routs bringen mich um. Ich bleibe hier. Unter dem Schutze des Onkels biſt Du ſo glänzend wie möglich in der Welt eingeführt. Ich werde ihm noch heute ſchreiben."

Catherine war verletzt, daß Desmond ſich ſo leicht zu einer Trennung von drei Monaten entſchloß. Ihrem Herzensgefühle nach hätte ſie vielleicht dieſen Vorſchlag abgewieſen; aus beleidigtem Stolz nahm ſie ihn an. Wenn er ohne mich leben kann, dachte ſie, werd' ich's doch wol ohne ihn können. Später fiel ihr ein, daß er vielleicht Sehnſucht nach ihr empfinden und ſie zurückholen oder rufen möge. Es war doch des Verſuchs werth! —

Sie ging nach London, ward von Desmonds Onkel mit großer Güte empfangen und binnen acht Tagen die faſhionableſte Frau der Geſellſchaft. Oft aber, mitten in den bunteſten Kreiſen, gedachte ſie des einſamen, melancholiſchen, ſchönen Gemals, und wendete dann plötzlich den Kopf ab, wie von einem bittern Getränk. Oder ſie fuhr auf im Schlaf, erſchrocken, weil ſein Arm nicht unter ihrem Haupte lag, wie ſie es gewohnt war. Einmal kam abſichtlos das Geſpräch mit dem Onkel auf Desmonds troſtloſe Charakterſchwäche.

„Unſere Geſellſchaft, ſprach er, hat ihn auf ihrem Gewiſſen; ſie beugte das Knie vor ihm, als er faſt noch Knabe war, Schönheit und Reichthum ſind ihr willkommne Beute.

Er war eigentlich ſchon blaſirt, als er ins Ausland ging. Er iſt ein ruinirter Menſch — das bleibt gewiß, obſchon man nicht im Stande iſt zu entſcheiden, ob er ſich nicht aufraffen will, oder nicht kann — ob die durch Gewohnheit des Gelingens erzeugte Nachläſſigkeit ihm dieſe Schlaffheit giebt, oder ob es Mangel an Intereſſe iſt, der aus Mangel an Energie hervorgeht, denn der kräftige Menſch berührt durch tauſend Fühlfäden die Welt, und fühlt ſich durch tauſend Mahnungen aufgerufen, in ihr ein Wort zu reden, eine That zu thun. Als Desmond mit Ihnen vom Continent kam, war der Augenblick da, um eine glänzende Carriere zu machen; weder Ihre Liebe, noch meine Rathſchläge waren ihm damals ein Sporn — jezt iſt der Moment verfehlt! Ich halte meinen Neffen für unheilbar.“ — Catherine ſeufzte ſchwer.

Unter den Männern, welche Catherinens Hof bildeten, war Lord George der gefährlichſte. Wenn eine Frau ihm gefiel, ſo fing er damit an, womit Andere aufhören — theils unwillkürlich, wenn ein Verhältniß ſich gebildet hat, theils abſichtlich, wenn es verſchmäht ward —: er untergrub ihren Ruf, um ſie zu iſoliren, um ſie trotzig zu machen, um ſie ſchwermüthig zu ſtimmen über die Verkennung — kurz, es war ſein Mittel zum Zweck, und er erreichte ihn faſt immer. Die Meinung der Welt hat einen ſo ungeheuern Einfluß auf die Menſchen, daß ſie das werden, wofür man ſie hält, und nur ein eben ſo mächtiges Bewußtſein des eigenen Selbſt vermag dieſen Einfluß zu neutraliſiren. — Übrigens war Lord George liebenswürdig, ſo weit wie ein Mann sans foi ni loi es ſein kann, ſchillernd in allen Farben wie eine Schlange, ſpielend mit allen Masken, wie ein Schauſpieler, beißend ge-

nug um für geiſtreich, und impertinent genug um für unwiderſtehlich zu gelten — mit zwei Worten: er war die Blüte und das Kleinod der Geſellſchaft, und lag jezt zu Catherinens Füßen. Sie ließ ihn ſehr ruhig liegen.

Sie glich nicht den Frauen, welche überzeugt ſind, eine gewaltige Leidenſchaft eingeflößt zu haben, wenn ein Mann fünf Minuten mit ihnen geredet, und dreimal ihr Haus beſucht hat. Sie wußte überhaupt nichts von der Leidenſchaft, denn ſie hatte keine empfunden, und ſie will empfunden, um ganz verſtanden zu ſein. Aber, daß ein Mann, den ſie nicht liebe, nimmer wagen werde eine Neigung für ſie zu faſſen — das hatte ſie ſich von dem Moment an eingeprägt, wo ſie den Schwur der Treue abgelegt, und mit dieſer Zuverſicht durch die Welt gehend hörte ſie auf die Sprache der Bewunderer, wie ſie ihr Ballkleid anzog, wie ſie Champagner trank, wie ſie den Fächer zur Hand nahm —: es gehörte mit zur Geſellſchaft. Ob nun Lord George oder ein Anderer hinter ihrem Stuhl ſtand, oder ſie zu Tiſch führte, oder neben ihr im Hyde-Park ritt — war ihr höchſt gleichgültig; nur fand ſie jenen amüſanter als die Übrigen, weil er alle Leute und Verhältniſſe und Begebenheiten kannte, und ſich über Alles luſtig machte; was in der That ſehr amüſant anzuhören iſt, ſobald man außer der Kategorie ſteht.

Natürlich war Lord George keineswegs geſonnen, eine lange season hindurch umſonſt ſeine Huldigung einer ſo ſchönen Frau zu widmen. Ins Blaue hinein war es unmöglich irgend etwas gegen ſie zu ſagen. Eine Thatſache mußte von Mund zu Mund gehen und feſten Fuß in der Meinung faſſen. Er traf ſeine Anſtalten.

An einem beſtimmten Tag und Ort arrangirte er ein

großes Pistolenschießen, Morgens um acht Uhr; dies war die ausdrückliche Bedingung. Er verwettete enorme Summen, seine Freunde würden in so früher Stunde, nach einer durchschwärmten Nacht, trüben Blick und unsichre Hand haben. Sie wetteten dagegen, in drei Stunden den stärksten Rausch verschlafen zu können, Lord George verhieß ein deliciöses Frühstück — und der festgesetzte Tag kam.

Zwei dieser Freunde wohnten Catherinen gerade gegenüber. Als sie früh um halb acht Uhr ihre Pferde bestiegen, um am schönen Frühlingsmorgen zum Rendezvous zu reiten, gewahrten sie überrascht Wagen und Leute des Lord George vor Catherinens Thür halten — Letztere in voller Livree.

„Welch eine Fanfaronade! rief der Eine; ich wette meinen Lightfoot gegen den miserabelsten Poney: es ist nicht wahr!“

„Warum denn nicht? entgegnete der Andre, George hat verdammtes Glück.“

Er fragte den Kutscher, was er da mache, und der antwortete verdrießlich, daß er hier auf Befehl seines Herrn halte. Die Freunde sprengten lachend von dannen. Beim Rendezvous fanden sie einige lustige Kumpane bereits vor, denen sie jubelnd dies Abenteuer mittheilten. Man sprach dafür, dagegen — nicht als ob Einer Catherine vertheidigt hätte, aber Manche widersprachen aus Neid — die Übrigen kamen allmälig herzu, man stritt, man erhitzte sich, und um acht Uhr waren Alle steif und fest überzeugt, daß der Wagen des Lord George nur vor dem Hause gehalten, weil er selbst darin gewesen. Dann wurde geschossen und die Summe berechnet, welche er durch sein Ausbleiben verliere.

Er ſchlief während dieſer Vorfälle ganz ungeſtört. Als ſein Kammerdiener ihn um neun Uhr weckte, fragte er:

„Wann iſt Ned zurückgekommen?“

„Um dreiviertel auf acht Uhr, Ew. Herrlichkeit.“

„Und haben die Herren ihn gewiß bemerkt?“

„Ganz gewiß, denn Maſter Clarendon hat mit ihm geſprochen.“

„Bravo!“ rief George und machte ſich vergnügt an die Toilette, auf die er eine volle Stunde verwendete, um ihr einen Anſtrich von Nachläſſigkeit und höchſter Eile zu geben.

Endlich trat er unter ſeine Freunde, als dieſe ſich eben zum Frühſtück geſetzt.

„Nimm nicht übel, rief ihm der Marquis von Waterford zu — aber wir ſind ſeit drei Stunden auf den Beinen, folglich verdammt hungrig, und Du“ —

„Es iſt mir lieb, daß Ihr Euch nicht genirt habt, ſagte George zerſtreut, ich hatte das ganze Rendezvous vergeſſen — ich war beſchäftigt“ .... —

„Ach, Du warſt beſchäftigt! — So früh? — Mirakel!“ hieß es rund umher.

„Ja, Briefe! .... was weiß ich“ .... —

Clarendon lehnte ſich vorüber, um ihm ins Geſicht zu ſehen und lachte, daß der Tiſch bebte, und ein Paar Andere ſtimmten in dieſen Ausbruch von Hilarität ein.

„Meine Herren, ſagte George ſehr ernſt, ich pflege ein Gelächter mit einem Piſtolenſchuß zu beantworten.“

„Still, Clarendon! — Friede da! — Was kümmern uns ſeine Briefe, wenn ſeine Auſtern gut ſind!“ — riefen andere Stimmen.

Das Frühſtück war äußerſt munter, nur George blieb

ſtill, verſunken in ſein Glück, d. h. in ſeine Rolle. — Dann zerſtreute ſich die Geſellſchaft. Auf dem Rückwege ſtürzte Clarendon mit dem Pferd und verſtauchte ſich die Hand.

Die Männer ſpotten über Weiberzungen! O, wenn doch die Weiber den Männerzungen die ganze Verachtung zeigen wollten, welche ſie verdienen!

Binnen zwölf Stunden war der Vorfall bekannt. Auf dem Diner der Herzogin von N. flüſterten ſich alle Frauen hinter ihrem Fächer die ſcandalöſe Geſchichte zu. Keine bezweifelte ihre Wahrheit, Einige empörten ſich über die Frechheit von Lord George, Andere vertheidigten ihn, erzählend, er habe ſich ſehr gut benommen, ein Duell mit Clarendon gehabt, der die Sache ruchbar gemacht, und ihn durch den Arm geſchoſſen.

Catherine hatte Kopfweh und war nicht gegenwärtig. Als ihr Onkel deßhalb der Herzogin eine Entſchuldigung machte, ſchwieg dieſe kalt. Gegen Lord George, der glänzender und fröhlicher denn je, auftrat war ſie freundlich wie gewöhnlich. Der Codex der Geſellſchaft iſt ein Muſter von Gerechtigkeit.

Catherine ſaß ahnungslos in ihrem behaglichen Zimmer am Kamin und langweilte ſich ein wenig bei dem neuſten Roman von Marryat. In nachläſſiger Haltung, im einfachen Hauskleide, mit ſchlicht geſcheiteltem Haar, ſah ſie ſo ſchön und edel aus, daß die Verleumdung ſich hätte entſetzen müſſen, ihren Geifer auf dieſe reine Geſtalt zu ſpritzen. Dieſen Gedanken hatte auch ihr Onkel, als er nach dem Diner zu ihr kam; denn er hatte Alles erfahren, bevor er den Salon der Herzogin verließ. Er fragte Catherine nach ihrem Befinden. Sie ſagte:

„Es hat ſich gebeſſert und wird morgen ganz gut ſein, wenn ich nur die übergroße Hitze und Ermüdung der geſtrigen Ballnacht gehörig ausgeſchlafen. Wir kamen ja erſt um halb fünf zu Haus, lieber Onkel!“

„Und ſpäter ſind Sie wol geſtört worden?“

„Keineswegs! wodurch?“

„Durch Wagen und Pferde des Lord George, die faſt drei Stunden hier gehalten.“

„Ein wunderlicher Einfall! Und weßhalb vor Ihrer Thür, lieber Onkel?“

„Meine Thür iſt die Ihre“ — ſprach er lächelnd.

„Was wiſſen die trunkenen Dienſtboten des Lord George von meiner Thür?“ fragte ſie, unſäglich ſtolz ſich aufrichtend.

„Nichts; aber der Herr deſto mehr.“

„Mein lieber Onkel, ſprach ſie kalt, ich verſtehe Sie nicht.“

„Das glaub' ich gern“ — entgegnete er und erzählte ihr die Tagesgeſchichte.

„Dieſe Lüge, gemeiner als die Lakaien im Vorzimmer erfinden könnten, glaubt niemand“ — ſagte ſie darauf.

„Doch, mein gutes Kind! zwei Drittheile der Geſellſchaft wenigſtens.“

„Nun denn! mit Menſchen, die das von mir glauben, kann ich nicht umgehen; ich fahre morgen nach Desmondpark zurück.“

„Unmöglich, mein Kind! das wäre eine große Unvorſichtigkeit, die Ihnen mehr ſchaden würde, als dies Geſchwätz. Man kann dagegen etwas thun, ausſprengen, daß der Kutſcher betrunken geweſen oder beſtochen. Gott! es arrangirt ſich viel dergleichen Scandal! Gingen Sie aber, ſo würde es

heißen, Sie wagten nicht in der Geſellſchaft zu erſcheinen. Nein, ruhig wie ſonſt müſſen Sie auftreten und Sie werden triumphiren.“

„Der Feind iſt nicht des Triumphes werth! — und ruhig würd' ich nimmermehr dieſem Lord George gegenüber ſtehen, ich liefe Gefahr, ihm ins Geſicht zu ſpeien, und ſolch Benehmen ſchickt ſich nicht in unſrer feinen, geſitteten Welt.“

„Sie ſind eine liebe, heftige Frau! beſinnen Sie Sich bis morgen.“

Als Beide ſich beim Frückſtück ſahen, ſagte Catherine:

„Zürnen Sie nicht, mein Wagen wird gepackt, beſter Onkel. Ich bitte um die Erlaubniß, heute noch die Wirthin bei dem kleinen Diner Ihrer Freunde machen, und gegen Mitternacht abreiſen zu dürfen.“

„Ich darf es nicht hindern, und wünſche nur, daß Sie es nicht bereuen mögen.“

Ein kleiner Cirkel, die Elite der faſhionablen Welt, war am Abend dieſes Tages bei der Lady Aſhton verſammelt. Aber man plauderte nicht ruhig, nicht behaglich, man rückte nicht zuſammen; es herrſchte eine unruhige Spannung; man wartete auf jemand — auf Catherine. Da ward der Lady ein Billet überbracht. Sie las es und die Hände ſanken ihr herab.

„Sie kommt nicht! rief Lady Aſhton; ſie reiſt noch in dieſer Nacht und zeigt es mir lakoniſch an, ohne Grund anzugeben oder Entſchuldigung zu machen. Was wird Lord George dazu ſagen?“

„Wozu?“ fragte dieſer, eben eintretend.

Sie reichte ihm ſchweigend das Billet. Er las und ſtand verſteinert vor Überraſchung, vor Ärger. Dann verließ er

den Saal und fuhr nach Hause. „Das habe ich dumm gemacht! rief er, sich vor die Stirn schlagend; das pompöse Geschöpf geht mir verloren. O Jammer, welche Dummheit! .... und daß nur Niemand sie erfährt!“

Nach einer Stunde erschien er wieder im Salon der Lady Ashton, aber mit stralendem Gesichte.

„Wo waren Sie?“ fragte die schöne Frau etwas beleidigt, weil er sie so ohne Umstände verlassen.

„Ich war der glücklichste unter den Sternen!“ rief er, warf sich in einen Lehnstuhl, drückte beide Hände vors Gesicht und redete den ganzen Abend kein Wort mehr. Acht ganze Tage dachte er, stets zwischen Leid und Groll schwankend, an die schöne Catherine Desmond.

Desmond war ganz überrascht, seine Frau drei Wochen vor der festgesetzten Zeit wiederkehren zu sehen. Sie sagte ihm den Grund, heftig aufgeregt.

„Laß die Thoren schwatzen“ — war seine gleichmüthige Antwort.

„Ich habe nie eine hohe Meinung von den Männern gehabt, rief sie, aber Ihr seid doch wirklich allzu erbärmlich!“

„Je länger man lebt, desto deutlicher wird man's gewahr.“

„Aber Lüge, aber Verleumdung — das ist ja der Verachtung werth und findet allgemein ofnes Ohr! Hast Du das denn auch den Frauen gegenüber angewendet?“

„Nein — ich hatte es nicht nöthig“ — sprach er lächelnd.

Drei Blüten erwuchsen der armen Catherine aus ihrem Aufenthalt in London: ein befleckter Name; die Gewißheit, daß Desmond ohne Mühe ihre Gesellschaft entbehre, und die traurige Überzeugung, daß auch sie leicht ohne ihn leben

könne. Sie ſchwamm, wie eine Schiffbrüchige, auf dem Meer des Lebens, wußte keinen Rath, und fühlte ſich doch zu ſtark, um ſich in ihren Untergang zu ergeben.

Es fehlt uns nie an guten Freunden, die ſich verpflichtet halten uns alles Nachtheilige beizubringen, was über uns geredet wird: ein Freundſchaftsdienſt, von dem man meinen könnte, daß er ins Bereich der Feindſchaft gehöre. — Catherine erfuhr alsbald, zu welchen übeln Gerüchten ihre plötzliche Abreiſe Anlaß gegeben: wie man darin Beſtätigung ihres Verhältniſſes zu Lord George erblicke; wie Dieſer behaupte, ſie habe nach dem Scandal nicht mehr öffentlich erſcheinen mögen; und Jener, ſie habe gehofft durch ihr Verſchwinden die Blicke von ſich abzulenken; und noch ein Andrer, Desmond ſei heimlich gekommen, ſie mit Gewalt wegzuführen.

„O Himmel! rief ſie in Verzweiflung, auch noch Schmach muß ich über ihn bringen!“ — In der Ruhe, womit er dieſe Geſchwätze abfertigte, wie man ein Buch oder eine Zeitung gelangweilt bei Seite legt, wenn man ſie zufällig immer wieder unter der Hand findet, ſah ſie nur Gleichgültigkeit gegen ſich. Sie fühlte ſich ſo unglücklich, daß ſie thörig wähnte die tiefſte Sproſſe erreicht zu haben; und wie ein Gefolterter, trotz ſeiner zerſchmetterten Glieder, verſuchen mag ſich von der Marterbank zu erheben, um nur in eine andere Stellung zu kommen — ſo that auch ſie einen Schritt, um ihre Lage zu ändern. Sie bat Desmond um Erlaubniß nach Deutſchland gehen zu dürfen — auf unbeſtimmte Zeit. Er verweigerte ſie nicht. Nur:

„Wirſt Du wiederkehren?“ fügte er hinzu.

„Wann Du befiehlſt.“

„Das iſt ſo gut wie eine Verneinung. Du weißt, ich befehle nie.“

„Nun denn: ſobald Du mir ſchreibſt, nicht mehr ohne mich leben zu können.“

„Und wenn ich es nie ſchreibe?“

„So komm' ich nie wieder! überflüſſig in der Welt zu ſein iſt traurig, überflüſſig an des Gatten Seite zu ſein, in jeder Stunde, in jeder Minute es wahrnehmen — iſt ſchleichendes Gift. Und ich bin Dir vollkommen überflüſſig! unter Deinen Catalpas liegend wirſt Du mich nicht vermiſſen.“

Desmond ſeufzte tief; er wußte, wie Recht ſie hatte. Er küßte ihre Stirn:

„Arme Cathi, ſprach er, Du haſt ein beſſeres Schickſal verdient.“

„Wenn ich es verdient, ſagte ſie bitter, würd' es mir geworden ſein.“

Bald darauf führte das Dampfboot Catherine und Stephanie nach Rotterdam. Sie verließ England mit bittern Schmerzen, nicht wegen ihrer Trennung von Desmond, ſondern — weil dieſe möglich geworden war. Und als ſie ſo langſam und träge den Rhein hinauf fuhr, den ſie vor drei Jahren ſo ſchnell, freudig und muthig herab geflogen, da brach faſt vor Weh ihr Herz, ſie verließ das Dampfboot in Düſſeldorf, und reiſte, ohne Cöln zu berühren, über Frankfurt, nach der Schweiz, an den Leman. Dort hielt ſie an, miethete eine kleine Campagne bei Lauſanne und ſchöpfte Athem. Die ſchöne, reiche Natur legte ſich beruhigend an ihr Herz. Hier wollte ſie bleiben und ihre Tochter erziehen. In einer ruſſiſchen Familie, die zu gleichem Zweck ganz in ihrer Nähe ſich angeſiedelt, fand ſie entſprechenden Umgang

und einige Monate vergingen ſo angenehm, wie ſie es nicht für möglich gehalten. Nur wenn ſie unter einer Catalpa ſaß, die hart am See ihr Gezweig in den blauen Wellen ſpiegelte, gedachte ſie Desmonds, und daß ſie zu ihm zurückgehen müſſe, ſollte ihn ja die Laune anwandeln es zu wünſchen; denn ſie war doch ſeine Frau! und dann fühlte ſie, welche Kette ſie mit ſich herumſchleppe. „Aber er wird mir völlig Freiheit geben, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; beſſer, keine Ehe, als dieſe geſpenſtiſche Scheinehe, wo nur die Körper von einander wiſſen und die Seelen nichts! und jezt, auch jene nichts mehr! Ich kann nicht von einem Mann abhängig ſein, den ich nicht achte, und ich bin es, ſo lange ich für ſeine Frau gelte, und wenn wir uns auch nimmer begegnen.“

Dies ſchrieb ſie an Desmond. Er war ihrer Meinung. Da Beide aber gar keine Gründe zur Scheidung hatten, als ſolche, welche nicht ſcheiden: ſo erfolgte ſie erſt nach unglaublichen Schwierigkeiten, und als dies endlich gelungen, empfing Catherine aus ihrer Heimat eine Nachricht, welche ſie veranlaßte, den geliebten Genfer-See ſogleich zu verlaſſen und nach Deutſchland zu gehen. Ein Vetter im neun- und neunzigſten Grade, von deſſen Exiſtenz ſie nichts geahnt, war plötzlich aus dem Grunde von Gallzien aufgetaucht, um Lehnsanſprüche an die herrliche Beſitzung in Schleſien zu machen, die Catherine von ihrem Vater geerbt, und die den größten Theil ihres Vermögens ausmachte. Bei ihres Vaters Tode war dieſer Vetter noch nicht mündig, ſpäter auf Reiſen geweſen; jezt trat er mit, wie es ſchien, höchſt gegründeten Rechten auf. Ihr Geſchäftsführer wünſchte ſehr ſich bequemer mit ihr zu beſprechen, als es in Briefen und

in der Entfernung von hundert und funfzig Meilen möglich war, und da die Sache von höchſter Wichtigkeit für ſie und ihr Kind, ſo vertauſchte ſie die Alpen gegen das Rieſengebirg, und für den Winter mit Breslau, wo wir ſie im Salon der Frau von Roſen zuerſt gefunden haben.

* * *

So ungefähr, nur etwas beſſer, d. h. kürzer, hatte dieſe dem lauſchenden Kreiſe Catherinens Schickſale mitgetheilt, und namentlich die Wendung derſelben nach ihrer Scheidung von Desmond nicht berührt, weil ſie allgemein bekannt waren, und weil, zum Überfluß, — Gaſton dieſer Vetter war.

Nach der Pauſe, welche einem Vortrag zu folgen pflegt, hub eine Frau an:

„Sie hat ſich alſo recht eigentlich von Anfang bis zu Ende unverſtändig benommen, Ihre junge Freundin, meine liebe Roſen, und ſich als ein ächtes, verzogenes Kind dargeſtellt: heftig, eigenſinnig, unzufrieden, exigeant, und wenn man ihr auch die Scheidung von Meerheim verzeihen könnte — die von Desmond iſt unverzeihlich. Einen ſchönen, liebenswürdigen, reichen Mann zu verlaſſen, der ſie herzlich liebt und die größte Nachſicht mit ihren Launen hat — das iſt kindiſch oder ſündlich.“

„Aber ſie machte ihn nicht glücklich“ — wandte der Baron Oberg ein.

„Ei was! er war es ja, wenn er am Waſſer oder unter den Bäumen lag! Weßhalb theilte ſie nicht ſeinen arkadiſchen Sinn? Gott, ein ſo unſchuldiges Glück würde jede Frau mit Freuden dem Gatten gönnen.“

„O ja, wenn es nur nicht aus einem Zuſtand hervorginge, der weniger unſchuldsvoll geweſen!“

„Guter Baron Oberg, wollten wir uns um die Vergangenheit eines Mannes kümmern, ſo wäre jede Frau eine Thörin, die vor den Altar tritt. Seine Gegenwart gehört uns und ſeine Zukunft, ſobald wir verſtändig ſind, und da muß man denn Nachſicht haben“ .... —

„Weil man der Nachſicht bedarf, unterbrach Frau von Roſen. Aber, Beſte, mußte ſich nicht die edle, reine, pflichtgetreue Catherine aufs Äußerſte verletzt fühlen durch Meerheims Betragen?“

„Es iſt uns gar Manches nicht an unſrer Wiege geſungen worden, und wir verſchmerzen es doch. Meerheim hatte nur vorübergehende Liaisons“ .... —

„Höchſt amüſant muß es in der That für eine Frau ſein, warf Ohlen hin, ſolche verfliegende Guckkaſtenbilder zu beobachten.“

„Ja, es kann amüſant ſein, Herr von Ohlen, erwiderte gereizt die Dame — den Mann in ſeiner ganzen Kleinlichkeit zu ſehen.“

„Das iſt ja eben der ſtreitige Punkt, gnädige Frau, rief er, Lady Desmond iſt nicht dieſer Meinung. Sie läßt Alles fahren, ſie wirft Alles weg, um nur nicht dies Amüſement zu haben. Wie die Damen über ſie urtheilen mögen, bleibe dahingeſtellt! wir aber ſollten ihr auf den Knieen danken für die hohe Meinung, die ſie von uns hegt.“

„Gott erbarm' ſich! rief der Major Soltau, hohe Meinung; ſie traktirt ja die Männer wie Lakaien, die man fortjagt, wenn ſie nicht ihre Schuldigkeit thun.“

„Ich will nicht loben, verſetzte Ohlen, daß ſie ohne Nachſicht und Schonung verfuhr; aber geſtehen Sie dagegen, die Männer thaten auch wirklich nicht ihre Schuldigkeit: der

eine eigenſinnig, der andre ſchwach — welche Stütze, welchen Schutz hat dann die Frau? und daß dieſes ſtolze Weſen Beides bedarf und ſucht, und von einem Manne die Kraft und Sicherheit fordert, welche Beides gewähren — das freut mich und dafür bin ich ihr dankbar im Namen meines Geſchlechts."

„Den Männern gefällt immer, wenn die Frauen ſich ſo tief wie möglich vor ihnen beugen und ihre Überlegenheit anerkennen — ſollte es auch auf abſurde Weiſe geſchehen, nahm Frau von Reich wieder das Wort, und Lady Desmond mag ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht über kurz oder lang an einen Tyrannen gerathe, der ſie empfinden laſſen wird, wie ſchwer die Oberhoheit eines Mannes zu drücken vermag. Aber glauben Sie Alle mir: nie und nimmer wird ſie zufrieden zu ſtellen ſein! das verzogene Kind wirft ſtets das Spielzeug fort, das man ihm ſchenkt, und greift nach dem Monde. Sie will Chimären von, weiß Gott was für, Idealen realiſiren, weil ihr das Glück in der Wirklichkeit zu leicht entgegengekommen iſt."

„Sie ſind ſehr ſtreng gegen meine arme Catherine" — ſagte Frau von Roſen.

„Nein, ich bin nicht ſtreng, aber ich durchſchaue die Menſchen und darum kann ich ſie beurtheilen."

„Ich glaube, ſagte Ohlen, daß man bei Beurtheilung einer fremden Individualität häufig klarer die eigene offenbart, als jene erfaßt."

„Scheint es Ihnen ſo ſchwierig, eine Perſon nach ihren Handlungen zu beurtheilen?"

„Ja, denn wir kennen nicht ihre Beweggründe."

„Aber jene geben die Richtſchnur für uns."

„Und dieſe — für ſie.“

„Sie ſind nun einmal entſchloſſen, für Lady Desmond eine Lanze zu brechen, und es freut mich außerordentlich, dieſen ritterlichen Sinn bei Ihnen zu finden; nur wünſch' ich Ihnen, daß der Dank der Dame ihrem Kämpfer nicht ausbleiben möge“ — ſagte Frau von Reich und verließ die Geſellſchaft.

„Gottlob, daß ſie fort iſt, rief Ohlen tief Athem ſchöpfend — die Frau iſt mir in der Seele zuwider.“

„Still! ſtill!“ rief Frau von Roſen.

„Das merkt man,“ ſagte Major Soltau.

„Dieſer Haß gegen jedes ſchöne Geſicht — fuhr Ohlen fort, ohne ſich ſtören zu laſſen — iſt wirklich empörend! Ja, wenn ſie ſelbſt häßlich wäre, ſo könnte man ihr eher verzeihen, denn es mag Bitterkeit erzeugen, ſich ſtets zurückgeſetzt zu ſehen. Allein ſie iſt hübſch, ſehr hübſch, und kann dennoch kein ſchönes Weſen neben ſich dulden.“

„Wie können Sie Sich darüber wundern? fragte Frau von Roſen lachend, welche Frau auf der Welt liebt Nebenbuhlerinnen? es liegt nun einmal in unſerm Character, ſie zerſchmettern zu wollen, um die Einzige zu ſein.“

„Für Einen! o das begreif' ich! Aber Sie ſind ſehr gnädig, ſogar Frau von Reich in Schutz zu nehmen und auf eine Linie mit Sich Selbſt zu ſtellen.“

„Das ſollten wir immer thun den Herren gegenüber, und Eine für Alle ſtehen.“

„Dieſe Solidarität dürfte Ihnen eben nicht wünſchenswerth ſcheinen.“

„Warum nicht? ſagte Major Soltau; die Tüchtigen wetzen gern die Scharten für die Schwachen aus.“

So wurde noch lange geplaudert und Catherinens nicht mehr erwähnt. Doch trat ſie auch für alle Übrigen in den Hintergrund — Gaſton blieb nur mit ihr und ihrem Schickſal beſchäftigt. „Sie hat kein Herz“ — ſo lautete das Endreſultat der langen Gedankenreihe, die er bequem ausſpann während des lauten Geſchwätzes, wie der Faden ſich leicht aus dem Spinnrocken zieht beim Geſchnurr der Räder. Und Gaſton hätte jede Schwäche überſehen, jeden Fehler verziehen, für jede Schuld eine Entſchuldigung gehabt, jeden Mangel zugedeckt — aber er bebte vor einer herzloſen Frau, denn er hatte unſäglich durch eine ſolche gelitten — durch ſeine Mutter zuerſt!

Sie war eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit geweſen und hatte ſeinen Vater dermaßen durch ihre Schönheit beſtrickt, daß er blindlings ihre tauſend Thorheiten gut hieß und ſein Vermögen durch ſie verſchwenden ließ. Zu glänzen durch ihre Geſtalt, durch ihr Vermögen, durch Mann und Kinder, durch Alles, was ihr angehörte — war der einzige Wunſch und das einzige Streben der Gräfin Laßperg. Es war, als beſitze ſie nur um Anderer willen — ſo gleichgültig blieb ſie für das, was von Andern weder beneidet, noch bewundert ward. Sie hatte zwei Kinder, Blanche und Gaſton; jene, ſchön wie der Tag, anmuthig, heiter, ſchmeichelnd, gelehrig, bildete einen ſchreienden Gegenſatz zu dem häßlichen, blöden, ungeſchickten Bruder, und machte die ganze Freude aus, welche Gräfin Laßperg an ihren Kindern haben mogte. Gaſton war ihr unerträglich, ſeine Häßlichkeit verletzte ſie, als ob ihr die Natur dadurch einen Vorwurf mache, daß ſie nicht beſſer für ſeine Schönheit geſorgt, und Vorwürfe ertrug ihr ſtolzer Sinn nicht. Niemals hatte ſie den armen

Knaben freundlich angesehen. Wenn Blanche und Gaston den Eltern den Guten Morgen-Gruß brachten, waren alle Liebkosungen, Küsse und Schmeichelworte für Blanche. Sie setzte sich zwischen ihnen auf den Divan, sie naschte bei dem Einen etwas Zucker und erhielt vom Andern Kuchen und Backwerk, sie schwatzte von ihren kleinen Tagesbegebenheiten in der Kinderstube, von der verdrießlichen Gouvernante, von den zerbrochenen Puppen, vom Lobe, das ihr die Lehrer ertheilt; — und auf all dies Geplauder horchten die Eltern mit einer Andacht, die rührend gewesen wäre, wenn nicht Gaston, verwaist und unbeachtet, auf der andern Seite des Tisches, oder zurückgezogen im Fenster oder am Ofen gestanden. Er küßte den Eltern demüthig die Hand, statt daß Blanche ihnen um den Hals fiel; er antwortete, wenn der Vater ihn um etwas fragte, was selten genug geschah; sonst schwieg er, aber nicht trotzig — nur resignirt.

Gräfin Laßperg nannte das Mangel an geistiger Lebendigkeit, und behauptete, er würde gewiß plaudern, wenn er die innere Regsamkeit seiner Schwester hätte. Wollte er aber einmal etwas erzählen, so hörte sie nicht hin oder gebot ihm Schweigen, hinzufügend:

„Blanche erzählt weit besser als Du."

Sein stilles, zurückgezogenes Wesen nannte sie Kälte und Störrigkeit. Sie vergaß, daß das reizbare, leichtberührte und bewegte Kindergemüth empfindlich ist wie die Mimose, und vor einem kalten, gleichgültigen Blick nicht seine kleinen Puppen-Herrlichkeiten ausbreiten mag; daß man mit einem spöttischen Lächeln, mit einer abwehrenden Handbewegung für immer eine Kinderseele von sich entfernen oder verschließen kann.

Gaſton war ſehr empfindlich. Wie oft auch ſein Gefühl gekränkt ſein mogte, dennoch ſchmerzte ihn jeder ungerechte Vorwurf, jedes Zeichen von Mißbilligung. Aber im Voraus überzeugt, daß Alles, was er beginnen möge, dem Tadel verfallen ſei, verhielt er ſich paſſiv, und ſeine Mutter nannte ihn phlegmatiſch.

Blanche lernte raſch und leicht, wußte ihre Lection in fünf Minuten und vergaß ſie in zehn. Sie fragte die Mutter:

„Willſt Du mir meine Lection überhören, Mama? ich weiß ſie ſchon; aber Herr Walter kommt erſt um eilf Uhr.“

„Du biſt mein liebes, fleißiges Kind“ — ſagte Gräfin Laßperg, wenn die Lection fehlerlos hergeſagt war.

Gaſton faßte langſam auf und lernte ſchwer; allein er behielt, was er einmal gelernt; und hätte Gräfin Laßperg den Lehrſtunden ihrer Kinder beigewohnt, ſo würde ſie erlebt haben, daß Blanche ſelten und Gaſton immer die Lehrer zufrieden ſtellte. Wahrſcheinlich hätte ſie aber eine Ungerechtigkeit der Lehrer darin geſehen; denn eine blinde Vorliebe bringt um das geſunde Urtheil.

Graf Laßperg, nur mit den Augen ſeiner Frau ſehend, theilte ihre Anſicht von beiden Kindern und fand überdas mehr oberflächliches Wolgefallen an der lieblichen Tochter, ſo daß dem armen Gaſton von dem übrigens gutmüthigen Vater kein Erſatz ward. Und doch wollte ſein kleines Herz ſich an irgend ein Weſen zärtlich ſchmiegen! Er wählte ſich Blanche dazu aus. Das zurückgeſtoßene Kind ſchloß ſich an den vorgezogenen Liebling, wie der Menſch an ſeinen Schutzengel — um der Gottheit näher zu kommen, und Blanche war für Gaſton ein Engel, deſſen Troſt ihm nimmer fehlte, lächelnd, wenn er niedergedrückt — liebreich, wenn er entmuthigt war.

Sie war ſchlau, wie die Frauen von der Wiege an ſind, und es doppelt ſind, ſobald es gilt, einem geliebten Weſen Hülfe oder Erleichterung dadurch zu verſchaffen. Sie erkannte früh die Schwäche der Eltern und ſchonte ſie auf jede Weiſe. Daher nahm ſie Gaſton nicht öffentlich in ihren Schutz; ſie wußte zu gut, daß es doch nur gehelßen haben würde:

„Welch ein Engel iſt doch die Blanche, der ſtörrige Gaſton verdient es gar nicht, daß ſie ſich ſo freundlich mit ihm abgiebt!“

Auch fühlte ſie, ebenfalls mit jener angebornen Zartheit der Frauen, daß es demüthigend für ihn ſein könne, nicht nur von den Eltern vernachläſſigt, ſondern auch von der Schweſter beſchützt zu werden. Darum mühete ſie ſich nicht in vergeblichen Verſuchen ab, das äußere Verhältniß zu ändern, und nur wenn ihm auffallend Unrecht geſchah und wenn falſche Beſchuldigung ihn traf, ſo nahm ſie beſtimmt, aber freundlich ſchonend gegen die Eltern, ſeiner Rechte wahr. Nur im Stillen offenbarten ſich die Geſchwiſter ihre volle Zärtlichkeit. Wenn ſie im Garten zuſammen auf einem Bänkchen ſaßen, Hand in Hand, traulich plaudernd, von der Zukunft phantaſirend, wie ſie es da halten wollten — nach Kinderart; ſo war Gaſton beinah hübſch, weil ſich über ſeine unſchönen Züge Heiterkeit und Zufriedenheit ausbreiteten, und hätte die Mutter ihn ſo geſehen, würde ſie ſich vielleicht mit ihm verſöhnt haben; aber ihre Stimme, ihr Schritt — und er fuhr zuſammen, ſtand da ſcheu und blöde, daß ſie oft verdrießlich rief:

„Aber der Gaſton hat warlich ein böſes Gewiſſen, ſieht immer aus, als erwarte er wolverdiente Strafe.“

„Du biſt ihm ſo ſtreng, gute Mama — hatte einſt Blanche erwidert — da fürchtet er ſich vor Dir, der arme, liebe Gaſton.“

„Fürchteſt Du mich auch, Blanche, und bin ich Dir auch ſtreng?“

„O gar nicht, gute Mama!“

„Siehſt Du alſo? wäre Gaſton freundlich und fleißig wie Du, ſo würd' er ſich nicht vor mir fürchten. Die Eltern ſind immer ſo, wie die Kinder es verdienen.“

„Es hilft nichts, meine Blanche, ſagte Gaſton, als ſie wieder allein waren; laß es nur nach alter Weiſe gehen, und behalte Du mich wenigſtens lieb. Die Eltern verbrauchen nun einmal alle Liebe, deren ſie fähig ſind, für Dich, und haben ganz Recht, denn Du biſt liebenswürdig und ich bin es nicht. Ich fühle das ſelbſt. Aber ich weiß nicht, wie es zugeht — ſobald ich in ihre Nähe komme, iſt mir ſo peinlich, ſo unbehaglich zu Muth, daß ich Deine ſorgloſe Unbefangenheit als ein Wunder von Keckheit anſtaune. Ich bin nicht im Stande mich ſo darzuſtellen, da iſt's ganz natürlich, wenn ich neben Dir mißfalle.“

„O Gaſton, ſprach Blanche und ſtreichelte ſeine Wangen, Du biſt doch weit beſſer als ich, zeige das, verſteck Dich nicht, ſei nicht ſcheu“ .... —

„Du haſt gut reden, unterbrach er ſie; wem Alles gut geheißen wird, dem ſcheint nichts leichter als ohne Scheu zu ſein! Das iſt's ja eben: ich kann ſie nicht überwinden, weil Niemand mir entgegen kommt.“

„Niemand? rief ſie, und ſchlang die Arme um ſeinen Hals, bin ich Niemand?“

„Du biſt mein Liebesengel, Blanche! wenn ich Dich

nicht hätte, mögte ich nicht leben. Dir muß es noch einmal recht wol in der Welt gehen, dafür daß Du ſo himmliſch gut gegen mich biſt.“

Aber kein anderes Wol war der holden Blanche auf Erden beſtimmt, als ein früher Tod. Sie ſtarb in ihrem fünfzehnten Jahre am Nervenfieber, welches acht Tage ſpäter auch den Graf Laßperg dahinraffte, und die verzweifelnde Gräfin behielt nichts übrig, als den ungeliebten Sohn. Bisweilen führt ein gemeinſamer Schmerz getrennte Gemüther zuſammen und in den Thränen um einen und denſelben Gegenſtand ſchmilzt die Rinde, welche zwei Herzen gegen einander erkältet. Doch die Gleichgültigkeit der Gräfin Laßperg gegen ihren Sohn ging nach dem Tode der Tochter in entſchiedenen Widerwillen über. Sie mogte ihn nicht ſehen, nicht an ihn erinnert werden, ſie nannte ſich kinderlos, ſie jammerte über die ungeheure Grauſamkeit des Schickſals, welche ihr ein frommes, ſchönes, hofnungsvolles Kind raubte, und ein ungerathenes ihr ließ. Da ſie alleinige Erbin des Vermögens ihres verſtorbenen Gemals war, ſo verſchwendete ſie es rückſichtlos, aus Gewohnheit, aus Prunkliebe, aus Sucht ſich zu zerſtreuen. Für Gaſton geſchah kaum das Nothwendige, bis die Vormünder darauf drangen ſeine Erziehung in einem Inſtitut vollenden zu laſſen.

Ihm war, ſeit dem Tode der Schweſter, keine gute Stunde mehr im Vaterhauſe zu Theil geworden. Ihm ſchien, als ſei mit Blanche ſein Herz und die Welt begraben, ſo einſam und verſtoßen kam er ſich vor. Seine einzige Freude beſtand darin, mit den Blumen heimliche Geſpräche zu führen, die in ihrem Gärtchen ſtanden und die ſie ſtets ſorgſam gepflegt. Er bildete ſich ein, ihre Seele ſchwebe noch um die Blumen,

ruhe sich vielleicht auf ihnen aus, und höre ihm dann freundlich zu — wie im Leben. Als er drei Monat später in die Erziehungsanstalt kam, und von seiner Mutter keinen andern Abschied nahm, als daß er ihr schweigend die Hand küßte, war die Trennung von den Blumen der geliebten Schwester fast ein eben so tiefer Schmerz, als die Trennung von ihrer Leiche.

Im Institut, in beständiger Knabengesellschaft, die ihm bis dahin fremd geblieben, fühlte er sich weniger verwaist. Wenn auch dort kleine Parteilichkeiten statt fanden, und der eine Lehrer diesen, der andere jenen Liebling hatte, so konnte sich Gaston doch durch Fleiß und Tüchtigkeit bei den Lehrern — und durch einen festen, unerschütterlichen Muth bei den Kameraden Anerkennung verschaffen. Dann beschloß er seine Scheu und Blödigkeit zu überwinden, weniger in sich gekehrt, mittheilsamer zu sein. „Wenn man weiß, wie gut ich's meine, dachte er, wird man mir auch wieder gut sein! Bis jezt hat es Niemand gewußt, als Blanche, darum hat auch sie allein mich lieb gehabt. Aber wer Freunde gewinnen will, muß ihnen auch zeigen, was sie zu erwarten haben." Es kostete ihn viel Überwindung die Austerschale zu öfnen, in die er sich zurückgezogen, um nicht immer verwundet zu werden. Indessen machten doch die leichtherzigen, kecken Kameraden ihm diese Überwindung leichter, als er es bisher, der schneidenden Kälte gegenüber, für möglich gehalten. Seine strenge Gerechtigkeitsliebe erwarb ihm allgemeinen Respect. Bei schwebenden Streitfragen wurde er zum Schiedsrichter erwählt und seinem Ausspruch gehorcht; er vertheidigte die Unterdrückten und beschützte die Schwachen. Ihm war, als müsse er gut machen, was gegen ihn gefehlt worden sei.

So kam er zu einem ruhigen Selbſtbewußtſein; er fühlte, daß es in ſeiner Macht war, ſich Achtung zu verſchaffen. Und Liebe? — Alle Glut, alle Sehnſucht, aller Durſt nach grenzenloſer Hingebung, Alles, was in früher Jugend oft ſo ſtarke Freundſchaften ſchließen macht, vereinte ſich in ein unausſprechlich ſüßes Liebesgefühl für die todte Blanche. Zwiſchen den muthwilligen Gefährten, bei wilden Spielen, bei dürren Studien, bei ehrgeizigem Streben der erſte in der Klaſſe oder der beſte Schlittſchuhläufer zu ſein, kurz, in die ganze hofnungsreiche, thatbegierige, zukunftsfrohe Welt des Knaben ſtralte Blanche als der Engel hinein, der ſeine Kindheit beſchützt hatte. Äußerlich ernſt, geſetzt, beinah kalt, war in ſeinem Innern eine wogende Liebesflut, die er vor Niemand enthüllen konnte, als vor dem einzigen Weſen, das ſich ihm ja mit tiefer Innigkeit angeſchloſſen — gleichviel, ob es auf oder über der Erde war. Gaſton glich einem verſchütteten Quell; es wächſt Raſen darauf, der Fuß der Menſchen geht ſorglos darüber hin; aber wenn der Frühling kommen und den Schnee oben im Gebirg ſchmelzen und die Eisdecke abſtreifen wird, wenn die Fluten ſich treiben, drängen und ſtürzen, dann bricht der Quell aus ſeiner Haft und macht ſich Bahn, um die gewaltigen, lange verſchloſſenen Kräfte auszutoben, auszubrauſen — und wol ihm, wenn er die rechte Bahn findet, ein mächtiger Strom oder ein heller Bach wird, und kein Sumpf — wie das oft geſchieht!

Von ſeiner Mutter ward ihm in dieſer ganzen Zeit kein Zeichen von Zufriedenheit, geſchweige von Aufmunterung. Er ſchickte ihr die Zeugniſſe der Lehrer, ſeines Lobes voll; doch nur durch ſeinen Vormund erfuhr er, daß die Mutter

ſie erhalten habe. Nie ließ ſie ihn in den Ferien zu ſich kommen; nie ſchickte ſie ihm zum Weihnachtsfeſt, zum Geburtstag irgend ein Geſchenk, wie doch alle Mütter mit ſo inniger Freudigkeit zu thun pflegen, da das Geben nach allen Seiten, in allen Richtungen hin, vom ſelbſtgewählten Spielzeug und ſelbſtgenähten Tuche an bis zu den unermeßlichſten Opfern — ganz im Character der Frauen, und zugleich ihre Glorie und ihr Scheiterhaufen iſt. Wo ſie am meiſten geben können, lieben ſie am meiſten. Daher verſchwenden ſie ſo oft ihre Liebe an Unwürdige; ſie mögten mit dieſem Königsmantel ſeine Blöße decken. Gräfin Laßperg aber hatte Gemal und Tochter geliebt, wie ſie den prächtigen türkiſchen Shawl liebte, der ihre ſchöne Figur vortheilhaft drapirte. Für den häßlichen Sohn, der wahrſcheinlich ein langweiliger Gelehrter werden würde, ohne Wunſch und Mittel in der Welt eine glanzvolle Rolle zu ſpielen, hatte ſie nun einmal keine Sympathie. Sie ruinirte ſein Vermögen und hielt ihn ſelbſt ſo knapp mit Geld, daß er ſich manche Vergnügungen ſeines Alters und Standes verſagen mußte. Er konnte keine weiteren Reiſen machen, als ſeine Füße ihn trugen, und wenn er auch ein tüchtiger Fußgänger war, ſo ging doch bei dieſer Art zu reiſen zu viel Zeit darauf, um in den flüchtigen Ferien ferne Ziele zu erreichen. Und die Ferne iſt ſo lockend! Gaſton mußte ſeine Sehnſucht unterdrücken und ſie als eine Rechnung bei Seite legen, welche die Zukunft bezahlen müſſe.

So ward er achtzehn Jahr alt und die Schulzeit beendet. Nun ſollte er, nach vier Jahren, die Mutter wiederſehen, und ſich mit ihr über die Wahl ſeiner Laufbahn beſprechen. Sie lebte in Prag. Er reiſte zu ihr. Das Herz ſchlug ihm

gewaltig. Konnte ſich nicht das ihre ganz heimlich, in der langen Trennung ohne andern geliebten Gegenſtand, ihm zugewendet haben? Konnte ſie ihn nicht mit voller Inbrunſt in die Arme ſchließen, ihren geliebten Sohn, ihr einziges Kind ihn nennen? Ach, und wenn das war — welche Fülle von Glückſeligkeit würde ſeine Bruſt durchſtrömen! — — Sie muß mich lieben, dachte er.

Als er ihr Vorzimmer betrat, befiel ihn die alte Ängſtlichkeit, unwillkürliche, athemraubende Verlegenheit. Ich bin nicht gut genug für ſie! ſprach er heimlich. Zum Überfluß fiel ſein Blick in einen hohen Spiegel, der ihm ſeine ganze Geſtalt zeigte, und das ermuthigte ihn nicht. Zwiſchen ſeinen Schulkameraden hatte er wol den einen ſchöner als den andern gefunden; aber wo keine Frauen ſind, da gilt die bloße Schönheit des Mannes wenig. Wer am beſten zu Pferd ſitzt, am beſten ſchwimmt, am leichteſten ſpringt, wer den ſtärkſten Arm, den ſchärfſten Blick, den gewandteſten Körper hat, der gilt! — und hatte Gaſton nicht in all dieſen Dingen den Beſten gleich geſtanden? Aber nun, als ſein Blick in den Spiegel fiel, als er an die wunderſchöne Mutter in ihrer Kälte, in ihrer Herrlichkeit dachte, da flüſterte er leiſe:

„O weshalb bin ich ſo häßlich?“

Und er war leider außerordentlich häßlich! Die unfeinen, nach verſchiedenen Proportionen gebildeten Züge würden weniger aufgefallen ſein, wenn ein lebhaftes Mienenſpiel, eine ausdrucksvolle Phyſiognomie ſie durchgeiſtet hätte; aber ſie blieben unbewegt, gleichſam ohne Intereſſe für das, was er ſprach, und wenn ihm auch das Herz glühte, ſo lieh es doch dem Antlitz nicht jenen Wiederſchein der Seele, welche die bezaubernde Schönheit ausmacht, während die Feinheit

und Anmuth der Züge nur die bewunderte iſt. In ſein Auge ſtieg wol ein Funke hinein; aber dies kleine, von ſchweren Augenlidern verdunkelte und halb zugedrückte Auge ſchien nicht Raum zu haben, um den Funken als Flamme auflodern zu laſſen. Das Lächeln, welches in ernſten Männergeſichtern voll unſäglicher Grazie ſein kann, wenn es ſich wie ein Regenbogen über den dunkeln Himmel legt, war ihm ganz verſagt. Gaſton lächelte nie. Blanche hatte er angelächelt, ſeitdem nicht mehr, ſeitdem war ſeine Seele nicht ſo lieblich berührt worden, um ein Lächeln auf ſeine Lippen zu locken. Er lachte, wenn es einen Spaß gab; aber Lachen entſtellt das ſchönſte Geſicht, wie viel mehr ein häßliches! — Und dazu die lange, dünn aufgeſchoſſene Geſtalt, mit ſchmalen Schultern und eingeſunkener Bruſt, mit der unbeholfenen Haltung, welche ihr in dem Alter faſt immer eigen iſt. — Zum erſten Mal ſeit ſeiner Kindheit fühlte Gaſton ſeine Häßlichkeit wie ein großes Weh.

Die Thür ging auf, er ſtand vor ſeiner Mutter. Als ſie ihn gewahrte, drückte ſie die feinen, ſchneeweißen Hände vor die Augen. Halb aus Verzweiflung, um dieſe kränkende Bewegung nicht wahrzunehmen, halb vom Gefühl überwältigt, daß dies auf der weiten Welt das einzige Geſchöpf ſei, von dem er Liebe fordern könne, dürfe — ſank Gaſton vor ihr auf die Kniee, preßte ſein Geſicht in ihre Kleider, und flehte mit gebrochener Stimme:

„O Mutter, meine theure Mutter, liebe mich.“

„Steh auf, Gaſton, ſagte ſie kühl und entfernte ſeinen Kopf von ihrem Schooß, ſetze Dich und ſage mir, welche Carriere Du ergreifen willſt. Dein Vormund, Deine Lehrer,

geben Dir das Lob des Fleißes und der Tüchtigkeit — auf welche Weise willst Du das Gelernte anwenden?“

Gaston trat sogleich in die ihm angewiesenen Schranken, und antwortete ehrerbietig, er wünsche vor der Hand nur, auf einer norddeutschen Universität, in Bonn etwa, zu studiren.

„Aber Du hast ja studirt, Du bist im neunzehnten Jahr, siehst viel älter aus — soll denn das Lernen ewig dauern? ich wünschte, Du gingest nach Wien, übtest Dich in den neuern Sprachen vielleicht ein Jahr, und träteſt dann in die diplomatische Laufbahn, wo Dir Dein Name und mein Einfluß den Weg ebnen würden. Etwas bessere Manieren dürftest Du Dir freilich auch aneignen, die Deinen schmecken etwas stark nach der Schulbank.“

„Ich hoffe, meine gütige Mutter entschuldigt diesen Fehler damit, daß ich in vier Jahren nicht Gelegenheit hatte, mich von der Schulbank zu entfernen — entgegnete Gaston ruhig. Was die diplomatische Laufbahn betrift, so habe ich keine Abneigung gegen dieselbe; nur muß ich vorher einen tüchtigen Grundstein des Wissens in mich legen, und die Geschichte der Staaten und Völker, ihre Rechte, ihre Gesetzgebung — ferner noch manches Andere studiren, was in der Schule nur mit flüchtigen Umrissen angedeutet worden ist und was ich zu einer bestimmten Form herausbilden mögte. Und weil dies Streben freier, zwangloser, munterer auf fremden Universitäten herrscht, so würd' ich gern auf einer solchen den dumpfen Schulstaub abschütteln.“

„Du sprichst wie ein Professor, antwortete Gräfin Laßperg gelangweilt; diesen dozirenden Ton mußt Du Dir abgewöhnen — er schläfert ein. — (Sie gähnte). — Übrigens gebe ich Dir zu bedenken, daß Du wenig Vermögen hast,

daß meine Mittel Dich zu unterſtützen nur gering ſind, daß bei einem ſolchen muntern, zwangloſen Univerſitätsleben viel Geld und Zeit verſchleudert wird, und daß es am zweckmäßigſten ſein würde, wenn Du Dir Dein Fortkommen in der Welt ſobald wie möglich ſicherteſt.“

„Nur auf dieſe Weiſe darf ich hoffen es zu begründen,“ erwiderte Gaſton beſtimmt, und ſeine Mutter ſprach ſpöttiſch:

„Ich nehme mit Freude wahr, daß der Jüngling den Trotzkopf des Knaben behalten hat. Man kann Dir Vorſtellungen machen, wie man wolle, Du beachteſt ſie nicht und bleibſt bei Deiner Anſicht.“

„Ich wollte Dich nicht langweilen, theure Mutter! Aber die Verſicherung brauch' ich Dir doch wol nicht zu geben, daß ich meine Zeit möglichſt gut anwenden und ebenfalls möglichſt mich einſchränken werde, um Deine Güte nicht zu mißbrauchen.“

„Wie Du willſt! entgegnete ſie, die Achſeln zuckend; Eltern dürfen ſich nicht des Glückes ſchmeicheln, ihrer Kinder Freunde und Rathgeber zu ſein.“

Gaſton machte eine Bewegung, als wolle er ihr wieder zu Füßen ſinken, ſein Herz war übervoll, überſchwer; denn es war verwundet und ſchlug ſo heftig, daß alles Blut ihm in die Wunde ſtürzte. Allein die Mutter winkte ihm mit der Hand zu, ſich ruhig zu verhalten und ſagte dann:

„Laß Dich auf Dein Zimmer führen, kleide Dich um. Zum Thee komm' wieder.“

Wie der Empfang war, ſo blieb das Verhältniß, öde, drückend. Gaſton ſchweigſam, vielleicht von Natur, gewiß aus Gewohnheit, verſank der Mutter gegenüber und aus Furcht ſie zu langweilen in ſchauerliche Einſylbigkeit, die ihr

auch wiederum unbehaglich ward. Sie nickte ihrem Kammerdiener freundlicher für seinen Morgengruß Dank, als ihrem Sohn. Sie empfing den gleichgültigsten Besuch mit einem so huldvollen Lächeln, wie sie nie ihrem Sohn gegönnt. Sie hatte für Personen ihrer Gesellschaft Aufmerksamkeiten, von denen der hundertste Theil ihren Sohn beseligt haben würde. Er blieb ihr fremder, als ein Fremdling; denn da ihr Herz durchaus die natürliche Stellung zu ihm verloren hatte, so konnte sie ihn nicht einmal mit dem ruhigen Blick betrachten und prüfen, den man auf einen Fremden wirft.

Wie gern hätte Gaston nach acht Tagen Prag verlassen! Aber er hatte kein Geld, und wagte nicht die Mutter darum anzusprechen — wenigstens nicht zu einer Vergnügungsreise! Im Herbst, zu seinen Studien, da hatte er schon mehr Muth. Jezt aber war man erst mitten im Sommer.' Diese Existenz drückte ihn zu Boden. Mißmuth beschlich ihn, Unluſt, Überdruß an einem Leben, dessen Schale so rauh und dessen Kern ihm noch unbekannt war. Finster durchstrich er das wunderschöne Prag, das mit seinen Kirchen, mit seinen Paläſten, mit seinen Monumenten voll historischer Bedeutung, mit seinen Hügeln, mit seinen Wüſten, mit seiner gelben Moldau — ein Rom des Nordens ist. Wie eine Königin, die alle Luſt, allen Ernst, allen Glanz des Lebens genossen und gegeben, und dann, entthront, auch dessen Wechsel empfunden hat: so ist Prag anzuschauen in seiner unvergleichlichen Pracht und seiner stummen Schwermuth. Prag ist ein Geschichtsbuch im Lapidarstyl geschrieben. Graue, fabelhafte, heidnische Zeiten mit ihren Sagen, gläubig christliche mit ihren Legenden, lichtbegierige und wahrheitsdurstige mit ihrer wilden Begeisterung und ihrem wissenschaftlichen Streben — alle

kann man hier in großartigen Formen, in kräftigen Bildern ausgeprägt nachblättern; und wenn die neuere Zeit keine Monumente dieser Art vorzuweisen hat, so mag es wol daher kommen, daß der Lapidarstyl zu schwerfällig und unbeholfen für die Zeit der Feuilletons ist.

Gaston irrte umher, vom Wisserad zum Hradschin, vom Waldsteinischen Garten zum Laurentiusberge, ohne sich um Sagen und Legenden und Historie zu kümmern. Er wußte ja Alles, was hier geschehen war; und nur das, was er noch nicht wußte, wollte er wissen und damit sein tiefstes Leben erfüllen, um stärker zu werden als dieser Bleimantel der Unlust, der ihm, wie Dante's Verdammten, auf den Schultern lag, und den er nur abschütteln konnte, wenn sein Busen glückgeschwellt sich wölbte, und seine Stirn froh und kühn sich hob. Er dachte nicht mehr so viel wie sonst an Blanche, nicht mehr an die Todte — ach, es war ja Alles todt genug rings um ihn her. Er wollte ein Leben. Aber im Grunde wußte er nicht recht, was er wollte — und das warf er sich oft selbst verdrießlich vor, und meinte, aus dieser schwankenden Unzufriedenheit mit seinem Schicksal gehe sein Mißbehagen hervor.

An einem schwülen Sommerabend stieg er zum Laurentiusberg hinauf. Die Luft war schwer, der Himmel trübe; seine Brust beklemmt, und sein Kopf so unklar und verwirrt, daß er vor sich selbst erschrak. „Welcher schreiende Jammer, welche jubelnde Lust — so dachte er — liegen unter dem nebligen Dunst verborgen, der stets auf einer großen Stadt schwebt! steigt er auf aus der Atmosphäre der Körper, oder aus dem Angstgestöhn, den Thränenfluten, den Liebesseufzern und Küssen von so vielen tausend Geschöpfen? Und

warum fühl' ich keine Sympathie mit dem Jammer und so große, unwiderstehlich mächtige mit dem Glück, daß ich, wo ich einem Glücklichen begegne, ihm die Hand drücken, ihn an die Brust schließen, ihn bitten mögte, immer bei mir zu bleiben, um mich zu belehren, wie auch ich glücklich werden könne; denn nach Glück sei ich durstig wie ein Rasender — oder wie ein Kind, die Beide oft das Unmögliche für möglich halten, und es herbeitoben oder herbeiweinen wollen; — denn nach Glück sei ich begierig wie der Jäger in der Wüste, der nach der schlanken, flüchtigen Gazelle das Sandmeer durchstreift, und nur von ihrem Dasein weiß, ohne sie finden zu können. Seine Glut, seine Ermattung brennen mir wechselsweise in Brust und Hirn — o, käme doch ein Gewitter mit Blitz und Sturm! vernichtete es auch Gärten und Felder, und die Hütten der Menschen, so würde doch der Himmel wieder blau, die Luft rein" .... — Er wußte nicht recht, ob er den Sommerabend oder seinen Busen vom Gewitter durchzogen und geklärt wünschte.

Da hörte er hinter sich helle Worte, muntres Gelächter, und als er sich umkehrte, sah er eine junge Person behende den Berg hinanlaufen. Ein junger Mann folgte ihr, aber weniger rasch, und ermahnte sie, hübsch vernünftig zu sein. Darüber lachte sie ihn aus, mit goldner Stimme, ohne sich nach ihm umzusehen, ob und wie er folge. So sprang sie an Gaston vorbei und bemerkte ihn nicht, der zur Seite getreten war, um ihr Platz zu machen. „Wie eine Libelle!" dachte er, als er ihren Bewegungen folgte. Sie trug ein blaßgrünes Musselinkleid und einen dünnen, weißen Shawl, worin bunte Blumen gewirkt waren, wie Sonnenreflexe in durchsichtige Flügel, und Kleid und Shawl umflatterten eine

ſchlanke, große, biegſame Geſtalt, wie ſie auf ſchönen, etruskiſchen Vaſen gezeichnet ſind. Kaum zehn Schritt weiter blieb ſie plötzlich ſtehn, wandte ſich, ſtützte ſich tiefaufathmend auf ihren Sonnenſchirm; und erwartete ſo mit hochſchlagender Bruſt, glühenden Wangen und luftdurſtigen, halbgeöfneten Lippen den Begleiter.

„Aber Blanche! Blanche! wie kann man ſich ſo erhitzen!“ rief der.

„Es kam mir unten ſehr leicht vor den Berg hinan zu laufen,“ antwortete ſie.

„Immer Unternehmungen über Deine Kräfte!“ — Damit faßte er ſie unter den Arm und führte ſie vollends hinauf.

„Es macht mir doch Spaß zu wiſſen, wie weit die Kräfte reichen, ſagte ſie während des Gehens — und dann übe ich ſie ja auch dadurch.“

Ihre Worte verhallten. Gaſton hatte bis dahin regungslos geſtanden, wie verzaubert durch ihren Namen, durch ihre Erſcheinung. Als rund umher Stille herrſchte, fuhr er zuſammen und ging raſch dem Paare nach — nur um dieſe Stimme zu hören; denn er blieb beſcheiden in einer Entfernung, wo er die Unterhaltung nicht vernehmen konnte. Aber ſein Herz blühte auf vor dieſem Klange, wie nach perſiſcher Sage die Roſe vor dem Nachtigallenlied.

Oben angelangt nahm er ſeinen Standpunkt ſo, daß er ſie nicht aus den Augen verlor, und betrachtete ſie mit einem Ernſt, mit einer Andacht, mit einem Erſtaunen, als habe er nimmer ein weibliches Weſen geſehen. Und Blanche hieß ſie! Ja, ſie war auch wie ſeine Blanche, nur ſchöner, nur vollendeter, nur reizvoller, aus der Erde empor geblüht, oder aus dem Regenbogen herausgetreten! Ob ſie nicht ihm zu

Lieb' ihren Himmel verlaſſen habe und in veränderter Form, um ihn zu necken, zu prüfen, zu beſeligen, halb ihm fremd und doch auch ſo traulich bekannt — vor ſeinen Augen umher wandele? — „Wer wird mir zu Lieb' ſeinen Himmel verlaſſen? murmelte er, zwiſchen Bitterkeit und Trauer; auch Blanche nicht.“ — Und dann flog ſein Blick wieder zu ihr hinüber, forſchend, eindringlich, als wolle er ergründen, ob ſie doch nicht heimlich für ihn gekommen ſei. Wer war dies Mädchen oder — dieſe Frau? Nein, nicht Frau! unmöglich! dieſe leichte, friſche, ätheriſche Haltung des ganzen Weſens hat keine Frau! O die Frau iſt ſo ganz anders in Haltung, Gang, Bewegung! die Fülle des Lebens iſt über ſie dahingerauſcht, ſüß, doch unwiderſtehlich ſtark: das verweichlicht, das zerbricht. Aber zugleich hat ſie auch Fuß gefaßt in der Welt, iſt der eigenen Schönheit, der eigenen Kraft, des eigenen Daſeins ſich bewußt worden — und das macht ſicher und ſtolz. Eine Frau, welche die ſchwebende, ſtrebende, ungeknickte Jungfräulichkeit der äußern Darſtellung beibehielte, würde vielleicht für jeden Mann die gefährlichſte Erſcheinung ſein; denn eine Seele bleibt ewig die größte Verführung; ſie zu überwinden — der größte Triumph, und welche Reinheit und Glut, welche Kraft und Fülle der Seele gehört dazu, daß ſie unüberwältigt bleibe, wenn ſie umſchlungen wird von den halb drückenden, halb lockenden Feſſeln der Erde! welche innere Flamme, welch ein Heerd von lebendigem Feuer gehört dazu, daß ſie ſich feſt beiſammen halte, nicht zerfließe in die breite Alltäglichkeit der Welt, und den höchſten Reiz, den dieſe zu bieten vermag, nur als eine Stufe zu ihrem Thron betrachte, nicht als den Thron ſelbſt.

Als das Paar nach einiger Zeit den Berg hinab ging, hatte Gaston bei sich ausgemacht, es sei Bruder und Schwester. Ähnlich waren sie sich nicht! er, fett, weiß, blond, stillbehaglich, wie das Wasser und sie — ob sie nicht ein Salamander war, der im Feuer leben konnte? Blaßgelb war der Teint; aber von welcher heißen Farbe wurde er überströmt, wenn sie sich bewegte, wenn sie sprach. Unbestimmt hellbräunlich war das Auge, aber es umschlang wie mit goldenen Netzen, wenn sie damit blickte. Halbgeöfnet, neugierig, unbefangen waren die etwas zu vollen Lippen; aber ob ein Kuß nicht Funken aus ihnen ziehen würde? Und dies schwarze Haar, das sich dunkel und verhüllend, wie Nacht über die Leidenschaft, um ihren prächtigen Kopf legte! — Sie war gewiß nur seine Schwester!

Auch Gaston stieg den Berg hinab, und sah, wie eine elegante Kalesche Beide davon trug. Er ging langsam über die Brücke. Die Luft war freier, die Wolken hatten sich erschreckt vor fernem Donner, wie vor einer Drohung, verzogen, im Westen zuckte das Abendroth auf, wie Liebesglut im brechenden Auge, und der Wind wehte weiche Kühle von dort herüber. Die Brücke wimmelte von Menschen, die paarweise, in Gruppen, einzeln, in ihre Behausung heimkehrten. Gaston meinte nie so viel schöne Weiber gesehen zu haben; bemerkt hatte er sie wenigstens gewiß noch nie. Von der Schützeninsel klang militärische Musik herüber, stürmisch, auffordernd, siegestrunken — bald grell abgebrochen, bald süß verhallend. „Es muß recht kühl da unten in der Moldau sein, dachte Gaston und lehnte sich an eine der mächtigen Statuen — oder da oben im blauen Äther, oder“ .... —

Ein kleines Mädchen wunderhübsch, zierlich gekleidet, lief

einer Geſellſchaft voraus, blieb vor ihm ſtehen, ſah ihn keck an und ſagte dreiſt: „Häßlicher Mann!“ Damit wollte ſie weiter hüpfen. Aber Gaſton nahm ſie raſch auf den Arm, hielt ſie über das Geländer und fragte:

„Bin ich noch häßlich?“

„Nein! nein!“ ſtammelte das geängſtigte Kind.

„Nun ſo gieb mir einen Kuß.“

„Nein!“ wiederholte ſie beſtimmt.

Aber er küßte ihr feines Hälschen, als ſie den Kopf von ihm wegdrehte. Dann ſtellte er ſie auf den Boden. Eine hohe, ernſte Frau, wahrſcheinlich die Mutter, nahm die Kleine bei der Hand und blickte ihn befremdet, mißvergnügt an, und ein junger Menſch rief lachend:

„Erſt fünf Jahr alt und ſchon Abenteuer!“

Es war finſter, als Gaſton nach Hauſe kam. Einige Wagen hielten vor der Thür ſeiner Mutter. Die Menſchen flößten ihm kein Intereſſe ein, ſie beachteten ihn zu wenig; aber ſie waren ihm doch lieb, weil ſie ihn des tête-à-tête mit ſeiner Mutter überhoben. Und könnte nicht die Libelle hergeflogen ſein, dachte er, ohne es eigentlich zu denken; denn es giebt Gedanken, die ſind im Herzen, wie Sonnenſtäubchen im Sonnenſtral ſind; man weiß nicht, ob ſie plötzlich kommen, oder ob ſie immer da waren und nur durch das Licht ſichtbar werden.

Als er eben das Vorzimmer betreten wollte, ward die Thür von einem Bedienten aufgeriſſen, und die Libelle, von ihrem Begleiter gefolgt, trat heraus und ging an ihm vorüber die Treppe hinab. Ihr Shawl ſtreifte ſeinen Arm. Ihm war, als rieſele ein Blütenſchauer über ihn herab. Er fragte den Bedienten nach dem Namen der Herrſchaft.

„Es iſt der Herr Graf Sonin, der ſich vor vierzehn Tagen vermält hat, mit der jungen Frau Gräfin“ — erwiderte redſelig der Menſch.

„Doch ſeine Frau! ſagte Gaſton für ſich — nun, was geht ſie mich an! Schön und häßlich gehören ohnehin nicht zuſammen.“ — Er verließ das Vorzimmer und begab ſich auf ſein Stübchen, in welchem nichts von der Eleganz zu ſpüren war, die außerdem alle Gemächer ſeiner Mutter ſchmückte. Sie brauchte für ſich allen Glanz, alles Gold, wie zu einem Rahmen würdig ihres Bildes; er war es nicht werth darin zu figuriren. Aber als ob der weichſte Teppich der Levante den Fußboden bedeckt hätte, ſo ſtürmiſch warf ſich Gaſton nieder, und eben ſo ſtürmiſch ſprang er nach wenigen Sekunden auf, verließ das Zimmer, das Haus, lief durch die Stadt, über die Brücke, den Laurentiusberg hinauf. Da, wo ſie zuerſt ſtill geſtanden, wo er zuerſt ihr Antlitz geſehen, ihre Goldſtimme gehört — da warf er ſich auf die Erde, und drückte ſeine Wange an den Staub, den ihr Fuß betreten. So brachte er die Nacht hin. Der Portier ſah ihn bedenklich an, als er gegen Morgen todtenbleich, mit verwirrtem Haar, ohne Hut, heimkam, und wild an ihm vorüberſtürmte. Er ſank aufs Bett und ſchlief; aber die Sehnſucht wachte, und auch im Schlaf umflatterte ihn die Libelle. In den langen Stunden des Tages war er, der arbeitsgewohnte, beſchäftigte Menſch, von der äußerſten Unthätigkeit. Ihm graute vor Büchern, ſie wehten ihn wie mit Moderduft an. Sein Weſen war eine wogende Glut zerſchmelzenden Metalles, und aus dieſem rothen Strom tauchten lichtblaue, ſilberne Flämmchen empor: „O! ein Weib! ein ſolches Weib! dies Weib!“ — Die Mutter fand ihn,

trotz der geringen Aufmerksamkeit, die sie ihm schenkte, doch so finster, so in sich gekehrt, daß es ihr auffiel. Aber sie fragte ihn nicht. Noch weniger suchte sie ihn zu ermuntern, ihr sein Vertrauen zu schenken. Statt dessen fragte sie ihren alten Kammerdiener, der auch Gaston bediente, ob ihr Sohn über seine Gesundheit klage, ob er krank sei. Froh endlich von der ernsten Gebieterin gefragt zu werden, antwortete der:

„Ich weiß nichts, gräfliche Gnaden, denn der Herr Graf spricht nie; aber er sieht so übel aus, daß er doch wol krank sein mag. Die nächtlichen Promenaden scheinen ihm nicht zu bekommen."

„Was soll das heißen?" fragte die Gräfin streng.

„Der Portier hat mir gesagt, antwortete er leise, daß der Herr Graf erst in der Frühe neulich Morgens zu Haus gekommen" .... —

„Gut! ich danke Ihnen!" — Sie winkte ihm zu gehen. „Er wird eine Liebelei haben, sprach sie für sich, das ist natürlich in seinen Jahren." — Und damit war sie vollkommen beruhigt.

Als Gaston zur Speisestunde in den Salon seiner Mutter kam, blieb er halb entsetzt, halb entzückt an der Thür stehen, denn:

„Mein Sohn!" so präsentirte ihn die Mutter dem Grafen und der Gräfin Sonin. Letztere nickte ihm gleichgültig zu. Das war ein Glück! hätte sie ihn angeredet, so würde er sich lächerlich gemacht haben, keines Worts fähig gewesen sein .... und, o Himmel! alle Schmach der Welt wäre gering gegen die, ihr lächerlich zu erscheinen! — Aber sie plauderte mit der Mutter, und Graf Sonin erzählte ihm von einem Pferde, das er zu seinem Ärger gekauft, nicht

wissend, welch ein unbändiges, und gar nicht zu bändigendes Thier es sei. Er fügte hinzu:

„Das ist nicht angenehm zum Spazierenreiten.“

„Nein, sagte Gaston, aber es zu bändigen — das macht Vergnügen!“

„Wenn Sie es versuchen wollen, so steht es zu Ihren Diensten; allein ohne zerschlagene Glieder wird es schwerlich bei der Probe abgehen.“

„Ich will es dennoch versuchen.“

Da keine andern Personen zum Speisen kamen, so gab Gräfin Lapperg dem Grafen Sonin den Arm, um sich zu Tisch führen zu lassen, und Gaston war in der Nothwendigkeit den seinen der Libelle anzubieten. Heute aber, im Zimmer und weniger beweglich, sah sie nicht so feenhaft, doch unendlich reizend aus, so daß er meinte, die Seligkeit, ihren Arm auf dem seinigen, an seiner Brust zu halten, müsse ihn erdrücken. Während er überlegte, ob er sich dieser Gefahr aussetzen solle, war Blanche aufgestanden und ihm mit einer Sicherheit entgegen gegangen, als lebe sie seit zehn Jahren in der Gesellschaft, und als sei sie gewöhnt, die Verlegenheit junger, unbeholfener Menschen zu bemänteln. Und doch war sie um ein Jahr jünger als er, und eben verheirathet! Aber die Gesellschaftsform ist wie ein elegantes Kleid, das die Frauen gern, und daher auch mit Grazie tragen. — Und dann ist es auch so leicht sicher zu sein, wenn man unbefangen ist! Nur unter der Ägide frischer Unbefangenheit oder einer weltgroßen Leidenschaft steht man sicher da in der Gesellschaft, denn beide wissen nichts von Eitelkeit, die überall Ruhestörerin ist.

Gaston fühlte sich bis zur Stirn erröthen, als Blanche

mit freundlichem Lächeln ſeinen Arm nahm. Dann — als ſei ihm nun das Äußerſte begegnet, als könne er nun alles Fernere tragen — raffte er ſeine ganze Kraft zuſammen, und zeigte ſich in einer, der Gräfin Laßperg ſo fremden Geſtalt, daß ſie meinte, ihr Sohn ſei ausgetauſcht. „Sollte das ſeine Liebelei ſein? fragte ſie ſich heimlich; nun, das wäre ganz gut — aber er ſieht ſie ja heut zum erſten Mal.“

Die warme Atmoſphäre der Geliebten neutraliſirte die ſchneidende Kälte der Mutter. Gaſton war in einer wolthuenden Luft, wo die zuſammengebogene frierende Pflanze ſeines Weſens ſich plötzlich hob und entfaltete. Er war nicht mehr muthlos, finſter, einſylbig — es ward hell in ihm, das höchſte Glück war ihm ja begegnet. Aber mit Blanche ſprach er wenig, und ſah noch weniger ſie an. Ihr Anblick überwältigte ihn; es war genug, daß ſie da war, daß er die Gewißheit hatte: „Wenn ich meine Augen aufſchlage, ſo ſtralen die ihren mich an.“ Ihre Hände betrachtete er. Er meinte, ſie müßten eine überſchwengliche Liebesfülle zu geben haben. Er verglich ſie mit denen ſeiner Mutter. Die hatte ſchmale, fleiſchloſe, feine, ſchneeige Hände, mit ſchlanken, befehlenden Fingern, mit abwehrenden Bewegungen, und waren immer kühl. Aber Blanchens Hände, rund und voll, mit tändelnden, lockenden Bewegungen, mußten weich und warm ſein, wie die Bruſt einer Taube. Es war kein Nerv darin; das freute ihn! ſie muß geben! nachgeben! — — —

Er war unermeßlich glücklich. Er hatte nichts; er wußte nichts; allein er ahnte, daß er auf der fliegenden Brücke ſtehe, die zwiſchen das Nichts und das Sein, zwiſchen das graue Chaos und die blühende Welt geſchlagen ſei. O ſie war ſchön, dieſe Brücke, von lautrem Gold — und die blauen

Wellen rauschten wie Geistergesänge unter ihr dahin — und die lauen Lüfte trieben sie spielend umher, bald näher ans winkende Ufer, bald zurück auf die Mitte des wogenden Stroms. Er wiegte sich in ihr, wie das erwachte Kind in träumerischer Lust seine Wiege schaukelt.

Die Bahn war gebrochen zwischen ihm und Blanche, und der schüchterne Schulknabe ein freier, froher Jüngling geworden. Was kümmerten ihn die sterilen Studien! was drückte ihn die Laune der Mutter! was blieb ihm zu wünschen vom Leben! Blanche war da!

Als er am andern Morgen auf einem Spazierritt das tolle Pferd des Grafen Sonin, nicht ohne gewaltige Anstrengung, aber doch endlich bezwang, bekam der großen Respect vor ihm und beide wurden Busenfreunde, so daß nach drei Tägen Gaston freier im Soninschen Hause ein und aus ging, als in dem seiner Mutter.

Blanche wußte recht gut, weßhalb er kam, und das machte ihr sehr viel Vergnügen. Theils aus neckend kindischer Laune, theils aus geschmeichelter Eigenliebe, theils aus angeborener Koketterie that sie Alles, um ihm zu gefallen, und das wurde ihr sehr leicht: sie mogte beginnen, was sie wollte! es entzückte ihn! ihre unverwüstliche Heiterkeit lachte in seine Seele hinein; ihre raschen Aufwallungen von Jubel, Mitleid, Bewunderung, Betrübniß waren ihm helle Sternschnuppen, die aus dem tiefen Sternenhimmel ihres Wesens hervorbrachen; ihr kleiner Eigensinn, den sie bisweilen ihrem Manne gegenüber geltend zu machen wußte, schien ihm, wenn nicht gerade Festigkeit des Characters, doch wenigstens Anlage dazu. Vor ihm brauchte Blanche nicht zu heucheln, noch sich zu verstellen; er liebte sie, wie die ächte Liebe thut,

mit all ihren Schwächen, mit all ihren Fehlern, ja, vielleicht um dieſer willen, weil er ſie aus dem innern Reichthum, ſtatt aus der Dürftigkeit ihrer Natur ableitete.

Und Blanche? — o Blanche! .... Weſen wie ſie, ganz dem ſinnlichen Eindruck des Augenblicks hingegeben, lieben nicht! ſie haben lieb, ſie ſind gut. Dieſe vergänglichen Empfindungen haben Nahrung in dem leichten Erdreich ihres Herzens. Auf einem Bach fährt kein Linienſchiff; das wird nur getragen von dem weiten, unergründlichen, brauſenden Meer. Die Seele muß groß ſein wie die See, gleich ihr verborgene Schrecken haben und verborgene Lieblichkeit, unberechenbare Schätze und undurchdringliche Geheimniſſe, wenn die Leidenſchaft, dies Schiff mit fliegenden, ſchwellenden Segeln, Spielraum in ihr haben ſoll. Dazu war die genußſüchtige, leichtſinnige Blanche durchaus nicht geſchaffen, und ſie trug keine Schuld, daß Gaſton aus dem ſchimmernden Kinde dieſer Welt einen ſtralenden Engel machte, der ſein Herz nehmen und es mit goldnen Flügeln der Ewigkeit zutragen würde. Das hofte er! ſo wollte er lieben, ſo geliebt ſein. — Meine Herren, ich bitte, ehe Sie ihn auslachen, zu bedenken, daß er kaum neunzehn Jahr und ein Fremdling in der Welt iſt; daß Blanche die erſte Frau iſt, die ihn freundlich angeſehen; daß er noch nicht weiß, wie himmlich freundlich die Frauen anſehen können, während ſie an einen Walzer, an einen Hut oder an einen andern Mann denken; daß Blanche zu einer Zeit ihm begegnet, wo ſein junges, liebedurſtiges, unbefriedigtes Herz aus der knabenhaften Exiſtenz in freiere, reichere Lebensverhältniſſe tritt, zum Bewußtſein erwacht, und zugleich zum ſchmachtenden, tobenden Drange die Unermeßlichkeit auszufüllen, welche das

Bewußtſein in uns, vor uns, erſchließt; daß in früher Jugend ein heißes Herz und heißes Blut wirklich bei einem und demſelben Mann zu finden ſind — obgleich ich Ihnen zugeſtehen muß, daß ſehr raſch erſteres von letzterem verzehrt wird — kurz, daß Gaſton ein Mirakel in unſerm Jahrhundert, nämlich jung iſt. Gönnen Sie ihm nur ein wenig Zeit, um Erfahrungen zu machen, um die Frauen kennen zu lernen, und in drei Jahren wird er hoffentlich eben ſo alt ſein, wie Sie Alle ſind, meine Herren. Jetzt aber iſt er jung, weil die Kraft genießen, beſitzen, haben, leben zu wollen, mit der Fähigkeit es zu können Hand in Hand geht. Das Leben von heut zu Tag iſt ſo buhleriſch zuvorkommend, daß in ſeiner entnervenden Umarmung Wünſche ihren Reiz, und Erfüllungen ihren Nerv verlieren. Es ſchmiegt ſich wie ein Hund zu den Füßen des Herrn, und der ſtößt es nach Gebühr mit einem Fußtritt von ſich. Aber eine Exiſtenz, die es auf öder, langſam ſchwimmender Eisſcholle nicht mit weichen Armen umſtricken konnte, hat, wenn die Strömung nun endlich die Scholle ans Land treibt, eine ſo hohe, ſo glorreiche Meinung vom Leben, daß man ganz verblüft iſt über die ungeheuern Anſprüche, die raſenden Wünſche, die es ſtillen ſoll.

Ein ſolcher wahnſinniger Wunſch Gaſtons war es, von Blanche geliebt zu werden, wie er ſich die Liebe zwiſchen Mann und Weib träumte: nicht heute, nicht morgen, nicht auf drei Jahr, nicht mit den Sinnen, nicht mit der Seele, nicht unter Bedingungen, nicht innerhalb Schranken, nicht für das Leben, ſondern für die ganze Erden- und Himmelsewigkeit!

Hätte Blanche nur eine Ahnung von dieſer wunderlichen

Idee gehabt, ſo würde ſie ihn ganz entſetzlich ausgelacht, dadurch tief gekränkt, und durch die Kränkung zur Beſinnung gebracht haben — wenigſtens ihr gegenüber. Aber ſie dachte tout bonnement:

„Er iſt wol ein wenig in mich verliebt.“

Dann ſah ſie in den Spiegel und fand es ziemlich natürlich, daß jeder Mann ſich in ſie verliebe. Dann ſtrich ſie die glänzenden Haare mit den weichen Händen glatt, ſteckte einige duftende Blumen hinein, zog das Kleid möglichſt weit von den Schultern, die in mattem Perlenglanz ſchimmerten, warf eine Echarpe über, um ſie bei paſſender Gelegenheit fallen laſſen zu können, und ſagte, wenn die Toilette beendet war, die ſie doch nicht für ihren Mann gemacht, gleichſam um ihr Gewiſſen zu beruhigen:

„Ich hoffe, Sonin wird mich heute recht hübſch finden.“

Sonin war angeſtellt, brachte einen großen Theil des Tages mit Arbeiten an ſeinem Schreibtiſch, oder mit Sitzungen in ſeinem Collegium hin. Blanche, eben nach Prag gekommen, hatte wenig Bekanntſchaften machen können, da der Sommer die Geſellſchaft aufs Land und in die Bäder gelockt. Sie langweilte ſich in dieſer nothgedrungenen Einſamkeit und freute ſich ſehr in Gaſton doch einen Menſchen zu finden, mit dem ſie ſich amüſiren konnte. Das war es! nicht *über* ihn wollte ſie ſich amüſiren, ſondern *mit* ihm, und ihn nebenbei necken, quälen, peinigen, dann durch ein Lächeln beſeligen — mit jener Schadenfreude des Weibes, die ſich im Voraus zu rächen ſcheint durch kleine Nadelſtiche, für die großen Wunden, welche ſpäter die Hand des Mannes ihr ſchlagen wird.

Gaſton kam alle Morgen; erſt, zur gewöhnlichen Beſuch-

ſtunde und auf kurze Zeit; dann, immer früher und immer länger verweilend; zuletzt, um eilf Uhr — wenn Blanche eben aufgeſtanden und im eleganten Morgenanzug beim Frühſtück war — und allein. Ueber ihren Mann ſchlug der Actenſtaub dermaßen zuſammen, daß er blind und taub zu werden ſchien.

„Es iſt doch ſchade, daß Sie die herrlichen Sommermorgen ſo wenig genießen" — ſagte Gaſton einmal.

„Ach, bei dieſer Hitze halt' ichs nicht im Freien aus."

„Ich meinte nicht zu dieſer Stunde, erwiderte er lächelnd, ſondern in der kühlen Frühe, nach Sonnenaufgang" .... —

„Himmel, ſo früh waren Sie heut ſchon auf? da müſſen Sie recht müde ſein, und hungrig, durſtig — nicht? Ich werd' Ihnen Thee geben."

Um das Vergnügen zu haben häuslich mit ihr zu frühſtücken, trank Gaſton in der Mittagſtunde, bei vierundzwanzig Grad Hitze, Thee.

Blanche ſetzte ſich an den Stickrahmen und arbeitete eifrig Tapiſſerie. Sie ſagte:

„Es iſt doch gar hübſch ein Haus zu haben! das Geringſte gewinnt dadurch an Intereſſe. Ehe ich verheirathet war, wie langweilte mich ſolche Tapiſſerie! Jezt ſticke ich ein Möbel für meinen Salon und finde es ſehr unterhaltend. Und das iſt wahrhaftig ein großes Glück, denn Sie ſind es heute ſehr wenig."

Er ſtand neben ihr ganz verſunken in die Behendigkeit der zierlichen Finger, deren Weiße durch die bunten Wollfarben noch mehr gehoben wurde. Als ſie ſchelmiſch zu

ihm emporſah, ſchrak er zuſammen, als habe ſie ihn auf einem Diebſtahl ertappt.

„Ja, ja, fuhr ſie fort, das böſe Gewiſſen ſtraft Sie, Sie ſehen ganz verlegen aus. Nun, erzählen Sie mir doch etwas.“

„Ich ſah heut vom Laurentiusberg den Sonnenaufgang und“ .... —

„Der war wunderſchön! Das weiß ich ſchon. Was anders!“

„Ich liebe den Laurentiusberg, weil ich Sie dort zum erſten Mal geſehen.“

„Auch das weiß ich im Grunde ſchon.“

„Wenigſtens nicht durch meine Schuld! ich hab' es Ihnen nie geſagt.“

„Bah! geſagt! wer wird denn auch plump Alles ſagen! ich weiß tauſend Dinge, die mir Niemand geſagt hat. Wollen Sie eine kleine Probe?“

In Gaſtons Buſen wogte freudige Angſt, hoffende Pein. Er dachte, daß ſie ihm wenigſtens ſagen würde, ſie habe ſeine Liebe errathen.

„Nun, wollen Sie hören?“ wiederholte Blanche.

„Brauch' ich denn das zu ſagen!“ rief er aufgeregt.

„Ich weiß, Sie würden Sich ſehr langweilen, ſobald Ihre Mutter nach Carlsbad gefahren ſein wird, wenn Sie nicht alle Tage bei uns ſpeiſten. Hab' ich Recht?“

Dies entſprach zwar nicht ganz ſeinen Erwartungen, indeſſen erleichterte es ihn von der unbeſtimmten Angſt vor einer Liebeserklärung. Er nahm ihre Hand — zum erſten Mal hatte er den Muth — küßte ſie und behielt ſie zwiſchen den ſeinigen. Das Glück, welches mit dem Beſitz

dieſer Hand verknüpft war, drängte ſich zauberiſch, verſengend in ſeine Bruſt. Thränen traten ihm ins Auge. Um ſie zu verbergen, drückte er das Geſicht auf ihre Hand und ſank übermannt neben ihr auf das Knie. Aber Blanche ſtand raſch auf, goß ihm ein Flacon mit Eau de Cologne über den Kopf und ſagte:

„Das kommt davon, wenn man nicht ausſchläft! man wird ganz nervenſchwach. Stehen Sie auf, ſetzen Sie Sich! Sie haben mich tödtlich erſchreckt. Iſt Ihnen beſſer?“

„O Gott, ja!“ ſtammelte Gaſton, zog noch einmal, heftiger, ihre Hände an ſeine Lippen, und verließ ſie.

Blanche arbeitete eifrig fort an ihrer Tapiſſerie und hatte dabei angenehme Gedanken. Dieſe kleine Scene, welche ſein Innerſtes aufwühlte wie Sturm die See, flog an ihr vorüber wie ein kleiner, munterer Vogel, deſſen Flügel die Oberfläche des Waſſers ſtreift; denn für ihre Sinne war es zu wenig, und für ihr Herz zu viel — ſo ſehr zu viel, daß ſie bei ſich ſelbſt dachte:

„Wunderliches Volk, die Männer! heut von einer Heftigkeit, daß man meint, ſie könnten kein Leid und keine Luſt überleben, und morgen eiskalt, als gäb' es weder Leid noch Luſt mehr auf der Welt! Ueber das Geringſte entzückt, über das Höchſte blaſirt! Wie können Frauen ſich nur an ſo launenhafte Geſchöpfe verlieren, ihren Ruf, ihre Stellung in der Welt, ihre Zufriedenheit, ihre ganze äußere und innere Exiſtenz aufs Spiel ſetzen, um einen Mann zu beglücken, der viel glücklicher iſt, wenn er zu ihren Füßen, als in ihren Armen liegt! — Ich hab' wol geleſen von großen Leidenſchaften .... ich bin förmlich neugierig, ob mir auch ein Mann begegnen und mir eine Leidenſchaft

einflößen wird. Der gute Gaston gewiß nicht, den hab ich nur lieb — so freundschaftlich — und weil er mich anbetet, was doch immer eine Freude ist! .... Aber von meinem Mann würd' ich doch nie um eines Andern willen lassen, nie muthwillig meine schöne, heitere Existenz aufgeben."

Mit diesen tugendhaften Gesinnungen stand sie Gaston gegenüber.

Gräfin Laßperg trat ihre Reise nach Carlsbad an. Gaston blieb in Prag, eingebürgert im Soninschen Hause, berauscht durch den beständigen Umgang mit Blanche, trunken von Sehnsucht, glühend, selig — selig nur durch seine Glut, die ihm, wie ein purpurgefärbtes Glas, die Geliebte im feurigen Rosenroth seiner Empfindungen erscheinen ließ.

Die Gardinenpredigt gilt für ein Vorrecht der Frau. Rührendes Ueberbleibsel eines schmeichelhaften Vorurtheils fürs weibliche Geschlecht! Nur wer tadellos ist, darf predigen, ermahnen, bekehren, versöhnen, belohnen. In unsern Tagen sind die Vorrechte aus der Mode, und man giebt sie recht gern auf, z. B. die, welche mit einer Last, einer Unbequemlichkeit verknüpft sind, und Andere zu Ansprüchen veranlassen, deren Realisirung unmöglich scheint. So kommt es denn, daß sich Eheleute friedlich in das Vorrecht der Gardinenpredigt getheilt haben, woraus wiederum folgt, daß sie ihre Bedeutung, ihren Effekt verloren hat, wie der Adel den seinigen, seitdem rechts und links geadelt wird, wer den Schuh zu schneiden weiß, daß er Niemand drückt, und wer modische Kleider zu machen weiß, sei es den Frack eines Dandy oder die Zwangsjacke eines Volkes.

Einst versuchte sich Graf Sonin an einer Gardinenpredigt.

„Höre, Blanche, der Gaſton ſieht Dich an auf eine Weiſe, ... in einer Art ... ſo ſonderbar“ ... —

„Nun? ſagte Blanche lachend, was wird da herauskommen?“

„Daß es mir mißfällt!“

„So ſag' es ihm,“ — erwiderte ſie gleichmüthig.

„Warum nicht gar! um der Blicke willen Händel ſuchen wäre wahrhaftig eine querelle d'Allemand, und ſchickt ſich gar nicht für einen Ehemann, der doch eigentlich ſeiner Frau gewiß ſein ſollte. Ich ſage das gar nicht, um Dich zu verletzen, liebe Blanche, ſondern nur, um Dich aufmerkſam zu machen, denn Du biſt ſehr jung, ſehr hübſch, ſehr leichtſinnig, ſehr“ ... —

„Aber was hab' ich denn gethan?“ unterbrach ſie ungeduldig.

„Gaſton iſt den ganzen Tag bei Dir, wie Dein Schatten, wie angeſchmiedet .... was redet Ihr denn immer mit einander?“

„Heut hat er mir von ſeiner verſtorbenen Schweſter erzählt, die Blanche hieß und ein Engel war.“

„Vermuthlich weil ſie Blanche hieß.“

„Warum verſpotteſt Du mich?“ fragte Blanche weinerlich.

„Fahr' nur fort; was hat er weiter erzählt?“

„Ich ſchwöre Dir, nichts weiter! dieſe Schweſter iſt ſein Idol, iſt das einzige Weſen, das ihn je geliebt hat, darum hängt er ſchwärmeriſch an ihrem Andenken, und ich laſſe mir gern von ihr erzählen, weil ich ſehe, wie es ihn freut.“

„Das wär' ganz gut, wenn er nur nicht ſeine Zärtlich-

keit von der todten auf die lebende Blanche übertrüge und sich in Dich verliebte."

„Warum nicht gar! dazu fehlt ihm der Muth," sagte sie so bestimmt, als ob sie nicht genau das Gegentheil wisse.

„Glaubst Du nicht, daß man sich in Dich verlieben könne?"

„Ich hoffe, man ist es schon," entgegnete sie lieblich neckend von der Seite ihn ansehend.

Er war es freilich — — —

„Und Du fürchtest nun nicht mehr, daß ich mich in Gaston verlieben könnte? — denn das wolltest Du mir doch vorhin zu verstehen geben — so beschloß Blanche das Zwiegespräch — er ist ja eben so häßlich, wie Du hübsch bist."

Dieser Grund überzeugte ihn vollkommen: seine Eitelkeit war befriedigt.

Und doch dachte Blanche keineswegs an Gastons Häßlichkeit, wenn sie ihn sah. Die stets nach Ausgleichung strebende Natur hat das Auge so eingerichtet, daß es sich durch Gewohnheit denselben Gegenstand zu sehen abstumpft. Demüthigend für die Schönheit, ermuthigend für die Häßlichkeit.

Nach und nach verglomm Gastons Seligkeit, wie die Sonne in Gewitterwolken. Ströme von Melancholie überfluteten seine Seele. Bald zweifelte er, daß Blanche ihn liebe, bald fluchte er ihren Verhältnissen, die sie zwangen ihre Liebe zu verheimlichen. Heute wollte er sich selbst eine Kugel durch den Kopf schießen, morgen dem Grafen Sonin. Wenn er in solcher Stimmung war, ermahnte ihn Blanche nicht so verdrießlich zu sein. Seine Leidenschaft war nicht mehr die perlende Flut, welche auf erfrischenden Wellen ihn

trug und hob; sie hatte sich verwandelt in eine Riesenschlange, auch wogend, auch schimmernd, aber ihn umstrickend mit unlösbaren Ringeln, seine Glieder zerbrechend, sein Blut aufzehrend, nach seinem Herzen gierig züngelnd. „Ich werde aber sterben" — dachte er zuweilen und das schien ihm das höchste Glück, wenn er sich Blanche unerreichbar vorstellte. Dachte er hingegen, sie liebe ihn, also sei sie erreichbar wie ein vorenthaltenes Eigenthum, ein lange bestrittenes Recht, so durchglühete ihn der heiße Durst nach Leben und er seufzte: „O nur nicht sterben! nicht jezt! hernach, hernach!" Und wenn er so, von Leben und Tod abwägenden Gedanken zerstreut, vor ihr saß, so bat Blanche ihr zu erzählen, was in der Stadt Neues passire. Dann bewunderte er sie und staunte die Selbstüberwindung des Weibes an.

Er stürmte einst in ihr Zimmer hinein, warf sich auf den Teppich und legte den Kopf auf das Polster, das ihre Füße trug.

„Was soll der orientalische Gruß? fragte sie. Da er aber schweigend die Lippen auf ihren Fuß drückte, fuhr sie fort: — Sie scheinen doch ein guter, katholischer Christ zu sein und Anlage zu einem demüthigen Ehemann zu haben, was Beides nicht Sitte und Gebrauch der Orientalen ist. Genug, Gaston!" .... fügte sie nach einer Weile in verändertem, gedämpftem Ton hinzu.

„Genug? fragte er und richtete sich langsam auf, und blieb dann in knieender Stellung; für Sie vielleicht! — für mich" .... —

Sie legte ihre Hand auf seinen Mund. Er sog sich daran, wie an eine Blume fest, und als sie aufstehen wollte,

legte er einen Finger auf ihre Fußspitze und sie blieb wie gesetzt in ihrer Stellung.

„Blanche, sagte er, aber so leis' und bebend, daß sie ihn nicht verstanden haben würde, wenn nicht ihr eigner Athem gestockt hätte — dies ist der zweite selige Augenblick in meinem freudlosen Leben; der erste war, als ich Dich sah. O kürze diesen nicht streng, nicht grausam ab. Warum soll ich Dir nicht sagen, daß Du den Keim zu einem goldenheitern Frühling in meine Brust gestreut hast, daß die Blüten emporsteigen in Glanz und Duft, daß Du ein Paradies geschaffen, wo eine Sandwüste war. Freut es Dich denn nicht einen Menschen beglückt zu haben? rührt es Dich nicht, gleich einem Stern in die graue Wolkennacht meines Daseins getreten zu sein? O Blanche, wenn Du nur wüßtest, welch eine ungeahnte Wonne es mir ist Dich zu lieben, wie ich lieben kann, vor Dir mein ganzes von Weh und Lust überschwelltes Herz auszuströmen — so würdest Du nicht sagen: Genug! — Genug? ... o siehst Du, das ist ein Wort von Menschen erfunden, welche dürftig genug sind, um an Sättigung zu glauben. Für mich hat es keinen Sinn. Darum laß mich Dir sagen, ausdrücken, aussprechen, auf irgend eine, oder auf hunderttausend Weisen, daß ich Dich liebe. Das Wort ist so arm, so kläglich, daß es klingt als hätte ich nichts damit gesagt! aber dennoch hat es lange, lange, schwer und brennend auf meinen Lippen gelegen, meinen Mund verschlossen, meinen Athem erstickt — o es hat mich fast getödtet! Doch nun bin ich glücklich, befreit, erlöst, durch Deine Gnade — ich darf Dir von meiner Liebe sprechen!"

Er umſchlang ihre Knie und ruhete ſeine Stirn darauf. Blanche ſagte ängſtlich:

„O Gott, ja, lieber Gaſton! aber laſſen Sie mich nur aufſtehen.“

„Alles, was Sie wollen,“ entgegnete er ſanft und erhob ſich.

Sie ſprang auf und ans Fenſter. Der weiche Abend wehte ſie erquickend an.

„Man muß dieſe letzten Tage des ſcheidenden Sommers recht genießen, rief ſie; wir wollen hinaus fahren ins Gartenhaus und dort meinen Mann erwarten, der ſpät vom Oberſtburggraf zurückkommen wird. Im Zimmer iſt es erdrückend.“

Sie fuhren ſpazieren und dann nach ihrem Gartenhauſe, welches nur ein freundlicher Salon war, von einem hübſchen Garten im engliſchen Geſchmack umgeben. Sie brachten hier oft die Abende zu; bald in Geſellſchaft, bald allein. Es war ein Piano da; Sonin ſpielte, Blanche ſang ſüße Romanzen oder gab Gaſton Unterricht im Tanz, der ihm ſonſt unerträglich war, weil er fand, daß ſeine Figur ſich nicht dazu eigene; aber es machte ihr Spaß — das änderte ſeinen Geſchmack; vielleicht auch dies: daß er ſie beim Walzer oder bei der Mazurka im Arm hielt.

An dieſem Abend war aber Sonin nicht da, um als Orcheſter zu figuriren, folglich konnten ſie nicht tanzen. Blanche ſetzte ſich ans Piano und ſang — bald ein Liedchen, bald ein Paar Takte aus einer Cavatine, die ſie abbrach, wenn es zu ſchwer wurde, und dann in einen Walzer überging. Dazwiſchen rief ſie ihm ein Paar Worte zu: ob

ihm dies gefalle, oder jenes? — oder sah sich, Lob erwartend, wenn eine Passage gelungen, nach ihm um.

Er lag auf dem Divan in träumerischer Extase. Vom Plafond hing eine Lampe herab, welche das ganze Gemach hell und warm erleuchtete. Aber die zugezogenen dunkelrothen Vorhänge, die lautlose Stille draußen machten es doch heimlich und traut. Und daß Blanche so unbefangen sang, als brauche sie sich nicht vor ihm zu geniren, that dieser Scene der Häuslichkeit keinen Eintrag. „Himmel, dachte Gaston, müssen solche Momente vorüberrauschen, wie jede andere gemeine, alltägliche Stunde?“ Er sprang auf und kniete neben Blanche.

„Nur in dieser Stellung darf ich zu Dir reden, sagte er, wenn ich Dir von meiner Liebe erzählen will; denn ich fühle dann, daß Du der Engel, die Göttin bist, die Erscheinung, welche mir Leben brachte, und mir Tod bringen kann, sobald sie sich verfinstert oder mir verschwindet. Blanche, weißt Du denn, wie ich Dich in meine Seele aufgenommen habe? — Wie das Augenlid sich um das Auge schmiegt, wie die Muschel die Perle hegt, wie das Nest das Vöglein birgt! — Kein Plätzchen, das Du nicht ausfülltest! kein Blick in die Zukunft, der sich nicht auf Dich zurückwendete! keine Hofnung, die nicht an Dich sich knüpfte! keine Erfüllung, die nicht Dein Segen wäre! — Ich kenne wenig die Welt; aber was ich von ihr kenne, ist genug, um mir zu zeigen, daß sie ohne Liebe eine Hölle ist, mit ihr ein Himmel. Bist Du denn nicht glücklich, Blanche, mich in den Himmel gehoben zu haben, den ich Armer, ich Ausgestoßner, ich Verwaister, von der Wiege an suchte und verlangte?“

Er hatte sie umfaßt und sah ihr mit so tiefer, übermächtiger Glut ins Auge, daß ihr war, als sprühe es Funken in ihren Busen. Wie schon gesagt: Nichts ist verführerischer, als eine Seele, sogar für die, welche keine haben, vielleicht für sie gerade am meisten. Sie stehen einer Macht gegenüber, für die sie nichts Aehnliches aufzuweisen haben, die sie wegwerfend und spöttisch Schwärmerei nennen, wenn sie kaltblütig sind, aber dämonisch, begeisternd, übermenschlich, wenn ein seltener Augenblick sie im Sturm unter diesen Blitzstral wirbelt.

Blanche flüsterte ein Paar unverständliche Worte.

„O rede nicht! bat er, schweige, schweig! — ich bin so überselig, daß ich sogar Dein Wort fürchte. Ohne Wort hast Du mir bis jezt Schweigen geboten und ohne Wort wirst Du mir nun erlauben zu reden. Dein Blick reicht hin, um meine Zukunft zu bestimmen. Du kannst sie lenken, Richtung und Ziel ihr geben; nur das Eine steht fest: ich bin untrennbar von Dir! und wenn Du mich durch die ganze Welt schicktest, so würd' ich sie durchpilgern und in Deinem Namen Wunder thun; und wenn Du mich über den Erdkreis aussendetest, so würd' ich wiederkehren und die Ausbeute seiner Schätze zu Deinen Füßen niederlegen! — Blanche, wer liebt Dich denn so, wie ich Dich liebe?"

Er schloß sie mit unwiderstehlicher Gewalt in die Arme; sie fühlte sich wie in Fesseln geschlagen und litt seinen Kuß. Endlich sagte sie:

„Lassen Sie mich, Gaston, gehen Sie, bitte, gehen Sie!"

„Dein Mund heißt mich gehen, flüsterte er, Dein Auge spricht: Komm her! Jener ist auf Verstellung geübt, dieses nicht. Ich folge der Wahrheit! ... Oder willst Du, daß

ich gehen ſoll, ſo befiehl, aber kalt, aber ſtreng, aber ſo, wie Dein Herz es nicht zulaſſen wird, das warm, raſch und weich ſchlägt.“

Sie befahl nicht. An ſeiner Leidenſchaft loderte nicht ihr Herz, doch ihre Sinnlichkeit auf. — — — Die Zeit rauſchte vorüber. — — —

Es war faſt Mitternacht, als Graf Sonin kam. Gaſton war ſeit einer Stunde fort. Blanche hatte geweint, und ihr Mann bemerkte es, obgleich er in fröhlicher Weinlaune war. Er fragte, was ihr fehle.

„Ich bin ſchläfrig, ſagte ſie verdrießlich, habe ſo lange gewartet!“

„Nun, Gaſton war ja hier, der pflegt Dir doch ſonſt die Zeit zu vertreiben.“

„Er iſt längſt gegangen, ſagte ſie, und wickelte ſich ſchauernd in ihren Shawl; — laß uns nur gleich nach Hauſe fahren.“

Sie hatte die erſte ſchlafloſe Nacht in ihrem Leben, und ſtand am andern Morgen zwei Stunden früher als gewöhnlich auf. Gaſton empfing folgendes Billet von ihr:

„Daß Sie die Schwelle meines Hauſes nicht wieder betreten werden, verſteht ſich von ſelbſt. Nur wenn ich Sie nie wiederſehe, kann der Haß, der ſich jezt in meiner Seele regt, der Gleichgültigkeit weichen, welche ich früher gegen Sie empfand. Blanche Sonin.“

Er las; er ſuchte zu verſtehen. Als ihm das gelungen war, fingen die Buchſtaben an ſich im tollen Tanz zu drehen, vor ſeinen Augen, in ſeinem Gehirn zu wirbeln. Er verlor auf ein Paar Minuten die Beſinnung. Das war ein Erwachen! In dem Moment, wo er glaubte ſeines Glückes

gewiß zu ſein und es an ſich gefeſſelt zu haben, brach es nicht bloß wie vom Wetterſtral getroffen über ihm zuſammen, ſondern donnerte ihm zu, es ſei nur eine Lüge geweſen, und er habe ſeine Liebe an kein warmes, reiches Gebild des Lebens — nur an ein grauenhaftes, hohles Geſpenſt verſchwendet.

„Allmächtiger Gott, ſtöhnte er, iſt denn das wirklich ein Weib! und iſt denn in der That das ganze Geſchlecht herzlos, der Liebe unfähig, und ſchmachvoll ſie entweihend, indem es zu gemeinem Scherz ihre Larve vornimmt! ... Und ich! und ich! was habe ich denn geliebt? ach, wenn ich ſagen dürfte: einen Traum!“

Er ſank aufs Angeſicht und weinte bittre, glühende Thränen. Dann raffte er ſich wieder empor und rief im Zorn:

„Ein erbärmliches Weib geliebt zu haben, ſo, bis zur Dummheit, bis zur Raſerei — das drückt den Stempel der Schmach auf die Stirn eines Mannes. Und ſie war meine erſte Liebe! und die erſte Liebe ſoll die wahre, die dauernde ſein! aber wenn ſie es nicht iſt, iſt es denn überhaupt eine?“

So brachte er den Tag hin. Dann packte er ſeine Habſeligkeiten zuſammen, ſagte den Dienſtboten, daß er ſeine Mutter in Karlsbad beſuchen wolle, ſetzte ſich auf die Poſt und fuhr nach Teplitz. Von dort ſchrieb er ſeinem Vormund, bat ihn, ſo ſchleunig wie möglich mit Geld und Paß ihn zu verſehen, der Aufenthalt in Prag ſei zu langweilig, er wünſche Norddeutſchland kennen zu lernen, ehe er nach Bonn gehe — und dann fing er an ſich auf ſeine letzte Vergangenheit zu beſinnen. Es war keine erfreuliche Erin-

nerung! zuweilen wäre es ihm eine wahrhafte Erquickung geweſen über ſeine Thorheit lächeln zu können — aber es wollt' ihm nicht gelingen! er nahm noch immer die Liebe ſehr ernſt, und hätte eher darüber verzweifeln, als ſpotten können, daß ſein Götze bei der leiſeſten Berührung zerbrochen war. Die Geſellſchaft ekelte ihn an, eh' er ſie kannte. Mit Männern hatte er noch gar nicht verkehrt, und außer der Mutter und der Geliebten, auch nicht mit Frauen; aber gerade dieſe beiden brachten ihm einen geringen Begriff von der Geſellſchaft bei, auf deren Character und Phyſiognomie das Weib ſo weſentlichen Einfluß übt. „Herzlos von der Wiege zum Grabe, verliſcht die Strohfeuerglut der Jugend ſehr bald in der überſättigten Launenhaftigkeit ſpäterer Jahre: frivole und eiskalte Männer müſſen ſolchen Weſen nothwendig gegenüber ſtehen, denn ſonſt wäre mein Geſchlecht allein elend — jezt ſind es beide!" dachte Gaſton.

Mit dem Nothwendigen verſehen trat er endlich ſeine Reiſe an und durchſtreifte Deutſchland in allen Richtungen. Dabei fing er an die Kunſt zu üben, welche für das Leben nothwendig und nur ſo lange ſchwierig, wie man ohne Fertigkeit und Uebung darin iſt: zu vergeſſen! — Er vergaß ſeine Thorheit voll Schmerz und Wonne, er vergaß die Form, in welcher ſie vor ihm erſchienen war, und nur ein uraltes Liebeslied voll tiefer klagender Sehnſucht, das ihm vielleicht an der Wiege geheimnißvoll geſungen war — denn auf Worte und Melodie beſann er ſich nicht — das konnte und konnte er nicht vergeſſen. Aber er achtete nicht weiter darauf, er trieb mit Eifer juriſtiſche Studien und fand einen liebenswürdigen Freund an Julian Ohlen, der mit friſchem, kecken Muth in der Seele munter und lebensfroh ihm entgegentrat.

Sie gingen im Frühling nach Heidelberg und wohnten zusammen bei einem Weingärtner, vor dem Thor der Stadt, auf dem Weg nach Carlsruh. Es ist ein schönes, üppiges Land, die Pfalz, mit ihren gesegneten Fluren, aus denen die alten Städte mit Römertrümmern und gothischen Domen und Kaisergräbern aufschauen, wie ernste Augen aus einem rosigen Antlitz; und Heidelberg ist das Diadem der Pfalz. Die Rebhügel klettern empor, die Kastanienwälder rauschen, die Nußbäume duften, die Blütenbäume wogen gleich dem Meer im Frühlicht, der heitere Neckar zieht wie ein wandernder Jüngling fröhlich durch die Flur — und oben steht der greise Zauberer, der romantische König, dem diese Herrlichkeit zu huldigen scheint — die Schloßruine.

Die Freunde machten Wanderungen und Ausflüge in die Nähe und Ferne, trieben die Studien etwas lässiger, und fanden, daß sich der Winter mehr als der Frühling dazu eigene, im Hörsaale hingebracht zu werden.

Der Weingärtner hatte viel Kinder, die alle hübsch und kräftig gediehen; Gertrud aber, seine älteste Tochter, war ein auffallend schönes Mädchen, mit feinen, edlen Zügen und melancholischen Augen, mit einer sanften, bescheidenen Haltung und langsamen Bewegungen. Ihre Haut war gebräunt, weil sie im Garten arbeitete, aber fein; ihre Hand roth und hart, weil sie Mägdedienst verrichtete, aber schön geformt.

„Alle Teufel! rief Ohlen, als er zum ersten Mal sie sah, welch feines Mägdlein! Und die soll mein Zimmer auskehren? Wasser für mich heraufschleppen? nie und nimmermehr!“

„Warum denn nicht? sagte Gaston ruhig — es ist doch

angenehmer von einer hübſchen als einer häßlichen Perſon bedient zu werden.“

„Haſt Recht! ich werde ſie lieber königlich belohnen, — verſteht ſich ſo, wie man die Schönheit zu belohnen pflegt, mit Küſſen.“

Ohlen ſuchte dieſen guten Vorſatz ſo viel wie möglich auszuführen und ward des Mädchens Quälgeiſt. Sie betrat nie ſein Zimmer, wenn er daheim war, ſie wich ihm im Hauſe ängſtlich aus; dennoch begegnete er ihr zuweilen und ſuchte einen Kuß zu erhaſchen. Gaſton ſagte:

„Aber ich begreife Dich nicht! Du mußt ja ſehen, daß es ſie plagt.“

„Ziererei der kleinen Hexe, lieber Bruder, und weiter nichts! es plagt kein Mädchen, wenn ein hübſcher Junge ſie küßt.“

„Wenn ſie Dich aber nicht leiden mag?“

„Nicht leiden mag? rief Ohlen und fuhr mit der Hand durch die ſchwarzen Locken; das Mädchen ſoll noch geboren werden, das den Julian Ohlen nicht leiden mag! und heut im Tage gebe ich ihr einen Kuß auf ihren allerliebſten Mund, den ich bis jezt noch nicht habe erhaſchen können — zur Strafe für Deinen Zweifel an meiner Unwiderſtehlichkeit.“ Er warf ſeine Mütze an den Plafond des Zimmers, volti-girte über Tiſche und Stühle und ſagte endlich: „Ich wollte nur, daß alles Glück mir ſo gewiß wäre als das, was ich dereinſt bei Frauen machen werde. Ja ja! was ſiehſt Du mich ſo erſtaunt an? — Kecken, verwegenen Muth, den beten ſie alle an, alle! denn das iſt ihnen etwas Fremdes, Neues, was außerhalb ihres Charakters liegt. Schwärmeriſch, leidenſchaftlich, glühend, ſentimental kann ein Weib

ſo gut wie ein Mann ſein — aber verwegen iſt keine. Darum rath' ich Dir, lieber Bruder, Dich ein wenig auf die verwegene Seite zu legen; denn man muß doch ſuchen alles Glück zu haben, was auf der Welt exiſtirt. — Nun komm in den Hirſchgraben! ich mein', es muß bald losgehen zwiſchen meinem Vetter und dem ſpitzfindigen, ſuperklugen, langnaſigen Vandalen! Verdammte Geſchichte, das! Wenn der Willibald ihn doch zuſammenhaute" .... —

Sie waren die Treppe hinabgeſtiegen. Da ſtand Gertrud im Hausflur, in jeder Hand einen großen Krug mit Waſſer haltend. Ohlen unterbrach den Fluß ſeiner Rede, hielt das Mädchen bei den Schultern feſt, drückte in aller Eil ein halb Dutzend Küſſe auf ihre Lippen und ſprang lachend von dannen.

„Das iſt recht garſtig von Ihnen, Herr von Ohlen," ſagte Gertrud ganz ernſthaft und ihre Lippen zuckten wie zum Weinen.

Er hörte es nicht, aber Gaſton war noch da und ſagte: „Er meint es nicht bös!" und ſtreichelte, zum Troſt gleichſam, ihre Wange. Da erröthete Gertrud ſo heiß, wie ſie nicht bei Ohlens Kuß erröthet war, und entſchlüpfte mit geſenktem Blick in die Küche. Gaſton dachte, als er ſeinem Freunde folgte, daß es wirklich ein liebreizendes Mädchen ſei, und daß ihr Vater Unrecht habe, junge wilde Leute in ſein Haus zu nehmen. Aber im niedern, auf kärglichen Gelderwerb angewieſenen Stande gilt nur eine Rückſicht: wie nämlich die zum Gulden erforderlichen ſechszig Kreuzer baldmöglichſt herbeizuſchaffen ſind. Die ewige Handarbeit, die tägliche, ja ſtündliche Beſchäftigung mit denſelben Dingen, die trotz ihrer Geringfügigkeit für den, der ſie

treibt, ſo wichtig ſind, weil ſie ihm ein kärgliches Brot ſchaffen — abrutirt die Seele. Sie weiß am Ende nur noch von einer Pflugſchaar, an der ſie zieht, von einer Krippe, an der ſie raſtet. Die dicke Atmoſphäre der Werkſtatt wirkt narkotiſch auf die geiſtigen Kräfte, und die großen Genies, welche alle hundert Jahr einmal aus ihnen hervorgehen, wie Jacob Böhme und Rouſſeau, verfallen vielleicht durch ſie in eine Art von geiſtigen Somnambulismus, bis ſie ſich endlich in einer Kraft erheben, für die kein Zimmer zu eng und keine Welt zu weit iſt. Der Feldarbeiter hat es beſſer als der Handwerksmann; er athmet doch gute, geſunde Luft; er darf doch ſeine Glieder brauchen. Am Ende freilich iſt er verbraucht, und Jener verkümmert! — Der Weinbauer hat es ſchwer; ſeine Arbeit iſt nicht bloß mühſelig, ſondern auch unſicher. Ein ſchlechtes Jahr — und das Elend kann über ihn einbrechen. Darum ſuchte Gertruds Vater zu ſammeln, zu erwerben, wo er es nur einigermaßen konnte, ohne ſein Gewiſſen zu beſchweren, und die obere Etage ſeines Hauſes zu vermiethen, war ein ſehr erlaubter Erwerb.

Am Abend lag Gaſton im Fenſter und hörte auf Gertruds Stimme, die mit einer Nachbarstochter vor der Hausthür plauderte. Sie ſprach ſanft und langſam, nicht mit der polternden, ſchreienden Haſt des Volks. Anfangs hatte nur ihre Stimme ihn angezogen, er beachtete erſt das Geſpräch, als Gertrud ſagte:

„Er iſt wol fein, der Herr von Ohlen, aber ein arger Sauſewind, der jeder Schürze nachläuft und mit Küſſen nur ſo um ſich wirft.“

„Oho! sagte das andere Mädchen, so kratz' ihm die Augen aus!"

„Ich mögte lieber, daß er mich zufrieden ließe" — entgegnete Gertrud.

„Nun, und der lange, blasse, mit dem wüsten Gesicht?"

„O, sagte Gertrud lebhaft, der ist brav!"

Dies unschuldige Lob rührte Gaston. Er hatte sich nie um das Mädchen gekümmert, sie nur freundlich gegrüßt bei zufälliger Begegnung, und sie schien ihm gut zu sein, zog ihn dem hübschen Ohlen vor, ihn der häßlich, gleichgültig war! — Aber von Stund' an war er nicht mehr gleichgültig gegen die schöne Gertrud; er war ihr dankbar. Von zwei unschuldigen Weiberaugen freundlich angeschaut zu werden, freut jeden unverdorbenen Mann, mögen sie einer Prinzessin oder einem Winzermädchen gehören. Gertrud war ihm wiederum dankbar, weil er sie nicht neckte, und sie suchte es ihm durch kleine Aufmerksamkeiten zu beweisen, die aber freilich nicht weiter gingen, als ihm täglich einen frischen Blumenstrauß in ein irdenes, buntbemaltes Krüglein auf den Tisch vor dem Spiegel zu stellen, oder ihm ab und an ein Dutzend riesenhafter Erdbeeren in ihren dunkelgrünen Blättern hinzulegen; Letzteres durfte aber nicht häufig geschehen, weil der Vater die Erdbeeren verkaufte, und den Kindern nicht gestattete sie zu naschen. Doch war es genug, um Gaston zu gewinnen. Gewarnt durch sein Begegniß mit Blanche Sonin, wo er allein gleichsam die Unkosten der sehnenden Liebe getragen, verlangte er jezt das Gegentheil, wollte er jezt seine Liebe an einer fremden entzünden, und wenn Ohlen von Gertruds Phlegma, von ihrer Amphibiennatur sprach, so dachte er heimlich: „Was weiß er

denn davon! sie liebt ihn nicht, und nur in der Liebe offenbart sich das Wesen.“ Aber er schwieg gegen den Freund, weil der ihm einst auf eine ähnliche Aeußerung geantwortet: „Guter Gaston! Dein schwerer, dorischer Styl paßt gar nicht für Liebestempel! man muß sie leicht wie Zelte bauen. Hat man eine Nacht darunter geruht, so bricht man sie ab, um sie wo anders aufzuschlagen.“ Dies Wort fuhr ihm wie ein Dolch durch die Brust, denn es klang wie eine Anspielung. Er sah Ohlen scharf an, um zu erspähen, ob Absicht dahinter verborgen sei, und erst, als dieser treuherzig fortfuhr: „Das ist bei Gott meine aufrichtige Meinung und ich glaube, daß sie den Frauen die liebste ist“ — da beruhigte er sich und dachte: „Er kann ja unmöglich etwas erfahren haben von jener — Thorheit! sie bleibt ein ewiges Geheimniß zwischen mir und ihr! Gräßlich, ein solches Geheimniß mit solchem Wesen zu theilen.“.

In Parenthese: Der Theil des Geheimnisses, den Blanche Sonin zu tragen hatte, muß ungleich leichter gewesen sein, denn um diese Zeit erinnerte sie sich kaum jenes kleinen Abenteuers mehr. Aber so sind die Frauen: Ein Geheimniß ist ihnen die beschwerlichste Sache von der Welt, und dasjenige, was sie nicht ausplaudern können, vergessen sie.

Das Kapitel der Liebe paraphrasirte Gaston aber nie mehr seinem Freunde gegenüber; und wenn dieser einen Satz nach dem andern erklärte, und ein Blatt nach dem andern umschlug, und auf jegliches seine Bemerkungen in margine schrieb, so hörte Gaston immer schweigend, bald lächelnd, bald kopfschüttelnd zu — und das war's, was Ohlen hauptsächlich wollte.

Eine Brustentzündung, in die Gaston verfiel, als er

nach großer Erhitzung ſich beim Baden erkältete, gab ihm Gelegenheit, Gertrud in ihrer liebenswürdigſten Erſcheinung als ſtille, ſorgſame Pflegerin zu ſehen. Obgleich ſie früh aufſtehen, und den Tag über ſtets arbeiten mußte, war ſie doch die halbe Nacht bei ihm, und als die Eltern ihr darüber Vorwürfe machten, entgegnete ſie ruhig:

„Was thut's denn? der Graf iſt ja krank, und Herr von Ohlen hat ſich überwacht und ſchlief ganz feſt.“

Gertrud hatte die inſtinktmäßige Güte des Weibes, welche überall, wo ſie ein Leid ſieht oder ahnt, mit ihrer Hülfe bereit iſt, ohne Gefahr oder Tadel zu fürchten. Dieſe Weiblichkeit entzückte Gaſton, vielleicht mehr als ihre Schönheit, die allerdings, wie Ohlen ihr vorwarf, etwas Phlegma verrieth. Es mag aber wol einiges Phlegma zur vollkommenen Schönheit des Weibes erforderlich ſein. Leidenſchaft bringt Unruhe in die Züge; ernſtes Nachdenken ſchärft ſie; ihre Blüte verweht und ihre Harmonie ſchwindet, wenn Stürme durch Herz und Seele gegangen ſind. Die Weſenheit des Weibes muß in der Beſchränkung vollkommen ſein, gleich einer Blume — dann iſt ſie ihrer Sphäre analog, glücklich, beglückend, und ihre äußere Erſcheinung muß das Gepräge dieſer harmoniſchen Exiſtenz tragen — dann iſt ſie ſchön.

Als Gaſton geneſen, war ſein Verhältniß zu Gertrud verändert, traulich, innig faſt. Sie fürchtete ihn nicht, denn ſie hatte ihm ja Gutes gethan, und ſein Herz klopfte wieder mit demſelben raſchen Schlag, wie ein Jahr vorher für Blanche Sonin. Und doch ganz anders! „Roſen werden gemalt wie Nelken — ſteht in einem alten Malerbuch — aber ganz anders.“ Jede Frau wird vom Manne an-

ders, nicht bloß nach ihrer Eigenthümlichkeit, ſondern ſogar nach ihren äußeren Verhältniſſen, geliebt. Aber die Frau liebt ſtets auf Eine Weiſe. Sogar in der Liebe iſt der Mann objectiv. In Gaſton ſpannen ſich wunderliche Gedanken aus. Blanche hatte er zu einem Idol erhoben, dem er knieend ſein ganzes Leben widmen und nichts dafür haben wollte — als unſägliche Liebe. Sie ſollte ihn glücklich machen. Er fühlte ſich damals ſo elend und arm, daß er ſich mit dem Glauben, irgend ein Weſen beglücken zu können, wie ein erbärmlicher Prahler vorgekommen wäre. Gertrud hingegen wollte er beglücken, und an ihrer ſchmiegſamen Seele, ihrem ſtillen Herzen mit ſeinem ſtürmiſchen ruhen. Er wollte ſie heirathen, nicht verführen. Einer vornehmen Frau hätte ſeine Liebe nichts gekoſtet, nicht einmal den Mann, den ſie ſchon beſaß; ſolch ein Weſen opferte ihm den Mann, welchen ſie noch nicht hatte: er ſah den ungeheuern Unterſchied ein. Aber den beachtete er nicht, der aus ihrer beiderſeitigen geiſtigen Bildung ſowol, als aus ihrer verſchiedenen Stellung auf der Stufenleiter der Geſellſchaft hervorging, und wenn er ihm einfiel, ſo glich er ihn aus durch Gertruds Anmuth und durch Hofnung auf ihre Bildſamkeit. Seine Liebe zu Blanche war eine Ode geweſen, im kühnen feurigen Schwung; jezt dichtete er eine Idylle. Er fragte ſich:

„Kann ich mehr wünſchen als ſtill und anſpruchlos um meiner ſelbſt willen geliebt zu werden? Dies Mädchen giebt ſich keine Mühe mich zu gewinnen, iſt ungeübt in Künſten und Ränken, verſucht nicht einmal meine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, kokettirt mit Keinem, obgleich ſie engelſchön iſt — und iſt mir in tiefſter Seele gut. Wo find'

ich ein ähnliches Geschöpf in der wilden, verschrobenen Welt? Und wenn man mir sagt, dies Bauermädchen passe nicht hinein, so antwort' ich: Dieser Engel eben so wenig. Ich werde mir eine selbständige Existenz schaffen, die mit meinen Neigungen und Kräften übereinstimmt, und zum ersten Mal in meinem Leben kann ich ohne Schmerz daran denken, daß die Gesinnung meiner Mutter von einer Art ist, welche mir es nicht schwer machen wird, meine Unabhängigkeit ihrem Mißvergnügen gegenüber zu behaupten. Liebe muß in meine Zukunft hineinlächeln und meiner Gegenwart ein holdes, erreichbares Ziel zeigen."

Eines Abends ging er in den Garten hinab, wo er Gertrud vor einem Gestell mit Blumentöpfen knien sah. Sie säuberte mit einer Feder sehr aufmerksam jedes einzelne Blatt an einem blühenden Myrthenbaum und sang halblaut: „Mein Schatz ist ein Reiter." — Gaston fragte:

„Wie heißt denn der Schatz, für den Du das Brautkränzlein da so sorgsam pflegst?"

Gertrud erhob sich, machte eine kleine Verbeugung und sprach:

„Der Myrthenbaum gehört dem Vater und einen Schatz hab' ich nicht." — Dann machte sie sich wieder an ihre Arbeit. Gaston rief:

„O geh mir! ich glaube doch, daß Du einem hübschen Burschen gar gut bist."

„Warlich nicht, Herr Graf!" betheuerte sie.

„Aber mir?" fragte er, umschlang sie und hob sie vom Erdboden auf.

„Gott sei mir gnädig! das würde sich nicht schicken" — sagte sie tödtlich erschrocken.

„Aber wenn ich Dir von Herzen gut bin?“

Sie sah ihn an und schüttelte schweigend den Kopf.

„So gut, daß ich Dich heirathen werde, wenn Du mich lieb hast.“

Sie schrie hell auf, drückte beide Hände vors Gesicht und wollte gehen. Gaston hielt sie am Arm fest, und bat:

„Antworte doch, Gertrud! sieh mich an und antworte.“

„Ich weiß wol, daß es nicht Ihr Ernst sein kann, was Sie eben sagten, Herr Graf, erwiderte Gertrud, aber Sie brauchten es ja gar nicht zu sagen.“

„Ich weiß wol, wie gut Du mir bist, und darum hab' ich in vollem Ernst gesprochen. Sag' mir nur, daß Du es zufrieden bist.“

„O lieb hab' ich Sie gewiß, sprach Gertrud leise, und Ihre Frau könnt' ich darum schon werden! — aber eine Gräfin“ . . . . —

Er ließ sie nicht ausreden, drückte sie heftig in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen. Da ertönte aus dem Fenster des Vaters rauhe Stimme. „Gertrud!“ und wie ein Reh floh sie dahin.

„Gertrud, sagte der Vater, wenn Du Dich noch einmal unterstehst das zu thun, was ich eben gesehen habe, so....“ — Er machte eine sehr verständliche Pantomime. — „Und nun trolle Dich in die Küche.“

Sie schlich sich zitternd hinaus, denn sie hatte nicht den Muth den Eltern zu sagen, in welcher Weise Gaston mit ihr geredet; sie fürchtete ausgelacht oder ausgezankt zu werden, daß sie so etwas glauben könne. Und sie hatte doch große Lust es zu glauben. Gaston war so gar nicht leichtfertig, hatte eine so treuherzige Stimme und so ehrliche

Augen — warum sollt' er es nicht ehrlich meinen? und hatte ihr nicht eine Kartenschlägerin in der letzten Neujahrsnacht prophezeiet, ihr stehe ein großes Glück bevor? Konnte das etwas Anderes bedeuten, als daß sie den Mann heirathen werde, dem sie von Anfang an, sie wußte nicht weshalb, gut gewesen? Mit solchen Gedanken entschlief und erwachte sie. In ihrem Herzen regten sich süße Liebesträume und schlugen, gleich Blüten im Frühling, die glänzenden Knospen aus einander. Der Rahmen, in welchem sich die Bilder ihrer Zukunft reiheten, war wol eng, und die Bilder selbst ungefähr im Styl jenes Hirtenknaben, der da sagte: **Si j'étais roi, je garderais mes moutons à cheval** — item, es war doch eine liebedurchwebte Zukunft. Da die Träume von Glück vielleicht seliger und ganz gewiß sicherer sind, als ihre Erfüllung, so genügen sie in der ersten Epoche der Liebe dem Seligkeit begehrenden Herzen, dessen glühende Sehnsucht in jedem Moment der Seligkeit gewärtig ist. Aber auch die Sehnsucht hat ihre verschiedenen Färbungen: bald bläulich unbestimmt und melancholisch; bald rosenroth jubelnd und siegesgewiß; bald feuerfarben lodernd, funkensprühend, verzehrend. Und hat sie sich heute gleich einer frommen, segnenden Hand auf das Herz gelegt, so verwandelt sie sich morgen in eine duftberauschende Rose und übermorgen in einen scharfen Dorn, der mit Martern die Brust durchwühlt — dann naht die Erfüllung! Wem hat sie Seligkeit gebracht? Wer hat nicht tausendmal die schwebende Sehnsucht sich zurückgewünscht?

Diese Stadien der Liebe durchliefen auch Gaston und Gertrud. Auf der letzten wollte sie verzweifeln. Sie hatte nicht die Liebe, welche Alles vergiebt. Das betrübte ihn,

ſonſt wär' er glücklich geweſen. Wie mag ſie nur bedauern mir anzugehören? fragte er ſich ſelbſt mit jenem unwillkürlichen Egoismus des Mannes, welcher immer meint, ſeine Liebe ſetze eine Ehrenkrone auf.

Es war Abends ganz ſpät, der Sturm brauſte, Schneeflocken wirbelten wild und eilig an die Fenſterſcheiben, das Feuer brannte praſſelnd, und Gaſton arbeitete. Da trat Gertrud wie ein Geiſt leiſe und todtenbleich in die Thür. Sie hielt ein Licht in der Hand, das hin und her ſchwankte, als werd' es auch vom Sturm gerüttelt. Gaſton ſprang auf, ganz verklärt; ſie kam von ſelbſt, er hatte ſie nicht darum gebeten; aber ohne ihm Zeit zu laſſen zu Wort oder Liebkoſung, fiel Gertrud ihm zu Füßen und flehte zitternd:

„Retten Sie mich Herr Graf, vor dem Zorn meiner Eltern, vor der Schande, vor der Todesangſt, vor dem Tode — o Gott, retten Sie mich!" Sie umklammerte ſeine Knie und ſchluchzte krampfhaft. Gaſton bebte; war es Freude, war es Schmerz? Er hob ſie auf, trug ſie zum Sopha, ſetzte ſich zu ihr und ſagte innig:

„Du biſt mein Weib! was grämſt Du Dich, Gertrud? — und morgen werd' ich Deinen Eltern Alles ſagen. Fürchte keines Menſchen Zorn, Du gehörſt mir an."

Wieder ging die Thür auf und Ohlen trat ein. Gertrud ſprang entſetzt auf und wollte entſchlüpfen; er umfaßte ſie und rief lachend:

„Alle Teufel, Mägdlein, Du biſt's, die ich hier reden hörte? ich glaubte, Gaſton disputire mit ſich ſelber."

Gaſton ſah ihn finſter an und ſagte befehlend:

„Laß ſie gehen!" — Ohlens Arm ſank wie vom Blitz

getroffen herab, er ſah Gertrud nach, als ſie aus der Thür huſchte, dann ſagte er:

„Wie ſtehſt Du denn mit der kleinen Hexe?“

„Ich werde ſie heirathen,“ antwortete Gaſton ruhig.

„Nimmermehr, Bruder! das wär' eine große Thorheit.“

„Ich ſehe es anders! doch ſelbſt, wenn es eine Thorheit wäre — immer beſſer, als eine Ehrloſigkeit! Mich bei dieſer tröſten, wenn jene um mich weint, und mich über Alle luſtig machen — das kann ich nicht, mein guter Ohlen.“

„Sich luſtig machen iſt von geringerer Conſequenz als ſich elend machen, ſich ſelbſt und das Mädchen dazu?“

„Warum ſcheint es Dir unmöglich, daß meine Frau glücklich ſein könne?“

„Gertrud Fiſcher — Gräfin Laßperg! das ſcheint mir unmöglich! — Beſinn' Dich nur, Herzensfreund, heirathe ſie nur nicht morgen in prima furia! Du haſt nichts, Du biſt nichts .... Wie kannſt Du mir einen ſo dummen Streich machen! Ich traute Dir das kalte Blut und die Prinzipien feſthaltende Geſinnung des alten Seume zu — weißt Du, was er zu ſagen pflegte, der wunderliche Kauz? — „Ich möchte wol von einem geſunden Bauermädchen einen Jungen haben, wenn es nicht gegen meine Grundſätze wäre.“ — In eine Klaſſe mit dem alten Seume rangirte ich Dich — und Du“ .... —

„Du biſt unerträglich mit Deinen Späßen,“ ſagte Gaſton verdrießlich.

„Nun ſo will ich ernſthaft ſein und Dich beſchwören, heirathe ſie nur nicht in den erſten drei Monaten. Gieb mir Dein Ehrenwort darauf.“

„Das verbietet ſich von ſelbſt. Es mögen wol drei

Jahr bis dahin vergehn. Ich bin nicht mündig, nicht selbständig — irgend eine Existenz muß ich doch ihr zu geben haben. Aber Du irrst, wenn Du meinst, daß die Zeit mein Vorhaben ändern werde. Mit kaltem Blut ein Geschöpf dem unermeßlichsten Elend, der Schmach, Preis geben, weil es mich geliebt, mir vertraut hat — Ohlen, hältst Du mich dessen fähig?"

„Wir wollen lieber heute nicht mehr von der Sache reden; guter Rath kommt über Nacht, und gut Ding will Weile haben, und mir strömen die Sprüchwörter zu, wie meinem Freunde Sancho Pansa, der mit all seiner tief menschlichen Weisheit doch nur seinem Herrn lästig fällt."

Aber ehe er ging, umarmte Gaston ihn schweigend und herzlich.

Am nächsten Morgen eröfnete Gaston Gertruds Eltern sein Verhältniß zu ihrer Tochter, und daß er sie heirathen werde. Dann bat er, daß man sie jezt mit Arbeit verschonen möge und gab dem alten Fischer 500 Gulden, um ihre Stelle im Haushalt durch eine Magd ausfüllen zu lassen. Weit mehr durch die vorliegende Summe, als durch das entfernte Eheversprechen, wurde der Vater zur Milde gestimmt, und Gertrud weinte heiße Thränen des Dankes an Gaston's Hals, daß er sie von der lähmenden Furcht befreit. Sie war durch und durch zaghaft. Als Ohlen ihr einmal halb scherzend, halb vorwerfend sagte:

„Du siehst, Gertrud, daß beim Sprödethun doch nichts herauskommt. Merk' Dir das: Ein Küßlein in Ehren, wer will's verwehren." —

Da antwortete sie, und große Thränen rollten ihr über die Wangen:

„Sie haben's leicht mich zu verſpotten, Herr von Ohlen, aber es iſt nicht brav von Ihnen, denn ich bin unglücklich genug.“

Das rührte ihn und er dachte, Gaſton thue endlich doch am Beſten, ſie zu heirathen.

In dieſe Zuſtände hinein fiel ein Trauerbrief: Gräfin Laßperg war geſtorben. Eine Flut der widerlichſten Verhältniſſe wälzte ſich auf ihren Sohn. Zerrüttete Vermögensumſtände, die größte Unordnung in den Geſchäften, Schuldner, die mit ihren Forderungen plötzlich auftauchten wie Maulwurfshaufen, ein kleines Erb- und Stammgut in Galizien, das zu dieſem Schiffbruch wie ein dürftiges Inſelchen ſich verhielt, das Zuflucht darbietet, wenn die Wellen nicht darüber hin rollen, ein unthätiger Vormund, der in dieſem Strudel nicht eben mehr als den kleinen Finger benetzen mogte — und Gaſton dazwiſchen, ungeübt in Geſchäften, unerfahren in den Verhältniſſen! Er machte eine zwar nicht angenehme, aber nützliche Schule durch, und ward zum Glück mündig, als er eben auf dem Punkt ſtand, ſich mit ſeinem zögernden, ſchlaffen Vormund zu entzweien. Nun hatte er freie Hand und begann die Verwickelung ſeiner Angelegenheiten langſam und ſicher zu entwirren, nachdem er ſich nur erſt den Ueberblick verſchafft hatte. Er wollte Alles fahren laſſen, nur nicht die Beſitzung in Galizien; die paßte zu ſehr in ſeinen Lebensplan. Eine ſtille, wolthätige, friedliche Exiſtenz für ſich, für Gertrud, für ſeine Kinder, Unabhängigkeit, Liebe, reges Wirken im angewieſenen Kreiſe, der Gottlob! begrenzt genug war um den Segen der Wirkſamkeit nicht in alle vier Winde zerflattern zu laſſen: dies war Gaſton's Lebensplan.

Da empfing er einen Brief aus Heidelberg. Ohlen schrieb:

„Herzensfreund! Gestern Abend ist Gertrud von einer „Tochter entbunden und befindet sich wol, was mich herz„lich freut, denn das arme Ding sah so matt und schwach „aus, daß ich fürchtete, sie werde es nicht überstehen. Du „bist nun Papa, und ich hoffe, ein recht vergnügter; beson„ders deshalb vergnügt, weil Dir der Himmel durch eine „Tochter Vaterfreuden bescheert. Denn da Du Gertrud hei„rathen und dies Kind legitimiren lassen willst, so ist es „für ein Mädchen gewiß einerlei, ob es neun Monat vor „oder nach der Hochzeit geboren; ein Knabe hingegen würde „bei Erbfolgen ꝛc. doch vielleicht darunter leiden müssen. „Nimm also meinen doppelt herzlichen Glückwunsch. — „Uebermorgen geht's mit mir auf und davon, nach Berlin! „die Studien sind beendet, das praktische Leben beginnt. „Die Hofnung wirft ihren goldnen Apfel auf meine Bahn; „ich werde mich aber nicht wie Atalante unterwegs nach „ihm bücken; am Ziel nehm' ich ihn auf. Werden wir uns „je wiedersehen? Warum nicht! — Aber wie? Als tüchtige „Männer! — Vale. Ohlen."

Gaston freute sich, ohne alle Nebengründe, wirklich über sein Töchterchen. Er malte sich das Verhältniß zwischen Vater und Tochter für die Zukunft mit den lieblichsten Farben aus. Er war so jung, daß die Blütenzeit ihrer Jugend, nicht in den kühlen, welkenden Herbst, sondern in den reichen Sommer seines Lebens fallen mußte. Jezt wollte er ihr Gespiele und Gefährte, später Freund sein, nachdem er sie für sein Herz und nach seinem Sinn erzogen. „Und wenn Niemand sonst auf der Welt — sein Kind kann man

glücklich machen, meinte Gaſton, denn mit einer ſo vollkommnen Selbſtverleugnung liebt man kein andres Geſchöpf.“ —

Armer Gaſton! wenn es möglich wäre ſeine Kinder glücklich zu machen, ſo würde es ſchwerlich ſo viel Unglückliche auf der Welt geben! Nein; das Glück eines Menſchen ruht in einer andern Hand, als in der eines Menſchen!

Einige Monat vergingen, ehe ſeine Geſchäfte gelichtet und geordnet waren. Es blieb ihm ein ſehr mäßiges Einkommen; aber von Kindheit auf an Einſchränkung ſeiner Bedürfniſſe gewöhnt, drückte die Sparſamkeit ihn nicht, nur ſah er ein, daß er nothwendig eine Frau haben müſſe, welche ſich nicht durch ſeinen Namen verführen laſſe, Anſprüche an Glanz zu machen — und mit freudigem Herzen reiſte er zu ſeiner demüthigen, anſpruchloſen Geliebten, die der Himmel recht eigentlich für ihn geſchaffen zu haben ſchien. Ob er ſie gleich heirathen, ob er noch vorher einige Jahre mit Reiſen und Studien hinbringen ſolle — das ſollte ſie ſelbſt entſcheiden. Zum zweiten Mal ein Studentenleben beginnen, nachdem er bereits den Faden der Theorie, der dort geſponnen wird, in die Praxis verwebt hatte: das behagte ihm nicht. Ueberhaupt giebt es wol keinen Zuſtand, den man zum zweiten Mal durchmachen mögte, wenn er uns auch das erſte Mal vollkommen befriedigt hat. Die Pauſe, welche beide trennt, iſt gleich der, welche ein Inſtrument in einer großen Symphonie hat: ſie wird durch andere Inſtrumente ſo ausgefüllt, daß, wenn ſein Thema wieder anhebt, es in einer andern Tonart geſchieht, und daher einen ganz andern Effect macht. Aber

Reiſen lockten ihn, das mächtige Treiben der großen Städte, die unbekannten Reize der Geſellſchaft, die Maſſe des Wiſſens, der Kenntniſſe, welche man im Verkehr mit Menſchen erwerben kann, wenn man nur verſteht zu hören und zu ſehen. Er fühlte wol, daß er als Ehemann, als Familienvater, zu Sorgen verbunden ſei, die ihm das Durchſtreifen der Welt vielleicht unmöglich machen, und gewiß erſchweren würden; doch Gertruds Wunſch allein ſollte beſtimmen.

Im October kam er nach Heidelberg. Es war die Zeit der Weinleſe; da er aber ausdrücklich Gertrud gebeten hatte, keine Arbeit zu verrichten ſeit ſie Mutter war: ſo durfte er wol darauf rechnen ſie daheim zu finden. Mit hoch klopfendem Herzen betrat er die Schwelle des freundlichen Hauſes, öfnete er das wolbekannte Familienzimmer rechter Hand. Die Sonne ſchien hell auf die weißen Wände, auf die reinlichen, beſcheidenen Geräthſchaften, die nur durch eine Wiege vermehrt waren. Aber nicht Gertrud ſaß an derſelben, ſondern ihre jüngſte Schweſter, ein blaſſes kränkliches Kind, das in dem tiefen Großvaterſtuhl wie eingeſargt lag, und nachdenklich einen großen grauwollenen Strumpf ſtrickte. Auf Gaſtons haſtige Frage nach Gertrud ſagte ſie:

„Sie iſt mit den Andern im Weinberg; ſoll ich ſie rufen?“ — und lief fort, als er ſchweigend nickte.

Gaſton nahm ihren Platz ein und betrachtete andächtig ſein ſchlafendes Kind. Tiefe Stille herrſchte im ganzen Hauſe, nur durch das einförmige Picken der Wanduhr unterbrochen, und draußen war es eben ſo ſtill. Nichts regte ſich, als das ſpärliche Weinlaub vor den Fenſtern und es raſſelte dürr im Herbſtwind, es flüſterte nicht ſo weich und geſchmeidig wie in der Frühlingsluft. Und das Kind lag

auch so still da, und schlief weiß Gott welcher Zukunft entgegen! Unsägliche Schwermuth, wie sie uns nie an einem Grabe, und oft an einer Wiege überfällt, beschlich Gaston. Am Grabe haben wir es mit der Vergangenheit zu thun, und die ist begrenzt, trotz all ihrer Wonnen und Schmerzen, Entzückungen und Foltern, immer begrenzt; und nur das Schrankenlose der Zukunft flößt, wie jede Unermeßlichkeit, dem Menschen jenen Tiefsinn ein, mit dem er Alles ahnen und nichts begreifen kann.

Endlich kam Gertrud; aber freilich in der etwas unsaubern Winzertracht. Das beleidigte Gastons Auge. In diesem Jahr der Trennung hatte er sie sich immer schlicht und einfach, aber als seine Frau, nie als Magd vorgestellt. Jezt erschien sie doch in Mägdetracht und Mägdedienst vor ihm; aber schön und still wie sonst, und auch noch eben so schüchtern. Doch in einem Augenblick war die Aufwallung des Verdrusses zurückgedrängt. Er ging ihr rasch entgegen, umarmte sie, fragte nach dem Kinde, und bemühete sich in den alten Ton der Traulichkeit wieder einzufallen, den er früher mit ihr gehabt. Aber vertraulich war sie nie zu ihm gewesen, denn das ist man nur zu seines Gleichen, sondern zärtlich, hingebend, dankbar; und ein Theil allein kann auf die Dauer nicht traulich sein, wenn der andere immer scheu und zurückhaltend ist. So lange Gertrud nur seine Geliebte, das arme Mädchen aus niederm Stande, und durch ihn in drückendem Verhältniß war, kam ihre Art zu sein ihm höchst natürlich vor. Doch als Mutter seines Kindes, als Gefährtin seines Lebens, mußte sie auf eine andere Stufe, ihm näher, sich stellen; er hatte gemeint, dies Bewußtsein würde sich von selbst im Lauf dieses Jahres

Grunde gehen ließ. Er hatte ſo viel an ſich und ſein Glück, ſeine Liebe, ſeine Hofnungen, ſeinen Vortheil gedacht und dafür gearbeitet, daß es ihm ein wahrhaftes Labſal wurde, aus dieſen engen Zuſtänden heraus und in die allgemeinen einzutreten, um ſo mehr — da ihm dieſe fremd waren. Das wirre, unruhige, drangſalvolle, ſtrebſame Treiben der Zeit betrachtete er mit dem höchſten Antheil als die Wehen einer alten Welt, um eine neue zu gebären. Daß ſie in ſolchem Moment der Kriſis außer Rand und Band gerathe, und in ihren Zuckungen Faſſung und Haltung und Beſinnung verliere, ſchien ihm ſehr begreiflich. Er blickte über die Periode der Qual in die der Beruhigung, wo alle Kräfte ſich ſammeln und ordnen, und endlich in die des linden Gleichgewichts hinüber, wo ſie ſämtlich Luft und Raum zu harmoniſcher Entwickelung finden müßten. Ob die alte Zeit nicht ſchon wirklich zu alt, zu ſchwach, zu vermorſcht ſei, zu wenig Energie in Geiſt und Blut habe, um eine junge, geſunde Frucht hervorzubringen, und ob ſie nicht mit derſelben in Krämpfen erſticken, und zu Staub und Moder zerfallen könne — das fiel ihm zum Glück nicht ein. Wie könnte der an der Welt verzweifeln, der noch ſo viel von ihr für ſich ſelbſt hoft! Nichts für ſich ſelbſt von ihr hoffen und doch nicht an ihr verzweifeln, iſt eine melancholiſche Stärke, welche die Jugend nicht haben kann, weil ihre Stärke eben die Hofnung iſt.

Gertrud ſchrieb dann und wann. Gaſton nahm mit Freuden wahr, daß ihre Handſchrift freier, der Ausdruck ihrer Gedanken klarer und beſtimmter, die Form correcter wurde. Aber ihre Mittheilungen betrafen nur ihre Tochter oder ihre Studien, die ihr einiges Vergnügen zu machen

ſchienen. Vor ihrem innerſten Weſen ſchwebten fortwährend wogende Nebel, die es unmöglich machten zu erkennen, ob eine ſelbſtändige Erſcheinung dahinter zum Durchbruch zu kommen ſuche.

Da Gaſton ſeine unauflösliche Verbindung mit ihr um ein Jahr hinausgeſchoben und dies lediglich auf Frankreich, meiſtentheils in Paris, verwendet hatte, ſo gab es keinen Grund, weshalb er nicht ein zweites Jahr in England zubringen ſollte. Die beſchränkte Häuslichkeit, die ſorgliche Verwaltung von Hab und Gut, die Vereinzelung des eignen Heerdes, ſchien ihm unwichtig, faſt drückend, dem bewegten Leben gegenüber, von dem er ſich gern mit fortwirbeln ließ. Er wollte ſich gleich der Ameiſe für den Winter, Erfahrung, Einſicht, Kenntniſſe, Kunde von Staaten und Völkern verſchaffen, um künftig davon zehren zu können. So ging er nach London, nach Irland und Schottland, nach Norwegen und Schweden — immer ſuchend, ſpähend, forſchend nach dem Etwas, das ſein ganzes Weſen ſo grade in die Mitte treffen ſollte, wie der Pfeil die Scheibe trift. Aber er glaubte nicht nach dieſem Etwas zu ſpähen; nur unwillkürlich ſucht man es; darin beſteht das Leben der Sehnſucht. Alles und in Allem kann ja vielleicht ihre Befriedigung verborgen ſein: darum ſchlingt ſie ſich um Alles. Iſt man aber zum Bewußtſein gekommen — ich meine, iſt die Sehnſucht auf einen beſtimmten, vereinzelten Punkt gerichtet, ſo iſt es aus und vorbei mit ihrem Leben, ſie verfällt in eine Agonie von hofnungsloſer Wehmuth. Nur auf zweierlei Weiſe kann der Menſch alsdann mit ihr fertig werden: entweder — er giebt ſich ihr gelaſſen hin, und läßt ſich von ihr untergraben, wie die Meereswellen das Ufer untergraben, es weich und morſch

machen, unausgesetzt daran nagen, bis es allmälig zerbröckelt und abstirbt, und pulverisirt in die Fluten sinkt; oder — er giebt ihr einen derben Fußtritt, der sie auf immer in seinen eignen Augen erniedrigt, und wendet sich zu den Realitäten der Existenz. Sollte Jemand meinen, es gäbe noch eine dritte und edlere Weise, indem man nämlich das Ziel zu erreichen strebe, das sie in der Wolkenhöhe zeigt: so gehört dazu freilich kein andrer Muth, als dazu gehören würde, um eine Expedition in den Sirius antreten zu wollen.

Endlich betrat Gaston wieder deutsche Erde. Er fand in Lübeck einen Brief von Gertrud, der ihn aber bereits seit drei Monaten dort erwartete. Doch hatte er seine Freude daran; Gertrud schrieb herzlicher, bestimmter, unbefangener. „Sie wird sich noch sehr schön entwickeln, und unter meinen Augen erst ganz" — dachte Gaston und eilte froh nach Heidelberg.

„Nun endlich!" rief Gertrud ihm entgegen und erhob sich rasch von ihrer Arbeit, als er eines Tages bei ihr eintrat.

„Hast Du mich ungeduldig erwartet, liebe Gertrud?" fragte er zärtlich und wollte sie in seine Arme schließen.

„Wol!" entgegnete sie erröthend; aber sie hielt seine Hände zwischen den ihren fest, so daß er sie nicht umarmen konnte, und sah ihm fest in die Augen.

„Was ist geschehen? stammelte er; wo ist die kleine Gertrud?"

„In der Stadt mit meiner Schwester. Es ist ein gar muntres, liebes Kind."

„Gottlob! ein liebes Kind, ein liebes Weib — meine Gertrud; ich bin recht glücklich!"

„Sie sind so gut, sagte Gertrud mit gefalteten Händen;

ich würde mir nimmer vergeben Ihnen weh zu thun, wenn ich nicht wüßte, daß es eben ſo wol zu Ihrem, als zu meinem Beſten iſt. Setzen Sie Sich — fuhr ſie fort ihn zu einem Stuhl führend, während ſie vor ihm ſtehen blieb — und ſehen Sie mich nicht ſo ſtarr an, ach! und verzeihen Sie mir, daß ich nicht im Stande bin Sie — zu heirathen.“ Sie holte tief und erleichtert Athem. Aber Gaſton rief heftig:

„Warum nicht, Gertrud?... O Du gehſt auf ſchlechten Wegen! Du mußt mich heirathen! Ich ertrag' es nicht was ohne mich aus Dir werden ſoll!“

„Ich werde einen braven Mann heirathen, für den ich mich in allen Dingen beſſer ſchicke, als für Sie.“

„Und den betrügſt Du, indem Du mich verläßt? ſchwaches, heuchleriſches Weib!“

„Schwach bin ich, Herr Graf, aber heuchleriſch nicht. Müller weiß Alles.“

„Und dennoch! dennoch! aber wer iſt dieſer Müller?“

„Der Schulmeiſter Müller, mein Lehrer“... —

„So, ſo! nun das hab' ich ja recht geſchickt eingerichtet! Ich gratulire, meine gute Gertrud, und bin, da es Dein Wille iſt, gern bereit Dir zu entſagen. Doch wenn auch meine Braut, meine Frau an den Schulmeiſter Müller übergeht: meine Tochter werd' ich behalten und gleich mit mir nehmen.“

Er ſtand auf. Gertrud warf ſich ihm weinend in den Weg und ſchluchzte:

„Gehen Sie nicht im Zorn von mir, ich kann's nicht ertragen! Sie ſind ja ſo gut, ſo edel, wie vor vier Jahren, ich weiß es, ich fühl' es! Ich werde Sie nie vergeſſen, aber

ich kann wahrhaftig nicht Ihre Frau ſein, bin nicht dazu erzogen. Die fremden Verhältniſſe würden mich todt drücken, Sie würden Sich meiner ſchämen, mich nicht lieben.“ —

„Dieſe Vorausſetzungen ſind willkürlich, ſind Dir bequem. Drei Jahr lang hab' ich Dir mit vollem Herzen angehangen“ ... —

„Gewiß! gewiß! aber wie wenig haben Sie mit mir gelebt! Ich bin ein armes und geringes, unwiſſendes und einfältiges Mädchen, das nie werden kann, was Sie berechtigt ſind von Ihrer Frau zu fordern, und auch mit der Zeit fordern werden: eine Dame.“

„Ich höre mit Vergnügen, daß Du nicht umſonſt bei Herrn Müller in der Schule geweſen biſt, denn Du ſprichſt wie eine Dame, d. h. wie ein Weib! — fuhr er mit ausbrechender Heftigkeit fort; — darin ſeid Ihr Euch alle gleich! glatte, klingende Worte, ſüße Mienen, falſche, treuloſe Herzen! Nein! gar keine Herzen! Der Ball, der in Eurem Buſen vom Blut hin und her geſchleudert und von der Eitelkeit aufgefangen wird, verdient nicht den edlen Namen. O Gertrud, Du biſt erbärmlich, wie Alle! Den Einen heirathet Ihr, ohne ihn zu beglücken; den Andern beglückt Ihr, ohne ihn zu heirathen! Wo Ihr ſicher ſeid, da wendet Ihr Euch ab: wo Ihr fallen könnt, dahin kehrt Ihr Euch. Und dann, nachdem Ihr die Männer ſo elend gemacht habt, daß ſie verachten müſſen, wo ſie einſt liebten, dann wagt Ihr über Verkennung, Ungerechtigkeit, Härte zu klagen! dann geberdet Ihr Euch wie die Unterdrückten, die Dulderinnen, und vergeßt, daß Ihr von dieſem nur für das Unrecht geſtraft werdet, was Ihr an jenem mit Frevelmuth, mit dämoniſcher Bosheit tauſendfach verſchuldet habt.“

„Barmherzigkeit! ächzte Gertrud, hätte ich dies ahnen können, ich würde geschwiegen haben“ ... —

„Und mich geheirathet? und mich betrogen haben? ... Es ist noch brav genug, daß Du ehrlich gegen mich bist — setzte er ruhiger hinzu — und was kannst Du denn auch dafür, daß Du mich nicht liebst? Ich bin vielleicht nicht liebenswürdig, und wär' ichs — was weiß ein Weib von Liebe? — Nein, gute Gertrud, weine nicht, heirathe Deinen Schulmeister Müller, gieb mir meine Tochter und laß uns in Frieden scheiden. Ich sehe jezt deutlich ein, daß ich nicht für Frauen tauge. Sie sind zu glatt, zu schmiegsam, zu gebrechlich für meine harte Hand. Von fern nur will ich künftig ihre schillernde Grazie betrachten.“

Da kam die kleine Gertrud heim, ein schönes, frisches Kind, mit braunen Augen und Locken, zierlich, lebhaft, beweglich. Gaston flog ihr entgegen und riß sie stürmisch in seine Arme. Er rief:

„Dich will ich lieben, mein Kind, Dich allein, und keine Gegenliebe verlangen, dann — o Gott, werd' ich endlich wol glücklich sein!“

Er überschüttete die Kleine mit Liebkosungen, und sagte dann zu Gertrud:

„Du warst immer ein braves, verständiges Mädchen, bist nur durch mich in Unruh und Verwirrung gerathen. Ich traue Dir zu, daß Du mit Besonnenheit überlegt haben wirst, wie Du Dich am Besten heraus ziehen könnest — und dann bleibt uns freilich nichts übrig als Trennung.“

Gertrud nahm die Kleine von Gastons Arm, küßte sie, trocknete ihr Auge und gab sie dem Vater zurück.

Als Gertrud einige Wochen darauf wirklich den Schul-

meiſter Müller heirathete, war Gaſton längſt mit ſeiner Tochter in Genf, wo er den Winter zubrachte. Man rieth ihm dort, das Kind in eine Erziehungsanſtalt zu geben; aber es war ihm unmöglich ſich von ihr zu trennen, denn Alles, was er jezt ſah, hörte und dachte, bezog er auf ihre Gegenwart oder Zukunft, und während ſeines zweijährigen Aufenthalts in Italien wich ſie nur auf Stunden von ſeiner Seite. Er übertrug alle Liebeskraft ſeines Herzens auf die kleine Gertrud und kümmerte ſich gar nicht um Frauen, was ihm dadurch ſehr erleichtert ward, daß ſich die Frauen durchaus nicht um ihn kümmerten, weil er nichts hatte, was in der Geſellſchaft glänzt.

Endlich durch Geſchäfte in ſeine Heimath gerufen, entdeckte er dort in einem Wuſt uralter Papiere Lehnsanſprüche an die Herrſchaft Roſenau. Er erkundigte ſich nach dem gegenwärtigen Beſitzer, und erfuhr, daß der letzte Graf Laßperg in Schleſien vor mehren Jahren geſtorben, und Roſenau auf ſein einziges, in England vermältes Kind, auf Lady Catherine Desmond, übergegangen ſei. Da aber hiebei ſein Lehnrecht nicht berückſichtigt worden war, ſo wollte er, zum Beſten ſeines Kindes, gegründete Anſprüche nicht aufgeben, und begann den Prozeß, welcher ihn und Catherine in Breslau zuſammenführte. Aber auch ſeinen alten Freund Ohlen traf er dort angeſtellt, dann und wann die Arbeit und das ſklaviſche Leben am Seſſionstiſch verwünſchend, allein immer ſo heiter, ſo gewandt, ſo herrſchend, als ſei das ganze Leben im Grunde viel zu gering, um eine Verwünſchung zu verdienen.

„Deine Couſine iſt eine wunderſchöne Frau, lieber Gaſton — ſagte Ohlen gleich am erſten Abend ihres Wieder-

ſehens zum Freunde — und auch ſehr angenehm in ihrer Art! aber ihre Art iſt vielleicht nicht angenehm, wenigſtens Dir nicht. Du wirſt ſie doch kennen lernen wollen?“

„Da ich einmal hier bin, muß ich mich wol ihr vorſtellen laſſen.“

„Wenn Du willſt, kann es gleich heut Abend geſchehen. Es iſt große Soiree bei der Frau von Roſen, es werden Tableaux dargeſtellt, natürlich ſo abgeſchmackt wie möglich; ich bin auch dabei. Da kannſt Du Dich gleich als kaltblütiger Kritiker über uns Alle luſtig machen, und nebenbei die haute volée kennen lernen. Was wollteſt Du auch allein im Gaſthofe beginnen!“

„Ich bin nicht allein, Gertrud begleitet mich immer.“

„Gertrud? wie? hab' ich nicht gehört“ ... —

„Dieſe Gertrud iſt meine Tochter.“

„Glücklicher!“ rief Ohlen in leichtem Ton; aber es zog ein Schatten von wunderbar tiefer Trauer über ſeine Züge, um ſogleich wieder der gewohnten Heiterkeit Platz zu machen. Sie fragten und erzählten ſich noch viel. Dann führte Ohlen ſeinen Freund zu Frau von Roſen und überließ ihn ſeinem Schickſal, um ſich ſelbſt in das Koſtüm Carls des Kühnen zu werfen, nachdem er ihn der Dame vorgeſtellt.

Es war ſchon ſpät, und alle Welt in äußerſter Spannung auf die ſeit Wochen beſprochenen und eingeübten Tableaux. Nichts kleidet das Menſchenantlitz ſchlechter, als Neugier. Gaſton meinte niemals ſo viel häßliche Geſichter geſehen zu haben. Er ſpähte nach ſeiner ſchönen Couſine, und fragte endlich einen jungen Mann, dem Schnurr- und Zwickelbart weder ein kriegeriſches, noch ein geniales, ſon-

dern nur ein geziertes Anſehn gab, ob Lady Desmond in der Geſellſchaft ſei.

„Ja, aber bei den Bildern beſchäftigt," war die Antwort.

Der Vorhang ging auf und es wurden eine Menge von Tableaux unter Muſikbegleitung dargeſtellt, Alle nach engliſchen Stahlſtichen und franzöſiſchen Lithographieen, zugeſtutzt, wie es eben die hübſchen und eleganten Darſteller am vortheilhafteſten für ſich hielten und daher verzerrt, characterlos und lächerlich. Aber die Mütter ſahen ihre Töchter, die Frauen ihre Geliebten in glänzender Kleidung und vortheilhafter Beleuchtung: alſo wurde allgemein bewundert und geprieſen. Als endlich gar Rafaels heilige Cäcilia mit ihrem apoſtoliſchen Gefolge ſich ſo theatraliſch wie möglich gruppirte, war des Beifalls kein Ende, und Gaſton würde ſich ſehr gelangweilt haben, wenn nicht der junge, ſchnurrbärtige Nachbar ihn mit unerſchöpflicher Suade unterhalten hätte. In einem Zwiſchenakt hatte er das Geſpräch mit der Frage angeknüpft, ob Gaſton ein Fremder ſei, und nach deſſen Bejahung ihm auseinandergeſetzt, daß er alsdann das Geſchick preiſen müſſe, welches ihn nach Schleſien geführt habe, denn Schleſien ſei das intereſſanteſte und wichtigſte Land in Europa.

„Das intereſſanteſte? dieſe Vorliebe kann man bei Ihrem Patriotismus begreifen — erwiderte Gaſton — aber das wichtigſte? es iſt doch nur eine kleine, abgelegene Provinz."

„Ob klein und abgelegen — einerlei! wo aber heut zu Tag ein bedeutender Mann erſcheint, kann man zehn gegen eins wetten, daß er ein Schleſier iſt. Von den Mongolenkriegen bis zu den Napoleoniſchen war Schleſien immer der

Heerd des kriegerischen Feuers, indessen das übrige Deutschland kalter Asche glich, und dieselbe Glut weht auch in unsrer geistigen Richtung, und gab in den vergangenen Jahrhunderten den Ton an, welcher später im übrigen Deutschland wiederhallte. Die schlesischen Dichterschulen bezeichneten immer eine neue Epoche in der Literaturgeschichte, und ich meine, daß in gegenwärtiger Zeit unsre Schriftsteller wol Nebenbuhlern, doch keinen Ueberwindern begegnen. So reich an Historie, so gesegnet mit ausgezeichneten Männern, so begabt mit Naturschönheit, ist gewiß selten ein Land — und Schlesien ist es jederzeit gewesen, immer kräftig, immer blühend, immer bereit zu Sieg und Sang, unerschöpflich in Heldenthum und Poesie."

Wenn der Vorhang aufging, schwieg er, oder machte Glossen über Bilder und Darsteller.

„Ich werde sie Alle karikiren" — sagte er.

„Ah, Sie sind Maler?" fragte Gaston.

„Nein, entgegnete der junge Mann ruhig, ich bin Herbert." Er war überzeugt, auf Gaston denselben Eindruck gemacht zu haben, als wenn Göthe oder Napoleon sich ihm auf diese Weise zu erkennen gegeben.

Gastons erstaunte Augen fanden zum Glück einen andern Gegenstand, denn das letzte Bild ward enthüllt und den übrigen so unähnlich dargestellt, daß bedeutendes Staunen Keinem zu verargen war. Van Eycks bekanntes Prachtgemälde, die Anbetung der heiligen drei Könige, ward hier mit Ruhe und Wahrheit wiedergegeben. Die Darsteller hatten sich entschlossen wirklich nicht sie selbst, sondern die von dem Maler gedachte und gewollte Gestalt zu sein. Gaston erkannte sogleich in dem herrlichen Mohrenkönig, dem van

Eyck Carls des Kühnen Züge gegeben, ſeinen Freund Ohlen, und freute ſich über die ſtolze, freie Geberde, mit der er den Becher aus des Dieners Hand nahm, um denſelben dem Kinde darzubringen. Auch die zwei andern Könige und Joſeph drapirten ſich nicht wie Gliederpuppen in ihren Gewändern; aber der Brennpunkt des Bildes war die demüthige Madonna, welche, unbekümmert um die Huldigung der Welt, im nonnenhaft verhüllenden, dunkelblauen Mantel das Kind auf ihrem Schooß anblickt. Gaſton war entzückt von dieſer ſtillen, jungfräulichen Haltung, dieſer anſpruchloſen Verſenkung in ihr Kind, von der Zartheit ihrer Züge, lieblich kontraſtirend mit der Würde ihres Ausdrucks. In der Seele dieſer Frau mußte die Ahnung ſchlummern, oder vielleicht ſchon wach geworden ſein, daß man ohne Selbſtſucht lieben könne. Alte Bilder ſeiner Wünſche ſtiegen vor ihm auf; alte Träume ſahen ihn plötzlich wie mit friſchgewaſchnen Augen an. Die holde Jungfrau ſchwebte ihm vor, nachdem der Vorhang längſt gefallen, tumultuariſcher Beifall erſchollen, und die Geſellſchaft in einzelne Gruppen zertheilt war. Die Figuren der verſchiedenen Tableaux traten nach und nach in den Saal, und nahmen ſich wunderlich genug mit ihren phantaſtiſchen Anzügen zwiſchen den modiſchen Geſtalten aus. Allein man hatte zu viel Aufwand von Zeit, Koſten, Mühe und Fleiß auf die meiſtentheils ſehr kleidſamen Koſtüme verwendet, um nicht gern einen Abend hindurch ſie oder ſich bewundern zu laſſen.

„Warum haben Sie Sich umgekleidet — war das erſte Wort, welches Gaſton vernahm — wir, Ihre demüthigen Vaſallenkönige, ſind im Koſtüm geblieben.“

Gaſton drehte ſich raſch um, denn Ohlen ſprach; —

allein, war dieſe ſtolze Geſtalt wirklich die beſcheidene Jungfrau im dunkelblauen Mantel? Gaſton hätte ſie nimmer erkannt, ſo verändert waren Haltung und Ausdruck.

„Das verſteht ſich von ſelbſt, indem Sie eine ſehr vortheilhafte Toilette gemacht haben“ — erwiderte ſie.

„Daraus ſchließe ich, daß Sie die Ihre nicht dafür hielten“ — ſagte Ohlen.

„Nein, nur, daß es mir unbehaglich iſt, mich als Catherine Desmond in der abenteuerlichen Tracht angaffen zu laſſen.“

Alſo dies war ſeine Couſine! Gaſton ſtarrte ſie an, ſie kam ihm ſehr merkwürdig vor, ihr ſcherzender Ton, der doch ſo ernſthaft klang: ihr kalter Blick, der noch vor zehn Minuten ſo innig geweſen. „Alles iſt Comödiantentreiben bei den Weibern“ — murmelte er; jede Göttlichkeit, jede Schönheit, jede Grazie hängen ſie ſich geſchickt als Schleier und Mantel um, und drunter iſt eine magere, dürftige, harte Geſtalt verborgen.“

Ohlen trat zu ihm, um ihn Catherinen vorzuſtellen.

„Ich will nicht,“ ſagte Gaſton verdrießlich.

„Liebſter Freund, bei einer andern Gelegenheit nimm Dein Wort zurück, ſo oft Du willſt! jezt aber wartet ſie auf Dich.“ Und ohne Umſtände nahm er ihn beim Arm und führte ihn zu Catherinen.

„Ich freue mich unſrer Bekanntſchaft, ſagte ſie, wenn auch nicht unſrer Verwandtſchaft, Graf Laßperg; und doch — fügte ſie freundlicher hinzu — doch iſt es mir angenehm Ihren Namen zu nennen, den ich, ach vor wie langer Zeit! ſelbſt getragen habe.“

„Es iſt gewiß eine große Ungerechtigkeit, ſagte Gaſton lächelnd, daß die Frau ſogar den Namen verlieren muß, unter deſſen Schutz ſie erwachſen iſt und den die geliebten Blutsverwandten tragen, ſobald ſie ihr Glück einem Manne anvertraut.“

„Da haben Sie vollkommen Recht, rief Catherine lebhaft, dieſe Erfindung der Männer ihren Namen uns aufzudrücken, recht als wollten ſie ihr Eigenthum damit ſtempeln und beweiſen, iſt barbariſch.“

„Ich habe die Ueberzeugung, daß Frauen dieſe Erfindung machen würden, wenn Männer ſie noch nicht gemacht hätten, ſagte Ohlen, denn der Wunſch das ganze innere und äußere Daſein dem geliebten Mann hinzugeben und nichts zu behalten, was an eine getrennte Exiſtenz erinnern könnte — iſt gewiß ächt weiblich.“

„Sie müſſen wiſſen, Herr von Ohlen meint: das nichtsnutzige Weibergeſchlecht ſei nur deshalb auf der Welt, um in huldigender Anbetung vor den Männern zu knien“ — ſagte Catherine munter zu Gaſton, und dann zu Ohlen: — „Nicht wahr, die Nymphe Echo iſt Ihr Ideal von zarter Weiblichkeit, denn aus Liebe verſchwand ſie von der Erde.“

„Da ſie aber ſehr unliebenswürdig geweſen ſein muß, um trotz ihrer Liebe keine Erwiderung zu finden, ſo thue ich ihr nicht die Ehre an, ſie zu meinem Ideal zu erheben,“ erwiderte Ohlen.

„Hören Sie doch, Graf Laßperg! rief Catherine; ich hab' immer gemeint, es ſei das Glück einer Frau das Ideal eines Mannes zu realiſiren; aber hier ward es ſo eben eine Ehre genannt! Mein guter Ohlen, ich wünſche Ihnen von Herzen, daß Sie der Frau, die Sie dereinſt lieben werden,

ein Ehrenkreuz umhängen mögen. Es gelingt wenig Männern.“

„Weil wenig Frauen es verdienen“ — warf Gaſton eifrig ein.

„Ah, auch Sie ſtimmen in den Ton ein? ſagte Catherine; ich fühle mich zu ſchwach, um zwei Feinden die Stirn zu bieten.“ Sie wollte entſchlüpfen, da trat Herbert ihr entgegen und gab ihr ein Blättchen Papier mit einer Feierlichkeit, als ob er einen Scepter in ihre Hände niederlege. Es war mit Bleiſtift folgendes Sonett darauf geſchrieben:

Du frommes Bild! Dein liebliches Gefunkel
Durchdringet freudig meine tiefſte Seele,
Wie Mondenlicht den Kerker, wie die Höhle
Des Erdenſchachts der glühende Karfunkel.

Wie der Gewitternacht beklemmend Dunkel
Ein reiner Ton aus Nachtigallenkehle,
Wie leeren Schimmer der Geſellſchaftsſäle
Die holde Maid mit Roſenkranz und Runkel! —

Wie aus dem Lichte keimet alles Leben,
So aus dem Lichtgedanken die Geſtaltung
Des Ganzen in dem Erden-Labyrinthe.

Doch über all' den Goldgebilden ſchweben
Seh ich in ſüßer, demuthvoller Haltung
Die ſtille dunkelblaue Hyazinthe.

Catherine war pflichtſchuldig entzückt; das Blatt ging von Hand zu Hand. Herbert wiederholte unermüdlich, es ſei nur ein Impromptu, und Ohlen behauptete, er habe es vor acht Tagen nach drei ſchlafloſen Nächten zu Stande gebracht, auswendig gelernt, und ſo eben aufgeſchrieben.

„Sie ſind unſer Aller Quälgeiſt, ſagte ihm Catherine, gönnen Sie doch dem armen, kleinen Herbert die Befriedigung des Impromptus.“

„Die Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten muß ein wenig geneckt werden. Was iſt denn das, vierzehn Verſe zu ſchreiben?“

„Haben Sie ſchon ſo viel geſchrieben?“

„Nein, Gott ſei Dank, ſo gemein habe ich mich nie gemacht — ſage ich, wie jener gelehrte Profeſſor zu Johannes Falk. Übrigens hat es meinem Talent vielleicht nur an der Aufforderung gemangelt.“

„Nun, ſo ſchreiben Sie ein Sonett, aber auf der Stelle. Sie machen mir das größte Vergnügen dadurch.“

Ohlen verbeugte ſich und ging in ein Nebenzimmer, und Herbert, der Catherinens Wunſch gehört, ſprach ſelbſtzufrieden:

„Nicht wahr, Sie laſſen uns Alle an dem Vergnügen Theil nehmen, das jenes Sonett Ihnen bereiten wird?“

„Ich denke, Herr von Ohlen wird es uns vorleſen“ — ſagte ſie gleichgültig.

„Er iſt ſehr liebenswürdig, mein Freund Ohlen“ — ſagte Gaſton.

„Ja, entgegnete ſie, er iſt heiter und gewandt; aber er giebt ſich nie ganz hin; nicht daß er eine Maske vornähme, nicht daß er ſich abſichtlich verſteckte — allein, er hält zurück, ſich ſelbſt, etwas in ſich — ich weiß nicht!“

„Gewiß nichts Unedles, rief Gaſton. Wir ſind zwar ſieben Jahr getrennt geweſen, und ſieben Tage genügen, um eine Welt zu ſchaffen und zu vernichten; allein die Grundfarbe eines Characters ändert ſich nicht, und die ſeine iſt rein, welche Schatten und Lichter auch darauf fallen mögen.“

Als Ohlen wiederkam, rief Catherine ihm entgegen:

„Nun leſen Sie mit lauter Stimme! alle Welt brennt

vor Begier Ihr junges Talent in seiner Erstlingsblüte zu bewundern.“

„Sie haben zu befehlen,“ sagte er. Es bildete sich ein Kreis um ihn, und er fuhr feierlich fort:

„Ich hoffe, Sie geben mir Alle zu, daß das Wesen der Poesie in der Form liege, und Gedanken Nebensache sind; denn wie käme es sonst, daß man so häufig vergebens nach Gedanken in Gedichten umherspäht? Demnach hab' ich mich nicht für verpflichtet gehalten eigene Gedanken aufzutreiben, sondern habe lieber einen Jean Paul'schen gehascht, den ich folgendermaßen wiedergebe:

Es war einmal ein italien'scher Dichter
Der in der Zeit sich großen Ruhm errungen; —
Jetzt ist er selbst mit diesem Ruhm verklungen,
Wie es nun eben geht für kleine Lichter. —

Was ihm erwarb den Beifall der Kunstrichter,
Ist, daß er hat ein langes Lied gesungen,
Worin kein einzig R berührt die Zungen;
Er hat verbannt das harte R-Gelichter.

O Sonettist! Du würdest Ruhm erreichen,
Wenn nicht das R, nein, sämtliche Buchstaben
Du wolltest rasch aus Deinen Sängen streichen.

Unsterbliches Verdienst könntest Du haben,
Und Keiner dürfte sich mit Dir vergleichen,
Weil nie die Welt erführ', was Du vergraben.

Man lachte laut und leise. Herbert schoß verächtlich grimmige Blicke. Catherine sagte, um von ihm die Aufmerksamkeit abzuziehen:

„Ohlen, Sie sind ein recht wunderlicher Mensch! andere Männer danken Gott, wenn sich ihnen die Gelegenheit darbietet, den Frauen eine nicht ganz alltägliche Artigkeit zu erweisen. Sie aber erfüllen streng nur meinen Auftrag, und

machen über einen fremden Gedanken ein Sonett, ſtatt in demſelben mir zu huldigen."

„Hätt' ich ahnen können, daß ich es dürfe" .... —

„Ah bah! Sie können gar nicht mehr einer Frau huldigen, ſo tief haben Sie Sich in Spott und Neckerei verſtrickt. Sie würden Sich Selbſt lächerlich vorkommen, wenn Sie es verſuchten."

„Das mag wol ſein," ſagte Ohlen mit einem ſo tief ernſten Blick, daß Catherine unwillkürlich bebte, als habe ſie den Finger auf eine Wunde gelegt. Er verließ den Kreis und Catherine ſah fragend Gaſton an, dem dieſe plötzliche Veränderung eben ſo auffallend war. Sie ſagte:

„Sehen Sie, das iſt einer von den Momenten, die ich vorhin andeutete, und beachten Sie doch einmal ſein Geſicht! wie ſchwermüthig das Profil! aber wenn er ſpricht, wenn man ihn anblickt, wie lebendig und heiter.

„Sie ſtudiren ihn ja förmlich" — ſagte Gaſton überraſcht.

„Warum nicht?" fragte ſie unbefangen.

Sie liebt ihn — dachte Gaſton ſpäter in der Einſamkeit ſeines Zimmers — und wahrſcheinlich liebt er ſie auch, und ſie können ſich beide nur nicht verſtändigen, bis — das Gefühl triumphirt! Nun, die beiden ſchönen, ſtolzen, friſchen Menſchen gehören zuſammen. Glück zu, Ohlen! es iſt doch ſeltſam, daß er immer Glück bei Frauen, und vielleicht nie geliebt hat.

Am nächſten Morgen ging er zu Catherinen, und ſie bat ihn freundlich, er möge ſie häufig beſuchen, nicht ſowol, weil er ihr beſondres Intereſſe einflößte, als um den Schein zu vermeiden, daß ſie des Prozeſſes wegen feindlich ihm gegenüberſtehe. Sie ſagte:

„Das ist die Sache unsrer Geschäftsführer. Sie kann sich Jahre lang hinziehen, da wäre es mir qualvoll, immer in Zorn und Unwillen Ihrer gedenken zu müssen. Verliere ich meinen Prozeß, so ists vielleicht sehr natürlich, daß ich Groll gegen den Mann hege, der mich um die Hälfte meines Vermögens bringt, doch bis dahin wollen wir gute Freunde sein.“

Gaston war es gern zufrieden; sie gefiel ihm trotz der Entschiedenheit ihres Wesens und der Kälte ihres Blickes.

Nachdem Catherine ihm zum ersten Mal mit der kleinen Gertrud begegnet war, von deren Existenz sie nichts ahnte, fragte sie Ohlen, was das für ein Kind sei.

„Es ist das seine, wie sich von selbst versteht,“ entgegnete er lachend.

Catherine rümpfte ein wenig die Nase. „Sie sind unerträglich.“

„Da Sie so gnädig sind es mir fast täglich zu wiederholen, so gewinne ich nach gerade dieselbe Meinung von mir. Doch Sie dürfen sie nicht von Laßperg hegen, der sich vortreflich in dieser Sache benommen hat.“

„Welcher Mann auf der Welt hat sich nicht in Ihren Augen einer Frau gegenüber aufs Edelste betragen! Ich glaube, Sie wären im Stande Othello und Heinrich VIII. zu rechtfertigen! Und warum führt er das Kind mit sich herum?“

„Weil er sich nicht von dem einzigen Wesen trennen kann, das er auf der Welt zum Lieben hat. Mir däucht, das ist recht rührend.“

„Außerordentlich!“ sagte Catherine spottend; aber sie wurde doch ernsthafter, als Ohlen ihr die Heidelberger Idylle

vortrug, und ſie meinte nur am Schluß, Laßperg ſei jezt gewiß recht froh über Gertruds Weigerung.

„Kaum! er fühlt ſich einſam, und zweifelt daran, jemals einer Frau Liebe einflößen zu können, da er auch in ſeiner erſten, leidenſchaftlichern Neigung getäuſcht worden iſt.“

„Iſt er denn ſo ſehr unliebenswürdig?“

„Ich darf nicht das Gegentheil ſagen, denn Sie würden es doch keinem Mann zugeſtehen.“

„Doch! Demjenigen, der feſt iſt ohne Eigenſinn, und gut ohne Schwäche.“

Sie dachte im Stillen, daß ein junger Mann, der ſo treulich die einmal übernommene Verpflichtung vollziehe, nothwendig feſt und gut ſein müſſe, und als ſie Gaſton wiederſah, bat ſie ihn, er möge ſeine Tochter zu ihr bringen, als Spielgefährtin für ihre Stephanie. Das that er gern, und er bürgerte ſich dadurch gleichſam bei Catherinen ein, der ſein ruhiges, gleichmäßiges Betragen und der freundliche Ernſt, womit er die Kinder behandelte, ſehr gefiel. Sie dachte zuweilen, daß eine Heirath Zwiſt und Prozeß ſchlichten, und ihrem Schickſal eine dauernd glückliche Wendung geben könne; allein Gaſton nahte ſich ihr nicht als ein Bewerber, weil er vom erſten Moment an die Überzeugung feſthielt, es walte eine heimliche Neigung zwiſchen ihr und Ohlen, und wenn man einmal von einem Vorurtheil befangen iſt, ſo ſieht man Alles von einem Geſichtspunkt an, der uns noch mehr darin beſtärkt. Es fiel ihm auf, daß Ohlen, ſonſt ſo mittheilend über ſeine kleinen Liebesabenteuer, jezt immer ablenkte, wenn der Weg ſich dahin zu wenden ſchien. Was iſt ihm begegnet? dachte Gaſton; ſollte auch er entzaubert ſein?

„Wo iſt Ohlen? fragte er eines Abends bei Catherine

den Baron Oberg; ich habe ihn heute nirgends geſehen, nicht hier, nicht auf der Promenade" . . . —

„Er iſt krank, unwohl wenigſtens — war die Antwort — und auch deshalb nicht heute Morgen in der Seſſion geweſen. Aber Sie dürfen ihn nicht beſuchen! in dieſer krankhaften Stimmung ſind ihm Beſuche unerträglich."

„Ohlen in krankhafter Stimmung? unbegreiflich! er muß wirklich leidend, kann unmöglich Hypochonder ſein."

„Man ſpricht von einer hofnungsloſen Leidenſchaft"....—

„Ohlen und eine hofnungsloſe Leidenſchaft! rief jezt Catherine; wie kann man ein ſo abgeſchmacktes Mährchen erfinden! er liebt gewiß nur da, wo er alle Hofnung zu allem Glück hat."

„Gnädigſte Frau, verſetzte Oberg, es handelt ſich um eine unglückliche Neigung, die er einflößt, nicht die er hegt. Eine reiche und ſchöne Couſine liebt ihn ſeit ihrer Kindheit, die Familien wünſchen die Heirath, aber er kann ſich nicht dazu entſchließen. Fanny Ohlen, die Braut meines Bruders, iſt die Schweſter jenes armen Mädchens: daher weiß ich dieſe oberflächlichen Umſtände."

„Das gefällt mir von Ohlen!" rief Catherine.

„Wie? Sie billigen es, daß er ein reizendes Mädchen hinſchmachten laſſe, vielleicht hinſterben?".... —

„Bah! man ſtirbt nicht ſo leicht! Und kennen wir denn den Grund, der ihn von der Heirath zurückhält? kann der nicht mächtig genug ſein, um das Mädchen an ſeiner Seite elender zu machen, als ſie es von ihm getrennt iſt? Ein Menſch, der nicht die vollkommene Zuverſicht hegt, daß er im Stande iſt, das Glück eines liebenden und vertrauenden Weſens zu gründen, ſollte es nicht heirathen." — Sie

dachte an Desmond und Thränen traten unwillkürlich in ihr Auge.

Gaston verließ Catherine. Ohlen leidend — Ohlen im Zwiespalt mit sich selbst — rief seine ganze Theilnahme auf. Er betrat dessen Wohnung. Das Arbeitzimmer war finster, durch eine angelehnte Thür brach nur ein schwacher Lichtstral; Gaston öfnete sie leise und stand in Ohlens Schlafzimmer, das eine Lampe matt beleuchtete. Ohlen lag unangekleidet mit geschlossenen Augen auf einem breiten Divan, dessen dunkelrothe Polster, so wie der bunte Foulard, den er nachlässig um den Hals geknüpft, seinen schönen, schwarzlockigen Kopf in schauerlicher Bläße erscheinen ließen.

„Du bist krank?" fragte Gaston leise. Ohlen fuhr auf.

„Geh, geh, aber geh doch!" rief er, ihn mit der Hand abwehrend.

„Du wirst mir doch erlauben neben Dir zu sitzen, wie Du damals in Heidelberg neben mir wachtest."

„Wenn ich Dir aber sage, daß Du mich genirst, mich störst"... —

„Worin denn?"

„In meinen Gedanken."

„Ich werde nicht reden."

„Durch Deinen Anblick."

„Ich werde mich so setzen, daß Du mich nicht siehst." Er warf sich in einen Lehnstuhl, Ohlen antwortete nicht, es herrschte wol zehn Minuten eine Todtenstille, die Gaston unterbrach:

„Lieber Freund, in diesem Zimmer ist ein wunderlicher Parfum, der ganz allein hinreicht, das horrendeste Kopfweh zu machen."

Ohlen hob einen großen Fächer von grünem Tafft in die Höhe, und ſagte:

„Sandelholz! ich liebe den Duft.“

Dann trat die frühere Stille wieder ein. Gaſton dachte an das Mädchen, das eine Leidenſchaft für Ohlen gefaßt haben ſollte: „Können ſich denn die Seelen nie begegnen, die für einander gehören? muß immer ein heißes Herz für ein kaltes ſchlagen, und ein heftiges ſich aufreiben für ein gleichgültiges? Er iſt blaſirt, und verſtößt vielleicht übermüthig ein liebliches Geſchöpf, das glücklich ſein mögte, wenn es meine Stelle in dieſem Zimmer einnehmen, ihn ſehen, ihn pflegen dürfte.“

Die Thür des erſten Zimmers wurde geöfnet, und ehe Gaſton den Beſuch abweiſen konnte, ſtand eine verhüllte, weibliche Geſtalt auf der Schwelle des Schlafgemachs und flog mit einem ſchmerzlichen Schrei dem Divan zu, wo ſie auf die Knie fiel und rief:

„Meine Ahnung trog mich nicht — er iſt krank!“

Sie wollte Ohlens Hand ergreifen, der ſich verwundert aufgerichtet hatte; allein er zog ſie zurück und ſagte mit ſchneidender Kälte zu Gaſton:

„Lieber Laßperg, ſchaff mir das wahnſinnige Mädchen vom Halſe.“

Da ſeufzte ſie ſchwer und ſank auf dem Boden ohnmächtig zuſammen.

Gaſton eilte ſie von Hut und Mantel zu befreien, ſie aufzuheben und auf Ohlens Bett zu tragen, wo ſie wie eine Leiche ausgeſtreckt lag. Nun ſprang Ohlen faſt außer ſich vor Zorn auf und rief:

„Ich bitte Dich, befreie mich von ihr! ſogleich! ſie ſoll keine Minute länger in meinem Zimmer ſein.“

„Wer iſt ſie denn?“ fragte Gaſton, der barmherzig die Schläfen des armen Mädchens mit Eau de Cologne rieb.

„Meine Couſine, Leonore Ohlen, die ſich einbildet mich zu lieben und darüber den Verſtand verloren haben muß, denn wie könnte ſie ſonſt dieſe Tollheit begehen, das Haus ihrer Mutter verlaſſen und zu mir kommen. Gott! die arme Mutter! .... Gaſton, lieber Freund, nimm Extrapoſt und bringe das Mädchen auf der Stelle nach Berlin zurück.“

„Man muß doch erſt hören!“ meinte der.

„Oder bringe ſie wenigſtens nach Deinem Gaſthof! da ſind Frauenzimmer, die können ihr helfen, was ſollen wir denn hier mit ihr beginnen? Raſch einen Wagen! .... Sacriſtie! mein Joſeph iſt auf den Ball gegangen .... ich will ſelbſt einen holen!“

„Warum nicht gar, ich gehe. Das Mädchen würde ja tödtlich erſchrecken, wenn ſie erwachte und ſich allein bei einem wildfremden Mann fände.“

Er entfernte ſich eilig. Ohlen, ſchwankend zwiſchen Zorn, Verdruß und Angſt ging im Zimmer auf und nieder, und dachte, ob er nicht Leonore zu Catherinen bringen dürfe oder zu Frau von Roſen. Aber es war faſt eilf Uhr. Er rang die Hände. Da bewegte Leonore ſich langſam und öfnete die Augen.

„Steh auf, ſagte er hart, und ſag' mir, was Du hier willſt.“

„O Gott, nichts! nur Dich ſehen!“ antwortete ſie zitternd und richtete ſich empor.

„Nun, jezt haſt Du mich geſehen! . . . . was weiter?“

„Nichts!“ wiederholte ſie und die Thränen begannen zu fließen.

„Wenn Du früher die Thorheit dieſes Schrittes bedacht hätteſt, ſo würdeſt Du ihn jezt nicht zu beweinen brauchen. Was willſt Du nun anfangen? daß Du nicht bei mir bleiben kannſt, ſiehſt Du ein“ . . . . —

„O Gott, ich bin recht unglücklich,“ rief Leonore.

„Biſt Du krank?“ fragte er etwas weniger unfreundlich.

„Ich weiß nicht — vielleicht! Kopf, Bruſt, Herz, thaten mir weh viele Tage lang, aber unbeſtimmt, nicht wie ein Schmerz, nur wie ein dumpfer Druck. Immer dachte ich, es müſſe Dir etwas Entſetzliches, etwas Trauriges begegnet ſein. Wachend und träumend dachte ich es. Zulezt wurde die Angſt unerträglich — der Eilwagen geht alle Tage, da fuhr ich her — Niemand weiß es! und Du biſt auch krank, nicht wahr? ich hatte doch Deinetwegen die Qual“ . . . . —

„Ganz und gar nicht! nur eben heute war ich mehr herzens- als körperkrank. Gute Leonore, hätte ich jedesmal in den Eilwagen ſteigen wollen, wenn ich um eine ferne, liebe Perſon beſorgt war, ſo würd' ich wahrhaftig . . . . — Da kommt mein Freund, Graf Laßperg — ſezte er hinzu, als ein Wagen vor der Thür hielt — der wird Dich in das Hôtel bringen, das auch er bewohnt.“ —

„Himmel! ein Fremder kommt zu Dir!“ — ſie ſprang haſtig auf.

„Er war ſchon hier, als Du kamſt, und holte dann den Wagen für Dich.“

In ſtummer Verzweiflung drückte Leonore beide Hände

vors Geſicht. Ohlen gab ihr Hut und Mantel. Gaſton trat ein, und ſagte, freundlich ihren Arm nehmend:

„Sie müſſen recht angegriffen ſein.“ Damit führte er ſie fort. Leonore ſtreckte die Hand nach Ohlen aus, aber er nahm ſie nicht, ſondern ſagte nur:

„Gute Nacht! morgen früh beſuche ich Dich.“

Als die Thür hinter ihr zugefallen und der Wagen fortgerollt war, ſchöpfte er Athem.

Gaſton führte ſeine Pflegbefohlne in das Zimmer ſeiner Tochter, damit Leonore weibliche Weſen um ſich ſehen möge. Gertrud ſchlief längſt; aber ihre Wärterin, ein Mädchen aus der franzöſiſchen Schweiz, war freundlich dienſtfertig um Leonore beſchäftigt, für die ein Zimmer neben dieſem bereitet ward. Unſägliche Müdigkeit gewann in Leonoren, trotz Kummer und Verwirrung, die Oberhand. Nach einer halben Stunde erſchien Juliette in Gaſtons Zimmer, ſagte:

„Mademoiselle vient de s'endormir, monsieur le comte“ — und zog ſich mit einer Verbeuguug zurück, durch dieſe Worte auch für ihn den verwirrten Abend beſchließend.

Kaum graute der Tag, als Ohlen im Vorgemach der Frau von Roſen den Bedienten beſchwor ihn auf der Stelle zu melden. Der Menſch verſicherte, die gnädige Frau ſchlafe noch. Ohlen beſtand darauf, die Kammerjungfer müſſe ſie wecken, und ging durch die Zimmer entſchloſſen das Schlafgemach zu ſtürmen, der Bediente hinter ihm her, eben ſo entſchloſſen es zu vertheidigen. Zum Glück wachte Frau von Roſen, hörte die Stimmen, die raſchen Tritte, und rief geängſtigt:

„Jeſus Maria! was giebts?“

„Darf ich hereinkommen?“ fragte Ohlen.

„O Gott, ja! .... aber was giebt es denn?“

Er trug ihr ſo kurz, klar und raſch wie möglich die geſtrige Begebenheit vor, und bat ſie flehentlich Leonore bei ſich aufzunehmen, bis ſie ſich zur Rückreiſe erholt habe.

„Ich habe bereits meiner armen Tante geſchrieben, daß Sie ſo gnädig geweſen ſind ihre Tochter in Schutz zu nehmen,“ ſchloß er.

„So will ich Sie nicht Lügen ſtrafen; bringen Sie mir Ihre Couſine. Man muß ernſt, doch ſanft mit ihr umgehen.“

„O Sie ſind himmliſch gütig!“ rief er, ihre Hand küſſend.

„Wenn wir jung ſind, haben wir mit unſerm eigenen Herzen zu thun, und dann nennen uns die Männer himmliſch — ſagte Frau von Roſen lächelnd — wenn wir alt werden, müſſen wir junge kranke Herzen heilen helfen, und dann heißen wir himmliſch gut. Das klingt ſo verwandt, und liegt doch ſo weit von einander.“

„Ja wol, ſo weit, daß manche Frauen Letzteres gar nicht erreichen können.“

„Nun gehen Sie jezt. Von zehn Uhr an erwarte ich Sie mit Leonoren.“

Ohlen eilte zu Gaſton und ſtattete Bericht ab.

„Die Sache hat ſich wahrhaftig noch glücklich genug gemacht! rief er; aber die Frauen ſind doch von einem Leichtſinn, daß uns die Haare darüber zu Berge ſtehen.“

„Wenn Du das Mädchen liebteſt, ſo würdeſt Du entzückt über denſelben Schritt ſein, den Du jezt tadelſt,“ ſagte Gaſton ernſt.

„Wahrſcheinlich.“

„Nun, ſie liebt Dich, ſie handelt nach ihrer Neigung; was wirfſt Du ihr vor? Dir ſelbſt ſollteſt Du Vorwürfe machen, daß Dein Herz ſo gleichgültig gegen das Geſchenk eines Herzens iſt. Du verſtößt ein Weſen, fähig Dir jedes Opfer zu bringen, das Deinetwegen das Vaterhaus verläßt und ihren Ruf in Gefahr bringt. Du mußt ſie wahrhaftig heirathen, und ich begreife nicht, wie Du Dich noch beſinnen kannſt.“

„Mich beſinnen! Freund! ich denke ja nicht daran mich zu beſinnen! Nein, wahrhaftig — dafür, daß eine Perſon ſich auf ihre eigene Hand, ohne die geringſte Veranlaſſung von meiner Seite, in mich verliebt — dafür, daß ſie allen Anſtand, alle Sitte, alles Zartgefühl aus den Augen ſetzend, wie eine Landſtreicherin oder eine Närrin zu mir kommt — dafür, daß ſie ſich weinend auf meinen Teppich und ohnmächtig auf mein Bett legt — dafür, daß ſie mich vor ihrer und meiner ganzen Familie in Betrübniß und vor der Welt in tödtliche Verlegenheit bringt — dafür heirathe ich ſie nicht, bei Gott nicht.“

Er hatte mit ſolcher ungewöhnlichen Heftigkeit geſprochen, daß Laßperg wol ſah, wie ſchmerzlich ihn dieſer Vorfall berühre, darum ſagte er ſanft:

„Nicht dafür, lieber Ohlen, aber weil ſie Dich liebt.“

„Mich liebt! bah! ſie hat ſich für mich enthuſiasmirt, montirt, exaltirt, was weiß ich! Geſtehe doch ums Himmels willen nicht den Frauen zu, daß ihre Extravaganzen ihnen ein Recht über uns einräumen. Wäre das einmal anerkannt, ſo könnte ein Dutzend von ihnen ſich vor Dir in Ohnmacht legen und rufen: Ich liebe Dich! und Du könnteſt doch nur der Einen das Opfer der Sitte durch die Ehe lohnen.“

„Scherz über ernſte Angelegenheiten iſt Deine Liebhaberei — das weiß ich ſeit vielen Jahren. Mir däucht aber, Du könnteſt ihn fahren laſſen, ſobald es ſich um fremdes Wol und Weh handelt, welches obendrein aus einer Neigung für Dich entſpringt. Begreifſt Du denn gar nicht, daß es ein Glück iſt geliebt zu werden?“

Statt zu antworten ſah Ohlen nach der Uhr und ſagte: „Ich gehe jezt zu Leonoren und dann mit ihr zu Frau von Roſen. Adieu, Freund! — Da wir aber ſo viel über meine Kälte und Härte geſprochen haben, ſo thu' mir doch den Gefallen und lies dieſe Blätter, und, wenn Du ſie geleſen, gieb ſie mir ſchweigend zurück, hörſt Du, Gaſton! ſchweigend!“ — Er nahm ein kleines, verſchloſſenes Portefeuille aus der Taſche, legte es auf Gaſtons Schreibtiſch, ein ſilbernes Schlüſſelchen dazu, und fuhr fort: „Da iſt meine Vertheidigung! ich habe ſie geſtern niedergeſchrieben. Es war ein entſetzlicher Tag — geſtern, einer von denen, wo man mit den Piſtolen liebäugelt, und den Hahn zwiſchen den Fingern knacken läßt. Iſt es Feigheit oder Kraft, daß man nicht losdrückt, Knechtſchaft oder Triumph des Geiſtes, oder bloß ſtupider Inſtinkt, der uns an die „ſüße Gewohnheit des Lebens“ knüpft?“ Er ſchlug die Arme über einander, ſein Kopf ſank auf die Bruſt, ſeine Züge wurden ſcharf, als ob plötzlich eine innere Macht Jugendkraft und Lebensglanz wie Schminke von ihnen abwiſche. Gaſton war faſt entſetzt vor dieſer Veränderung. Welch ein Erdbeben hat dieſen prächtigen Garten verwüſtet? dachte er; aber er wagte kein Wort, keine Bewegung, keinen Blick. Eine Minute lang herrſchte Todtenſtille; eine von den Minuten, wo die Zeit ſtehen bleibt, und das ganze Bild eines

Lebens aufrollt, eine von den Minuten, die junge Menſchen alt wie Felſen machen können, weil ihr Inhalt unermeßlich iſt wie die Ewigkeit.

Dann erhob ſich Ohlen allmälig aus ſeiner Erſtarrung, die Beſinnung kam ihm zurück, erſt langſam, als erwache er aus einer Ohnmacht, dann, als wolle er ſie von ſich abſchütteln, und, „Adieu! adieu!“ rufend, verließ er eilfertig das Zimmer, und ſtand gleich darauf mit ſeiner gewohnten Sicherheit vor Leonoren. Sie empfing ihn tödtlich verlegen. Sie war ſo beſchämt, ſo unglücklich, ſo gekränkt durch ihre eigene Thorheit, daß ſie ſie in dieſen wenigen Morgenſtunden ſchon tauſendmal bereut und ſich beſonnen hatte, ob es ihr nicht möglich ſein würde, ihren Vetter durch eine Lüge zu täuſchen. Aber ach! geſtern Abend hatte ſie ihm ja die Wahrheit geſagt — und ſo hatte er ſie behandelt! ſo kalt, ſo abweiſend, ſo — das Wort verächtlich lag im Hintergrund der Gedanken, und ſie ſträubte ſich es zu denken, allein ſie fühlte es. Sie war das verhätſchelte Kind einer ſchwachen Mutter, in Schmeicheleien und Liebkoſungen, wenn nicht erzogen, doch aufgezogen, gewöhnt Alles zu erreichen, was ſie wünſchte, und von der Mutter in der Hofnung beſtärkt, der Vetter, dem ſie ihr Herz geſchenkt, und dem zu Liebe ſie zwei gute Partien abgewieſen, warte nur ſtolz auf eine bedeutendere Stellung, um ihr ſeine Hand zu bieten, damit er die Bedeutung ſeiner Perſönlichkeit gegen die ihres Vermögens in die Wagſchaale legen könne. Frau von Ohlen war aufrichtig dieſer Meinung; ſie ſah in Leonoren den Inbegriff weiblicher Vollkommenheit, ein Mädchen, das den heimlichen Wunſch jedes Mannes erregen mußte — weßhalb ſollte der Vetter grade

gleichgültig gegen ſie bleiben? Es lag in ſeinem Character ſeiner Frau keine Ueberwiegenheit, auf äußere Verhältniſſe begründet, zuzugeſtehen; er liebte die Unabhängigkeit, weil er Selbſtbewußtſein hatte; vielleicht die Ungebundenheit des Junggeſellen-Lebens .... ſie drückte mütterlich die Augen zu. Aber Leonore liebte ihn, Leonore wollte nur ihn heirathen: ſie zweifelte nicht, daß er im Stillen dieſe Neigung erwidre und ſie mit der Zeit höchſt beglückt heirathen werde. Bis dahin brauchte ſie ſich nicht von ihrer Lieblingstochter zu trennen und war herzlich froh darüber. Hätte Niemand ſich um Leonore beworben: ſo würde ſich ihre mütterliche Eitelkeit ſehr verletzt gefühlt haben, daß ihre Tochter bereits zwanzig Jahr alt, und noch nicht Braut war, aber deren Schönheit war ein zweifelhafter, und deren Vermögen ein ſicherer Bürge, daß ſie nur verſchmähte, nicht verſchmäht ward, und dieſe Ueberzeugung nährte die mütterliche Eitelkeit. Leonore lebte und webte in ihrer Chimäre, denn Ohlens Liebe war der erſte Wunſch, den ſie geformt hatte, ohne ihn auf der Stelle erfüllt zu ſehen, und die Neuheit reizte ſie, der Widerſtand machte ſie nicht feſt, aber eigenſinnig. Da Ohlen ziemlich häufig nach Berlin kam, weil alle ſeine Verwandten dort lebten, und weil die Fäden, welche ſeine ſtaatsdienſtliche Laufbahn lenkten, von dort ausgingen, ſo ſah ſie ihn oft und mit der Vertraulichkeit eines verwandtſchaftlichen Verhältniſſes. Jedoch, wie ſich auch ihr Intereſſe ſteigern mogte — das ſeine blieb auf dem muntern, gefälligen Gefrierpunkt des Vetters ſtehen, und was ſie bis jezt gethan hatte, um es in die Höhe zu treiben, war ihr mißlungen. Trauer und Fröhlichkeit, Kälte und Zuvorkommenheit, Koketterie mit Andern, Zurückhaltung

gegen ihn — nichts hatte ihn aus seinem Gleichgewicht gebracht, obgleich sie Alles schon versuchte. Was blieb ihr übrig, als irgend eine große Scene, ein éclat. Ihre Phantasie stand in Flammen, um den herbei zu führen. Ohlen sollte zu Weihnachten kommen; er kam nicht, denn seine Arbeiten hinderten ihn. Der Hauptmann Oberg, Fannys Verlobter, hatte einige Mal von Lady Desmond gesprochen, wie ihm sein Bruder von ihr schrieb, und sie eine schöne, geistreiche und phantastische Frau genannt, nach deren Laune ganz Breslau sich drehe. Ganz Breslau war für Leonore: — Ohlen. Sie schmiedete in ihrem Kopf einen Roman mit der schönen Engländerin, brachte sein Nicht-Kommen damit in Verbindung, und verfiel in die tiefste, glühendste Eifersucht. Da sie sich deren schämte, so hörte sie auf mit Mutter und Schwester über Ohlen zu sprechen, wie sie es gewohnt war, zwängte Zorn, Qual, Sehnsucht und Furcht von den Lippen ins Herz, und gerieth nach drei Monaten, äußerlich ruhig, in eine solche innere Verwirrung, daß sie eines Abends ihre Mutter und Fanny allein auf den Ball fahren ließ, nach dem Posthotel eilte, ihren Platz bezahlte, und in den Breslauer Eilwagen stieg, nur um ihn zu sehen und ihn durch diesen éclat von ihrer Liebe zu überzeugen. Als ob man je nöthig hätte einen Mann von der Liebe zu überzeugen, die er einflößt! Als ob überhaupt eine andre Liebe, als die, welche er empfindet, ein Beweggrund sein könnte! Wolverstanden, wenn von Liebe die Rede ist und nicht von Eitelkeit.

Aber Ohlens Empfang und Benehmen hatte sie zerbrochen und alle Illusionen vernichtet. Sie hatte beinah Lust ihn zu hassen, weil sie sich seinetwegen in eine so schmach-

volle Lage gestürzt. Er kam. Sie fing an zu weinen, Trauer gab ihr doch eine Art von Haltung. Sie sah so blaß und angegriffen aus, daß Ohlen freundlich ihre Hand nahm und beinah väterlich sagte:

„Liebe Leonore, da Du Dich nothwendig einige Tage hier ausruhen mußt, so habe ich eine liebenswürdige, gute Frau aus der hiesigen Gesellschaft, die mir wolwollend gesinnt ist gebeten Dich bei sich aufzunehmen.“

Leonorens Hand zitterte in der seinen; wer konnte diese liebenswürdige Frau, die ihm wolwollte, anders sein, als Lady Desmond! also diese Gehaßte, die ihr Ohlens Liebe raubte, wollte seinetwegen huldvoll gegen sie sein! Ihr brach das Herz fast vor Beschämung und Zorn, und sie konnte nicht antworten. Ohlen fuhr fort:

„Frau von Rosen ist die Milde und Nachsicht selbst; sie erwartet Dich.“

„Wer?“ fragte Leonore erleichtert.

„Meine alte, charmante Freundin, Frau von Rosen, bei der Du Dich bald heimisch fühlen wirst.“

„Ach Julian! was wird sie von mir denken“ . . . . —

„Nichts Liebe, gar nichts, als daß Du krank bist! aber komm! Du kannst wahrhaftig keine Minute länger im Gasthof bleiben. Hier ist Dein Mantel.“

Und eilfertig, um der ängstigenden Sorge je eher je lieber los zu werden, hüllte er sie sorgsam ein, nahm ihren Arm und führte sie ziemlich rücksichtlos durch den Schnee, der über Nacht gefallen war, schleunig zu Frau von Rosen.

Diese kam ihnen freundlich entgegen, umarmte Leonore, dankte Ohlen für seine Güte, daß er ihr die Bekanntschaft seiner Cousine gönne, und flößte durch ihre ruhige, milde

Erscheinung der Gemarterten das größte Vertrauen ein. Frau von Rosen konnte nicht anders als Mitleid mit ihr haben. Ihre Augen waren roth, ihre Lippen blaß und bebend, ihr Anzug verstört. Vor drei Tagen war er sauber und zierlich gewesen, wie er sich für ihre Verhältnisse schickte: ein braunseidnes Kleid, Collerette und Manschetten von gesticktem Musselin, ein buntes Foulard-Schürzchen, maikäferfarbene Maroquinschuh; aber ach! vierzig Meilen im Eilwagen und einige Promenaden durch den Schnee und Straßenkoth hatten ihn sehr gefährdet! das Kleid war in tausend Falten zerdrückt, die Collerette verknittert, eine Manschette abgerissen, die Schuh fahl und entfärbt, und als sie in der Schürzentasche ihr Tuch suchte, um eine aufsteigende Thräne zu trocknen, fand sie es nicht! es war verloren und sie mußte wie ein Bauermädchen ihre Schürze dazu nehmen. Nach fünf Minuten ging Ohlen erleichtert von dannen, und kaum war die Thür hinter ihm geschlossen, als Leonore auf dem Fußkissen vor Frau von Rosen hinkniete und mit gefalteten Händen sagte:

„O gnädige Frau! in welchem Licht ich auch vor Ihnen erscheinen möge, glauben Sie nur, ich bin fürchterlich bestraft.“

„Ich sehe es, sagte Frau von Rosen und streichelte ihre Wangen; haben Sie nur Vertrauen zu mir und erzählen Sie mir aufrichtig, was Sie zu diesem Schritt verlockt hat, dessen Thorheit nur von seinem Unrecht überwogen wird.“

„Hat Julian .... hat mein Vetter Ihnen nichts gesagt?“ frägte Leonore blöde.

Er hatte allerdings; doch Frau von Rosen entgegnete

nur: „Er hat mich an Sie gewieſen;“ — denn ſie wollte, daß ſich Leonore offen ausſprechen ſolle; und dieſe nahm ſich zuſammen und erzählte redlich die Geſchichte ihres Herzens, d. h. ihre Träume und Wünſche. Frau von Roſen ſah bald ein, daß die Mutter wenigſtens die halbe Schuld dieſer Verkehrtheit trage und daß Leonoren eine Trennung von derſelben ſehr wolthätig ſein könne. Doch hütete ſie ſich dies zu äußern, und um ihr zugleich allen Nimbus zu rauben, welcher um eine hohe, unglückliche Leidenſchaft ſchwebt, ſagte ſie am Ende ſehr freundlich:

„Sie haben eine raſche Phantaſie, etwas Eigenſinn und ſehr wenig Ueberlegung, mein allerliebſtes Kind! das ſind die Fehler der Jugend! ſie haben beſonders das Schädliche, daß ſie die Seele ſchwach und kränklich und zu fixen Ideen geneigt machen, die zuletzt wirklich in Wahnſinn übergehen können, an den Ihr Benehmen ſchon ſtreift. Sagen Sie Selbſt; ein junges, wolerzogenes Mädchen, das bei nächtlicher Weile das Haus der beſten, zärtlichſten Mutter verläßt, heimlich, ohne Abſchied — das ſich in die ſchlechte Geſellſchaft eines Eilwagens begiebt und mit der Tag und Nacht über Land fährt, nach einer fremden Stadt, um einen Mann zu ſehen, der kein andres Intereſſe als ein verwandtſchaftliches für ſie hegt, und ihr das ſeit fünf Jahren zu erkennen gegeben hat“ . . . . —

„O ich bin krank, gnädige Frau, gewiß! ich will . . . . ich muß krank ſein!“ unterbrach Leonore und legte ihren Kopf auf Frau von Roſens Knie.

„Fühlen Sie Sich im Stande in einigen Tagen nach Berlin zurückzufahren?“ fragte dieſe und ſtrich liebreich über Leonorens ſchönes, ſchwarzes Haar.

„Ach, ich könnte es wol, ſagte Leonore traurig, und ich ſehe auch ein, daß Sie es wünſchen müſſen, gnädige Frau, aber meine gute Mutter hat nie ſo verſtändig zu mir geſprochen, wie Sie es thun, und ich fühle, daß mir die Geneſung bei ihr viel ſchwerer fallen wird.“

Frau von Roſen, ohne zu antworten, ſah ſie mild aber eindringlich an, und erröthend ſetzte Leonore hinzu:

„Ja, es iſt wahr! Julians Nähe trägt auch zu dieſem Wunſch bei! allein ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich ihn hinfort nur zu ſehen wünſche, um zu lernen gleichgültig gegen ihn zu werden, und ich glaube, das iſt leichter möglich, wenn ich ihn einige Wochen hinter einander, als alle ſechs Monat auf acht Tage ſehe.“

Leonore war klug genug, um zu ſehen, daß ihr bei Frau von Roſen die größte Offenheit den größten Vortheil bringe: darum ſprach ſie ſich vollkommen unbefangen aus; und Frau von Roſen, die ſehr gern junge Perſonen um ſich ſah, und ſchon zwei glückliche Heirathen in ihrer nächſten Nähe geſtiftet hatte, ſchloß ſie in die Arme, lobte ihre Aufrichtigkeit, dankte ihr für das Vertrauen, das ſie ihr ſchenke, und fragte endlich, ob denn auch Leonorens Mutter ſich zu einer Trennung auf ſechs bis acht Wochen entſchließen könne. Leonore verſicherte der Wahrheit gemäß, der höchſte Wunſch ihrer Mutter ſei, ſie froh und zufrieden zu wiſſen, und wenn Frau von Roſen nur in einigen Zeilen ihre Theilnahme und die Verſicherung, daß Leonore ſie nicht genire, ausſprechen wolle, ſo ſei ſie der mütterlichen Zuſtimmung gewiß. Frau von Roſen war gern dazu bereit, und Leonore ſchloß dieſen kurzen herzlichen Brief in ihren langen, beichtenden, Verzeihung erbittenden ein, und

fühlte ſich ſo erleichtert und ſo glücklich, wie ſeit vielen Monaten nicht.

Darauf ſpeiſte ſie mit Frau von Roſen; alsdann fuhr ſie mit ihr in mehre Magazine, um nothwendige Einkäufe zu machen, war höchſt erſtaunt bei Manheimer ein eben ſo reiches Waarenlager zu finden, als in Berlin Schloßplatz oder breite Straße bot; ließ ſich darauf von einer Schneiderin den höchſten Eid ablegen, daß binnen 24 Stunden ein Kleid, und binnen drei Tagen zwei andere fertig ſein würden; und bat endlich Frau von Roſen um die Erlaubniß am Abend in ihrem Zimmer bleiben zu dürfen, weil ſie zu ermüdet und zu nachläſſig gekleidet ſei, um vor fremden, minder nachſichtigen Augen zu erſcheinen. Durch ſolche kleine, unſchuldige Schmeichelworte, die ihrer Güte huldigten, war Frau von Roſen ganz gewonnen, und ſie erzählte ihrem Geſellſchaftskreiſe ſehr erfreut, daß ſie am Morgen durch die Ankunft von Fräulein Leonore Ohlen, der Tochter einer lieben Penſionsfreundin überraſcht worden ſei.

„Wie? rief Baron Oberg, die Schweſter meiner künftigen Schwägerin, die ſehr“ . . . . —

„Leidend iſt! unterbrach Frau von Roſen; die Berliner Aerzte wünſchten eine Veränderung der Luft und Umgebung, und Frau von Ohlen hat die Güte gehabt ſich meiner zu erinnern.“

„Aber was fehlt denn der jungen Perſon? fragte Frau von Reich maliziös; fürchten Sie nicht die Verantwortung, die Sie mit einer Kranken übernehmen?“

„O, entgegnete Frau von Roſen gleichmüthig, ſie hat nur das kalte Fieber gehabt; dagegen iſt Luftveränderung

das beſte Heilmittel, und ich hoffe, ſie wird hier keinem neuen Anfall unterworfen ſein.“

Und als Ohlen eben eintrat und ſich nach dem Befinden ſeiner Couſine erkundigte, ſprach ſie: „Leonore iſt angegriffen, aber es geht ihr gut;“ und ſo war Leonore auf eine ſchickliche und natürliche Weiſe bei Frau von Roſen inſtallirt.

Catherine, des Geſprächs vom geſtrigen Abend eingedenk, betrachtete Ohlen mit erhöhter Theilnahme, und ſuchte den Eindruck zu erfaſſen, den die Nähe, die überraſchende Ankunft ſeiner Couſine auf ihn mache; allein ihr Blick glitt von ſeinem undurchdringlichen, ſtralenden Auge ab, wie eine Lanze von einer hellpolirten Rüſtung. Gaſton kam nicht.

Nachdem Ohlen ihn am Morgen verlaſſen, öfnete er das Portefeuille, und las die Blätter; dann noch einmal und noch einmal.

Julian Ohlens Erinnerung.

Warum ſchreibe ich dies auf? fürchte ich etwa den Inhalt zu vergeſſen, noch ehe mein Gedächtniß ſchwach geworden? will ich etwa aus der abgeblätterten Blume meiner Liebe ein pot-pourri machen und mich an dem Duft der welken Blätter in ſpäteren Jahren erfreuen? will ich etwa in ſpäteren Jahren, wenn mein Haar grau iſt wie mein Leben, dieſe Zeilen nachleſen und bedächtig dazu ſprechen: „Wie ſich doch Alles entfärbt — Locken und Liebe!“ will ich mir etwa ein Dokument darüber auffetzen, daß hinter meinen langen Nächten ein goldener Tag gelegen hat, damit ich ſelbſt nicht vergeſſe an ihn zu glauben? will ich

etwa — nichts? — Richtig! ich will nichts, als einmal mit der Feder an ſie denken; oder beſſer: ich will ſie mir mit der Feder vergegenwärtigen in ihrer äußern Erſcheinung, wie ich das mit dem Pinſel, mit dem Stift ſo viel hundert Mal gethan; denn an ſie denken .... wozu? man denkt an das Entfernte, und ſie iſt ja immer da. O, Vinzenze! ....

Nein, nicht meine Klagen will ich niederſchreiben! die ſind ſo ſchwarz, daß ſie ihr Bild umnachten könnten, glaub' ich! Und dann hat ja auch die Klage nichts mit ihr zu thun. Bei ihr war das Glück. Die alten Ditmarſen waren verſtändige Leute, nahmen zu den Hochzeitsfeſten immer ihr Leichentuch mit, wol wiſſend, daß es dabei nicht ohne Blutvergießen abgehe. Warum wickelt ſich der Menſch nach den hohen Feſten des Lebens nicht ſchweigend und ſtolz in ſein Leichentuch? ſoll denn das Gaſtgebot ewig währen, oder wenigſtens ſo lange, bis auf den Rauſch des Entzückens der ſchaale Moment der Ernüchterung folgt? Beſſer den Kryſtallkelch zerſchmettert ſehen, aus dem ich Nektar getrunken, als in andrer Hand und mit gemeinem Landwein gefüllt, oder in der meinen — aber leer.

Eine höhere Macht, als die unſers Willens beherrſcht unſer Schickſal, eine höhere Kraft, als die unſrer Vernunft, giebt unſerm innerſten Weſen die Richtung. Woher ſtammt dieſe Macht und dieſe Kraft? fließt ſie aus geheimnißvollen Conſtellationen? gehört dazu ein beſondres Zuſammentreffen von Umſtänden, von Jahr, Tag und Stunde? kann es erbärmlicher Zufall ſein, daß beim Anblick eines Weſens unſer Herz ſo mächtig ſchlägt, wie nie vorher und nie nachher? Die Liebe verachtet den Zufall; weil das

Geliebte ihr ein Göttliches iſt, ſo wird es ihr zum Boten einer göttlichen Sendung und eines göttlichen Willens. Es war genug der knabenhaft oberflächlichen Exiſtenz, genug des Lebens ohne Nerv, des Genuſſes ohne Entzücken, der Freude ohne Verklärung. Die erſte Jugend lebt ein Blutleben, warm, roſig, beſinnungslos; und dazwiſchen, ſeltſam genug! ein kühles Verſtandesleben, das, weil es nichts aus Erfahrung weiß, Alles raſch und ſcharf beurtheilt, annimmt, verwirft; denn man iſt ſehr ſtreng, ſo lange man ſich ſtark — und ſehr einfältig, ſo lange man ſich klug wähnt. Dieſe zwei Sorten Leben machen den jungen Menſchen ungemein glücklich, wahrhaft triumphatoriſch, denn er kennt ſich nur als Sieger — nach außen wie nach innen. Das geht ſo fort, bei dem Einen kürzer, beim Andern länger, bis der alte Zuſtand nicht mehr genügt, bis man ſich langweilt bei all dem Glück, das nicht befriedigt, bei all den Opfern, die nichts koſten. Dann werden zuweilen ungeheure Thorheiten gemacht, blos um der Langenweile zu entgehen. Ich machte in dieſem Lebensabſchnitt ſtatt der Thorheit — eine Reiſe. Ich war meiner ſämtlichen Verhältniſſe, gute Freunde und Geliebte inbegriffen, ſo fürchterlich ſatt, daß ich meinen Onkel beinah fußfällig bat mir Urlaub auf ſechs Monat zu geben. Er hatte tauſend Gründe dagegen, hauptſächlich den: da er mit Freuden ſähe, daß die Vernunft allmälig die Oberhand bei mir gewinne, ſo ſollte ich ihr erſtes Dämmern nicht auf Reiſen verwirbeln, ſondern dazu anwenden meine Carriere günſtig zu geſtalten: jezt könne er mich vortheilhaft in Berlin anſtellen, indeſſen ich nach ſechs Monaten vielleicht in die lithauiſchen Sümpfe oder die pommerſchen Wüſten wandern müſſe. Ich ſchwor

mit Allem zufrieden zu ſein, ſogar mit Pommern, — und reiſte ab. Woldemar M. mit mir.

London, Paris, die Pyrenäen, das ſüdliche Frankreich, die Schweiz und Oberitalien durchſtürmte ich in fünf Monaten, mit einer Haſt, mit einer Ungeduld, die meinen Gefährten faſt zur Verzweiflung brachten — nämlich wenn er grade müde war. War er das nicht, ſo fühlte er ſich ſehr gegen mich verpflichtet, daß ich ihm ſo ſehr viel mehr zu ſehen verſchaffe, als worauf er gerechnet; denn wir wollten von Paris nach der Schweiz und dann heim durch Süddeutſchland. Aber ich kannte Süddeutſchland und durſtete nach etwas Neuem. Indeſſen war Woldemar nicht zu bewegen von Mailand nach Florenz zu gehen; er wollte ſich nicht tiefer in den Süden locken laſſen und beſtand auf Venedig. Wir hatten nur noch vier Wochen Urlaub; wir gingen nach Venedig.

Kaum hatte ich meinen Fuß in dieſe zauberhafte Stadt geſtellt, ſo verfiel ich in eine Art von träumeriſcher Extaſe — Woldemar ſagte: von Apathie. Ich antwortete:

„Venedig iſt dermaßen aus aller Proportion mit dem, was wir bis jezt geſehen, daß es auch ganz anders aufgefaßt und genoſſen ſein will. Bis jezt ſind wir umher geraſ't, nun wollen wir ausruhen und man muß weder Herz, noch Seele, noch Nerven, noch ſonſt Etwas haben, um hier etwas Anderes zu begehren.“

„Wir haben aber noch außerdem Augen, entgegnete Woldemar verſtändig, und wir ſind gekommen, um zu ſehen: alſo wollen wir ſehen.“

„Gut, ſagt' ich, ſo nimm mich ins Schlepptau, und laß mich nur friedlich in unſrer Gondel liegen,

während Du durch Kirchen- und Gemälde-Gallerien rennſt.“

Und ſo geſchah es. Ich lag ein Paar Tage faſt ununterbrochen in der Gondel, ſelig wie ein Kind in der Wiege.

Eines Morgens ſtand ich im Fenſter unſers Gaſthofs, des Leone bianco am Canal grande, und that nichts, wie gewöhnlich. Woldemar war noch mit ſeinem Anzug beſchäftigt, daher hatten wir noch nicht unſer Tagewerk begonnen, und ich ſah den Canal hinauf und herab. Ich weiß nicht, warum mein Auge auf dem Balcon des Nachbarhauſes haften blieb; zwei große Orangenbäume und das Fußende einer purpurrothen Chaiſelongue ſtanden auf demſelben, weiter nichts. Aber ich ſah ſtarr hin, wie man das gedankenlos oder gedankenvoll zu thun pflegt; ob ich das Eine oder das Andre war, hab' ich vergeſſen; doch nicht, daß ich zuſammenfuhr, als plötzlich zwei Füße und der Saum eines ſchwarzen Atlaskleides auf der Chaiſelongue erſchienen.

Es liegt ungemein viel Phyſiognomie in den Füßen, viel mehr, als in den Händen. Die Hände werden ſo ſehr gemißbraucht, auf Koketterie eingeübt, durch Kunſtfertigkeit verdorben, das Klavierſpiel macht die Finger zu kleinen Kolben — ſelten rettet eine Hand ihren urſprünglichen Character aus der Verflachung des täglichen Gebrauchs: und wenn ſie das thut, ſo iſt ſie nicht das, was man eine ſchöne Hand zu nennen pflegt. Die muß fett, rund, glatt, weiß ſein wie Marmor, mit bläulichem Geäder durchſchimmert. Ich hab' einen Widerwillen dagegen, mich fröſtelt, wenn ich daran denke ſie anzurühren; ſie hat etwas von der Glätte der Schlange, von der Kälte des Fiſches, und

zuweilen denk' ich gar: wenn Gänſe keine Flügel hätten, würden ſie ſolche Hände haben. Der Fuß iſt primitiver geblieben. Mag die Fürſtin ihn verzärteln und die Bäuerin ihn verderben, wird er dort welk und hier hart — dennoch muß er den Leib ſtützen, tragen, wenden, iſt eins mit ihm wie der Sockel mit der Säule, und ſein Auftreten, ſeine Haltung entſprechen dem Charakter der Beſitzerin. Hätte ich nur Luſt zu gründlichen Studien, ſo würde ich dem Schädelſyſtem mein Syſtem über die Analogie des Fußes mit dem Character gegenüber ſtellen, und es würde wenigſtens darin große Aehnlichkeit mit der Craneologie, und überhaupt mit allen geiſtreichen Syſtemen haben, daß es nicht unfehlbar iſt. Aber grade die Modificationen, die es erleidet, geben ihm ſeine Bedeutſamkeit. Himmel! die Einförmigkeit ohne Ausnahme wäre ja wie das ſtarre Fatum; ich glaube an ſeltſam wechſelvolle Fügungen!

Jene zwei Füße waren gleich denen der Gazelle zum Lauf durch die Wüſte eingerichtet: ſchlank, behende, energiſch, kein Fleiſch, nur Nerv, und ſo zart dabei, daß mir war, als müſſe ich ihnen meine Hände als Teppich unterbreiten. Die Art, wie ſie auf der Chaiſelongue erſchienen, war im Einklang mit ihrer reinen Form; und wie ſie da lagen, ebenfalls. Die Frau hatte ſich raſch niedergelegt, nicht langſam einen Fuß dem andern nachgezogen, nicht bequem ſie gebettet, nicht daran gedacht ihr Kleid anſtändig oder graziös zu drapiren; aber die Füße lagen da feſt über einander gekreuzt, zierlich mit den Spitzen ſich berührend, und das Kleid bedeckte ſie bis zur Biegung. Es lag eine Sittigkeit, eine Gewohnheit der Dezenz in dieſer Attitude, die mein Herz erfreuten. Die unbeachteten, die allergewöhnlichſten Bewegungen

des Weibes, hängen mit ihrer Seele zusammen. Ich glaube, wir würden uns häufiger erschrecken als freuen, wenn wir Frauen in ihrem Schlafzimmer einsam belauschen dürften. Jene Stellung der Füße verbietet, daß die des Körpers plump, unbeholfen, disgraziös, unanständig sei: er liegt still und ruhend da. Sie waren mit schwarzseidnen, durchbrochenen Strümpfen bekleidet, durch welche die Haut blaßröthlich schimmerte und mit Schuhen von schwarzem Maroquin. Keine Pantoffeln! früh um acht Uhr und keine Pantoffeln! die Frau hatte sich nicht verweichlicht und trug keine zu engen Schuhe. Ich dachte, ob es etwa ein junges Mädchen sei; doch dazu war der Fuß zu entschlossen! trotzige Mädchenfüße hab' ich gesehen — keinen festen: sie sind immer der Wendung gewärtig. Dann dachte ich, ob ihr Zimmer nicht voll Menschen sein könne, voll Männer .... ein Gemahl, ein Paar Brüder, ein .... —

Woldemar weckte mich aus meinen Betrachtungen durch die Frage, ob ich fertig sei. Vielleicht hätte ich Nein! gesagt, wenn nicht der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit von der Chaiselongue plötzlich verschwunden wäre, leicht und nachlässig. Ich nahm schweigend meinen Hut: wir gingen hinab, und als wir unten einen Augenblick auf unsre Gondel warteten, hatte ich grade Zeit, um vor dem Nebenhause eine Gondel und meine Unbekannte gewahr zu werden, die von der Treppe der Thür in sie hineinstieg. Damals herrschte nicht die gegenwärtige Mode der schleppend langen Kleider, die den Gang hindern, und mir vorkommen wie jener weite Mantel unter den der verzauberte Prinz seine schauerlichen Marmorfüße versteckte. An den zarten Fuß meiner Unbekannten schloß sich der schlanke Knöchel. Mehr sah ich nicht.

Ihre Gondel ſtieß ab, und ihr Geſicht war von einem weißen Hut mit langem Schleier verſteckt. Aber an dem Fuß werd' ich ſie erkennen, ſprach ich tröſtend zu mir ſelbſt, erwachte urplötzlich aus meiner Apathie, und betrachtete zu Woldemars inniger Freude einige Kirchen mit großem Intereſſe, denn ich hofte aus jeder Kapelle meine Unbekannte hervortreten zu ſehen. Das war aber nicht der Fall, und mit einer unſäglichen Öde im Herzen, oder in den Gedanken, oder in der Phantaſie — alſo überall, fuhr ich an Woldemars Seite dahin. Der Tag verging ſo. Es fing an zu dämmern, als eine Gondel, aus welcher Muſik erſcholl, die unſre überholte: zwei Singſtimmen und eine Guitarre. Nie hörte ich ſolche Einheit und ſolche Verſchiedenheit der Stimmen und des Ausdrucks! Der Mann ſang Tenor, heiter, fröhlich, jubelvoll, in Luſt ſich badend wie ein goldnes Fiſchlein im Meer; die Frau ſang tiefen, vibrirenden Alt, der ſich dem Tenor anſchmiegte mit einer Liebesſehnſucht, mit einer demüthigen Reſignation, mit einer grandioſen Selbſtaufopferung, die mich für ſie zittern machte; denn der Mann hatte nicht ihre Kraft! ihm war die Liebe Spiel, und ihr Ernſt. Sie wußte das noch nicht; vielleicht ahnte ſie es, ohne es einzugeſtehen, und ſchmiegte ihm im Geſang ihre Seele an, um die Ahnung zu übertäuben.

„Laß uns der Gondel folgen!" bat ich Woldemar. Er war ſo überraſcht durch die Schönheit der beiden Stimmen, daß er rief: „Gern! gern!" und nur nach einem Augenblick des Beſinnens hinzufügte: „Aber wir wollten ja in die Fenice."

„Später! ſagt' ich; wir haben noch viel Zeit." Und wir folgten dem klingenden Schiffchen. Beide Sänger nah-

men abwechſelnd die Guitarre, man hörte es deutlich: er ſpielte immer ein brillantes Accompagnement, neckend, ſcherzhaft, muthwillig oder feurig und wild, wie es ſich zum Geſange ſchickte: ſie griff nur einzelne Accorde, aber ſo brauſend, ſo erſchütternd, daß in den wenigen Tönen eine Welt von Muſik und von Leidenſchaft ſich offenbarte. Plötzlich fuhr es mir durch den Kopf: Wenn die Unbekannte von heute früh die Sängerin wäre? die Hand mit den mächtigen Accorden — die Stimme mit dem vibrirenden Klang — paſſen zu der Energie des Fußes! .... — Und wie man es treibt, wenn man von einem Gedanken dominirt wird: nach fünf Minuten war ich überzeugt, daß die Frau, mit der ich mich den ganzen Tag beſchäftigt hatte, jezt unſichtbar vor mir dahinziehe, glücklich an der Seite eines geliebten Mannes. Sehr glücklich! Zuweilen verſtummte Geſang und Guitarre .... ſie hatten Recht! ich wunderte mich, wenn die Muſik wieder anhob. Mir graute vor der Fenice! vor den geſchminkten Geſichtern, der karikirten Leidenſchaft, den hirnloſen Fiorituren der Theaterwelt! Hier, vor meinen Augen, und doch unſichtbar, ſpielte ſich wahrſcheinlich der Act einer Tragödie, die das hatte, was Theilnahme einflößt: Wahrheit und Leidenſchaft. O die Glücklichen! ſie beſaßen Alles, was die Liebe bedarf: das Geliebte, Einſamkeit, Muſik, ſtille Nacht!

Endlich hielt die Gondel an einem öden Ufer. Zwei Geſtalten in ſchwarzen Mänteln ſchlüpften heraus; man hörte das Kniſtern ihrer Schritte im Sande; dann verſchwanden ſie.

„Was iſt dies für ein Ort?“ fragte ich unſern Gondolier.

„Der Lido mit dem Gottesacker der Juden,“ antwortete er und ſchlug ein Kreuz.

Dahin gingen ſie! doch warum nicht? die Liebe fürchtet weder Geſpenſter noch Tod! kein Krieger- kein Heldenherz iſt ſo tapfer als ein liebendes. Während ich in ſolche Gedanken mich vertiefte, heimlich mich wundernd, daß ſie alle, alle, mit meiner Unbekannten in Zuſammenhang waren, hatte Woldemar den Gondolier zur eiligen Rückfahrt angetrieben und wir erreichten das Opernhaus. Es war gedrängt voll. Ich ſtand im Parterre und muſterte die Logen, in denen ſchöne Frauen Beſuche empfingen und ſich wenig um die Oper kümmerten. Mir gefällt dieſe italieniſche Sitte, die einen unbehaglichen Logenkäfig zum Salon, und ein Paar tauſend Menſchen rings umher zu deſſen Tapeten macht. Ich hatte mich an eine Loge des erſten Ranges gelehnt und den Halbkreis mir gegenüber betrachtet; nun wendete ich den Kopf, um den Logenhalbkreis hinter mir zu überſehen — da funkelten zwei Sterne über mir, ſo hell, ſo nah, daß ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, um bequemer in die Loge und in die Augen hineinblicken zu können. Es ſaß eine einzige Frau in dieſer Loge, die, zwiſchen dem Gedränge in den übrigen, wie eine Zelle oder eine Kapelle ausſah — ganz wie es ſich ſchickte für dieſe Inhaberin. Himmel! welch ein Antlitz! Eine Göttin — das iſt zu kalt! ein Engel — das iſt zu abgebraucht! eine Heilige — das iſt zu fremd! nun denn: Göttin, Engel und Heilige hätten das Antlitz dieſer Frau haben müſſen, wenn ſie den Erdkreis zu ihren Füßen ſehen wollten. In dieſem Ebenmaß der Züge, in dieſem glanzvollen und doch ſo milden Colorit, in dieſen zarten, blonden Locken, die leicht an den Wangen herabrieſelten, lag Schönheit genug, um jeden Blick zu feſſeln; aber ihr Auge! aber ihr Lächeln! denn ſie lächelte zuweilen vor

ſich hin, himmliſch zerſtreut, wie da Vinci's Bilder; ſie ſah nichts und Niemand dabei an, ſie lächelte in ſich hinein!.... Und ihr Auge, groß und glänzend, daß man es für einen dunkelblauen Diamant hätte halten können, wenn es nicht weich wie Sammt geweſen wäre, hatte einen wunderbaren Blick von oben herab, wie der Sonnenſtral fällt. — Ich glaube, ich bin etwas aus meinem Vorderſatz herausgefallen! gleichviel! es iſt ein Symbol des Eindrucks, den dieſe Frau auf mich machte. Ich ſtand und ſtand, und ſah ſie an, mein Blick ſchlief auf ihrem Antlitz ein. Der ihre ſtreifte bisweilen über das Kopfmeer im Parterre dahin, ſie bemerkte den Einzelnen nicht, und würde ihn auch gewiß nicht beachtet haben, wenn ſie ihn bemerkt hätte. Die Oper beſchäftigte ſie; in den kurzen Zwiſchenacten ſpielte ſie mit ihrem großen, grünen Taffftfächer.

Das Gedränge hatte mich von Woldemar entfernt. Kurz vor dem Schluß fand er ſich wieder zu mir heran, folgte der Richtung meiner Augen und ſagte:

„Eine auffallend hübſche Perſon, nur zu mager.“

„Wer?“ fragte ich. Ich konnte mir nicht vorſtellen, daß dies Lob und dieſer Tadel ihr gelten ſollten.

„Nun eben die, welche Dir auffällt!“ antwortete er lachend. „Venedig war ehedem berühmt wegen ſeiner ſchönen Courtiſanen — ich habe keine Spur mehr davon gefunden, vielleicht biſt Du glücklicher geweſen.“

Ich war wie von einem kalten Schlag getroffen. Der Vorhang fiel, ich ſtürzte fort, ich wollte ſehen, wo ſie blieb, was aus ihr ward.

Woldemar ſchrie: „Wohin? wohin?“ — Ich rief: „Warte am Ausgang fünf Minuten auf mich, und bin ich dann

nicht dort, so fahr' nach Hause!" — und rannte in den Corridor, der zu ihrer Loge führte. Eine Thür ging auf, sie trat heraus. Sie hatte jezt einen weißen Hut aufgesetzt, er kam mir bekannt vor! mein Blick glitt über ihr schwarzes Atlaskleid auf ihre Füße — sie war es! sie! meine Unbekannte! Mich überfiel eine unendliche Freude, weil .... nicht sie in jener Gondel gesungen hatte. Sie trug durchbrochene, schwarzseidene Handschuh, und hielt in den schlanken Händen ihren grünen Fächer, einen Operngucker, ein Taschentuch, ein Libretto — augenscheinlich zu viel, denn als ein alter Diener mit weißem Haar ihr einen Mantel umhing, entglitt ihr der Fächer. Blitzschnell hob ich ihn auf und reichte ihn ihr wieder. Sie nahm ihn, sagtk: „Grazie tante!" wie Jemand, der an Dienstleistungen gewöhnt ist, ohne den anzusehen, der ihm den Dienst leistet, und ging vornehm gleichgültig durch die Menge, der alte Diener hinter ihr, ein Lohnlakai, der ihr Platz machte, voran. Er rief nach der Gondel der Illustrissima — und mit einem unbeschreiblichen Gefühl von seliger Zufriedenheit suchte ich Woldemar auf, der mich ansah und fragte:

„Was ist Dir denn für ein Glück widerfahren? hat man Dir ein Rendezvous gegeben?" — Ich war in so heitrer Stimmung, daß mir all seine schlechten Späße keinen Ärger machten, so intolerant ich sonst gegen sie bin. Spaß muß frisch, tüchtig, meinetwegen derb, nur nicht matt sein. Hat man dazu nicht die Courage, so lasse man es bleiben.

Am nächsten Morgen sprang ich aus dem Bett ans Fenster und blickte nach ihrem Balcon. Die Orangenbäume waren da, die Chaiselongue auch; ihre Füße nicht. Dafür trat sie selbst plötzlich auf den Balcon, drückte ihr Gesicht lieb-

lich in einen Blütenzweig, pflückte dann einen kleinern, befestigte ihn in ihrem Gürtel, und ließ mir ungefähr drei Minuten Zeit sie zu betrachten. Es fiel mir schmerzlich auf, daß sie so blaß war. Gestern Abend die schönsten Farben, heute blaß! .... sie mußte krank sein. Es fiel mir nicht ein, daß sie sich geschminkt haben könne. Und mager war sie auch — Woldemar hatte Recht! Doch das ist in meinen Augen kein Fehler; nicht blos bei ihr: überhaupt! Ich kann's nicht leiden, daß das Blut langsam genug fließe, um breit und bequem Fleisch zu werden. Nur muß es die rechte Magerkeit sein.

Manche Frauen sind kolossal groß und eben so mager, mit gewaltigen Gliedern und Bewegungen; die erinnern mich an Telegraphen. Andre sind kleiner, aber in ihrer Magerkeit herrschen die Knochen vor und machen ihre Bewegungen hart, eckig, abgebrochen; die erinnern mich an Heuschrecken. Wo wenig Fleisch ist, müssen zarte Knochen sein, damit die Formen rein und weich bleiben, damit die Bewegungen sanft seien und nur an Leichtigkeit gewinnen, damit man nicht an Mangel — sondern an Vergeistung der Schönheit denken dürfe: und so war diese Frau. Ihr Gehen war Gleiten — ihr Stehen Schweben — aber ohne Unsicherheit und Schwankung. Sie glitt, sie schwebte so sicher wie die Himmelskönigin auf dem halben Mond durch die Wolken.

Ihre Gondel war früher da als die unsrige, und sie fuhr fort. Wie hätte ich versuchen können ihr nachzuspüren, da eine Gondel genau wie die andere aussieht! ich mußte dem Zufall überlassen, ob er mir das Glück gönnen würde ihr zu begegnen. Jedenfalls rechnete ich auf die Venice, wo ich sie am ungestörtesten und längsten betrachten

konnte. Aber wie der Zufall launiſch iſt! als wir die Gondel vor der Kirche del Redemtore verließen, erſchien ſie in der Thür.

„Da iſt die hübſche Frau von geſtern Abend!“ rief Woldemar und berührte meinen Arm, um mich aufmerkſam zu machen, mich, der ich ſeit fünf Stunden nur nach ihr mich umgeſchaut hatte!

Sie blickte rechts und links, nachdenkend, ſinnend, als wolle ſie die Gegenſtände in ihre Seele aufnehmen; dabei ging ſie vorwärts an die Treppe, und glitt plötzlich über die erſte Stufe hinab. Eine unerträgliche Empfindung! man hat den ganzen Schreck des Fallens! Sie erſchrak auch heftig, denn das Blut ſtieg ihr in die bleichen zarten Wangen, doch ſchrie ſie nicht auf, und machte keine ungraziöſe Bewegung. Woldemar und ich waren beide raſch an ſie herangetreten, und boten ihr hülfbereit die Hand. Aber mit einer leiſen Kopfneigung ſagte ſie: „Grazie tante,“ und ging zwiſchen uns durch, ihrer Gondel zu, die ich an dem alten Diener mit weißem Haar erkannte, welcher dort auf ſie wartete. Ob ſie mich angeſehen, wußte ich nicht genau; jedoch der Ton ihrer Stimme war freundlicher als geſtern, und zu meinen Füßen lag ein kleiner Zweig Orangenblüte, der aus ihrem Gürtel gefallen war. Sie hatte ihn nicht fallen laſſen, dennoch freuete ich mich über dieſe Huld — des Schickſals, und nahm ihn eilig auf. Er war ganz friſch. Iſt ihr Herz ſo kalt, daß keine Blume daran welkt? fragte ich mich heimlich. Oder, ſetzt' ich raſch hinzu, iſt es ſo tropiſch, daß ſich die Orange dort in ihrer Heimat fühlt und immer blüht? — Ich verwahrte ſie an meiner Bruſt und ſah mit Ungeduld der Opernſtunde entgegen.

Ich glaube, ich war der Erſte im Saal. Doch wie ich wartete und ſpähte — ſie kam nicht, ich hatte umſonſt gehoft! ich war mit der Begegnung am Morgen für dieſen Tag abgefunden!

Ziemlich verdrießlich und übernatürlich gelangweilt ging ich nach der Oper mit Woldemar auf den Markusplatz, wo wir gewöhnlich vor einem Café Gefrornes aßen oder Zeitung laſen oder die Menſchen, welche ſich dort verſammelten, in Augenſchein nahmen. Ich warf mich auf einen Stuhl, nahm ein Zeitungsblatt und wollte mich eben zum Leſen bequem zurecht ſetzen, als ich mein Auge aufſchlage und ſie erblicke, ganz nah, mir gegenüber! die Arme ſanken mir herab; doch behielt ich die Zeitung wie einen Fächer in den Händen, hinter welchem ich ſie ungeſtört belauſchen konnte. Sie aß Gefrornes; der alte Diener ſtand hinter ihrem Stuhl. Ich wunderte mich, daß ſie ſo allein da war: ein Diener zählt nicht. Dann dachte ich wieder, es könne ihr unmöglich etwas Unangenehmes begegnen. Und wirklich begegnete ihr auch nichts. Nachdem ſie ihren Becher fortgegeben, ſchlug ſie die Arme über einander, und ſah über alle Menſchen und auch über mich hinweg die Markuskirche an, welche vom Mond beleuchtet wurde. Wie hätten auch die Menſchen ſie feſſeln können! ihr Auge war wie das der Engel nur dazu beſtimmt das Gute und Schöne auf der Welt zu ſehen.

Eine Geſellſchaft, welche die Sitze um ſie her inne gehabt, erhob ſich und ging fort; Männer nahmen die leeren ein. Ein ältlicher, langer, dürrer Mann betrachtete ſeine Nachbarin, folgte der Richtung ihres Blicks und ſagte darauf:

„Una bellissima chiesa!“ — Da sie wahrscheinlich nicht glaubte, daß diese geistreiche Bemerkung an sie gerichtet sei, so gab sie keine Antwort. Da fragte er direkt: „Non è vero, Signora?“

„E vero, Signor!“ entgegnete sie lakonisch. Der dürre Mann war mit der Antwort zufrieden und setzte nicht die Unterhaltung fort. Doch ein junger, sehr elegant gekleideter, hatte sich nach ihr umgewendet, als sie jene drei Worte sagte, rückte seinen Stuhl so zu ihr heran, daß er ihr ins Gesicht sah, und begann eine französische Conversation, d. h. er sprach. Sie erwiderte keine Sylbe, sie hörte nicht einmal hin, denn ihr Antlitz veränderte nicht seinen Ausdruck, ihr Blick nicht seine Richtung: es war, als gehe sie das Alles gar nichts an, bis sie zuletzt langsam aufstand und zu ihrem alten Diener sagte:

„Nach Hause gehen.“

In meinem ganzen Leben hab' ich mich nicht so geschmeichelt gefühlt ein Deutscher zu sein, als in dem Momente! Wir waren Landsleute! Ich glühte vor Patriotismus wie ein deutscher Student, der eben singt: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — Ich sprang auf und eilte zu ihr, und hatte dermaßen alle Besinnung verloren, daß ich sagte:

„Gnädigste Frau, erlauben Sie mir Sie an Ihre Gondel zu begleiten.“

Sie sah mich äußerst befremdet an, stand still und sagte: „Kennen Sie mich? Haben Sie mir etwas zu sagen? Sie sind ein Deutscher .... Was wünschen Sie?“

Es kam ihr nicht in den Sinn, daß ich mich ihr als Beschützer anbieten wolle, und ich sah den Moment kommen,

wo ſie mich wie einen anſtändigen Bettler behandeln würde. Um dem vorzubeugen, ſagte ich ruhiger:

„Ich kenne Sie nicht, gnädigſte Frau, und wünſche nichts als Ihnen in dieſem Gedränge Platz zu machen, denn Sie ſind allein.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich habe meine Bedienten,“ ſagte ſie ganz mild und ganz kalt, und neigte faſt unmerklich den Kopf zu meiner Entlaſſung. Der Alte ſtand hinter ihr, der geſtrige Lohnlakai tauchte auch irgendwo aus der Menge auf; ſie wendete ſich zum Gehen. Da, als ob ihr einfiele, daß ich nur ungeſchickt, nicht unbeſcheiden ſein mögte, wendete ſie langſam das ſchöne Haupt zu mir zurück, und ſagte mit einem ganz goldnen Klang: „Grazie tante.“ Dann ging ſie wirklich, und der Markusplatz war mir verödet.

Als wir eine Stunde ſpäter unſern Leone bianco erreichten, bemerkte ich, daß ihre Fenſter hell erleuchtet waren, und ich brachte die ganze Nacht mit Plänen hin, um ihre Bekanntſchaft auf eine regelrechte Weiſe zu machen. Der Gedanke von ihr für einen zudringlichen Gecken gehalten zu werden, war mir unerträglich. Mir ſchien, daß ihre gute Meinung ein Brevet der Würdigkeit verleihe. Erſt gegen Morgen ſchlief ich ein und erwachte ſehr ſpät. Mein erſter Gang war zum Fenſter, mein erſter Blick auf den Balcon. Ich rieb mir die Augen, denn ich erkannte ihn nicht. Keine Orangenbäume, keine Chaiſelongue! ein Fußteppich hing über die Baluſtrade, und nach einer Weile erſchien ein geſchäftiger Burſche und klopfte ihn aus.

Wenn ſie weg wäre! dachte ich athemlos, und um der qualvollen Ungewißheit ſogleich ein Ende zu machen, rief

ich dem Burſchen die Frage zu, ob dort Zimmer zu vermiethen wären.

„Si, Signor!“ ſagte er freundlich. Alſo fort! fort! Und wie ſollte ich ſie wiederfinden! wer war ſie? wo lebte ſie? Ich fragte den Menſchen, ob er nicht wiſſe, wohin die Dame gereiſt ſei, die hier gewohnt habe. Das wußte er nicht; aber ihren Namen, einen ganz unverſtändlichen polniſchen nannte er, und fügte hinzu, ihr Mann ſei geſtern Abend gekommen, um ſie abzuholen. Und ſo war ſie fort.

Ich fiel in meine frühere Apathie zurück, der aber eine Traurigkeit beigemiſcht war, die ich ſonſt nie, wenigſtens nicht anhaltend, empfunden. Wir blieben noch acht Tage in Venedig, gingen dann über Trieſt nach Wien; doch mein Intereſſe für die Reiſe war todt. Woldemar ſagte:

„Du haſt Dich im Anfang übernommen! wir haben das Merkwürdigſte zuerſt geſehen, nun biſt Du blaſirt und nichts macht Effect auf Dich — dann biſt Du langweilig. Du begehrſt immer Excitation!“

Ich ließ ihn reden. Er iſt ein braver Menſch und mein guter Freund; doch Gott behüte mich vor Erklärungen mit ihm! Uebrigens war ich wirklich des Reiſens ganz ſo überdrüſſig, wie ich vor der Reiſe meiner Geſchäfte und Vergnügungen überdrüſſig war und ſo langte ich in Berlin an, feſt entſchloſſen mich alles Ernſtes in meine Carriere zu werfen. Darüber war mein guter Onkel eben ſo erfreut, als über meine Rückkehr, doch meinen Wunſch, nach den Rheinprovinzen geſchickt zu werden, konnte er nicht erfüllen; ich ſollte nach Poſen. Im Grunde war mir auch jeder Ort einerlei. Damals ſchon ſchlug mir mein Onkel die Heirath mit Leonoren vor.

„Ich habe Euch Beiden die frühverſtorbenen Väter, ſo gut ich konnte, erſetzt, ſagte er, und habe Euch lieb wie meine Kinder! Kannſt Du nicht mit ihr glücklich ſein, Julian?“

„Nein, Onkel!“ antwortete ich ganz beſtimmt.

„Gut, gut! entgegnete er freundlich, ich überrede Dich nicht; aber ſie iſt noch ſehr jung, ſie wird noch ſchöner werden, ſie iſt geſcheut, ſie iſt reich, und ich gebe Dir mein Vermögen, dann biſt Du dereinſt eben ſo reich als ſie — Du haſt Jahre vor Dir, um Dich zu beſinnen, mein Junge.“

Ich dankte ihm gerührt für ſeine väterliche Liebe, doch für die Zukunft wie für jezt wies ich die Verbindung mit Leonoren zurück. Das Mädchen hat mir nie gefallen — wahrſcheinlich weil ſie mir gefallen wollte, ernſthaft gefallen! O arme Weiber! Wir finden Euch anziehend und liebenswürdig, wenn Ihr Alles aufbietet, was Euch an Geiſt, Güte und Grazie zu Gebot ſteht, um uns ein Paar Stunden oder Tage zu amüſiren. Wollt Ihr aber dieſe Gaben anwenden, um uns dauernd zu feſſeln, ſo verlieren ſie allen Reiz, allen Werth in unſern Augen!

Ich fuhr mit dem Eilwagen nach Poſen. Sylvio R., mit dem ich damals ſehr liirt war, und der nach Königsberg reiſen mußte, machte meinetwegen den Umweg über Poſen. Zwei Frauenzimmer waren unſre Reiſegefährtinnen: eine kleine ſechszehnjährige Perſon, die, eben aus dem Luiſenſtift entlaſſen, eine Stelle als Erzieherin in der Gegend von Poſen antreten wollte — ein Gänschen, wenn ich je eins gekannt habe! das Ludovike hieß, und uns unerhört amüſirte; und eine ältliche, ſanft und verſtändig ausſehende

Frau, die mit Niemand sprach, um nichts sich bekümmerte, und sehr einfach, aber ordentlich gekleidet war, indessen Fräulein Ludovike einen rosenfarbenen Florhut trug, über den ein staubiger Berliner Sommer triumphirend dahingezogen war. Den elterlichen Namen dieses Gänschens hab' ich vergessen; doch das fürchterliche Ludovike, das man mit aufgeblasenen Backen anheben und mit dem eigensinnigen Anhängsel „ike" beenden muß, hat sich mir eingeprägt.

Die Zungenfertigkeit und die oberflächliche Vielwisserei dieses Persönchens begann uns lästig zu werden, als sie zwei Stationen diesseit Posen den Eilwagen verließ, um ihrer neuen Bestimmung entgegen zu gehen. Ich blieb so gut wie allein mit Sylvio, denn die ältliche Frau rechneten wir nicht; und, nachdem wir viel über seine damals sehr verwickelten Angelegenheiten gesprochen, fragte ich ihn:

„Du kennst ja alle Welt: weißt Du nicht, ob Präsident Sonsky verheirathet ist?"

„Freilich! entgegnete er, Gräfin Vincenze Norfelt hat sich herabgelassen, den bourgeois-gentilhomme mit ihrer hochgebornen Hand zu beehren."

„Warum denn? ist sie alt und garstig?"

„Keineswegs! aber er ist reich. Sie war schon zweimal verlobt mit Männern, die ich beide kenne, aber sie hat jedesmal mit ihnen gebrochen, nachdem sie genaue Auskunft über das Vermögen ihrer Prätendenten erhalten. Andere sagen, es sei aus Launenhaftigkeit geschehen; das glaube ich aber nicht. Frauen haben immer ihre heimlichen Berechnungen, und der alte reiche, eitle Präsident ist gewiß ein sehr bequemer Ehemann."

„Ist das so? rief ich lachend; mein Onkel hat ihn mir

als einen tüchtigen Arbeiter und ehrenwerthen Mann genannt."

„Das ſtreit' ich nicht, entgegnete Sylvio, **mais l'un n'empêche pas l'autre**, um ſo mehr, da er funfzig Jahr alt iſt, und ſie fünfundzwanzig."

„Kennſt Du ſie?"

„Nicht perſönlich," ſagte Sylvio.

Zu unſerm unbeſchreiblichen Erſtaunen hub die ſchweigſame Frau zu mir gewendet an:

„Hätte dieſer Herr die Ehre Frau von Sonsky perſönlich zu kennen, ſo würde er in einem andern Ton von ihr ſprechen. Von Allem, was er geſagt hat, iſt nichts wahr, als daß ſie zweimal ihre Verlobungen gebrochen hat."

„Alſo doch!" rief Sylvio.

„Woher kennen Sie Frau von Sonsky ſo genau?" fragte ich.

„Ich war die Kammerfrau ihrer Mutter und bin jezt in ihrem Dienſt." Sie ſagte dies Alles ſo beſcheiden, ſo ruhig, daß ihre Worte viel mehr Eindruck auf mich machten, als Sylvios. Der ſagte auf engliſch zu mir:

„Wie glücklich, daß ich nicht an Deiner Stelle bin! dieſe Zoſe würde mir ſehr bei ihrer Gebieterin ſchaden." — Dann ſprachen wir von andern Dingen, und erreichten bald darauf Poſen beim heftigſten Schneegeſtöber. Es war der lezte Abend des Jahrs; wir verplauderten ihn behaglich beim Champagner. Mir war leicht zu Sinn. Ich ging recht muthig in das neue Jahr und die neuen Verhältniſſe hinein.

Als ich ein fingerlanges, engliſches Portefeuille aus meiner Bruſttaſche zog, um eine Notiz für Sylvio herauszu-

ſuchen, fiel mir ein kleiner trockner Orangenzweig in die Hand. Es war der aus Venedig. Ich hatte ihn ganz vergeſſen, doch nicht ſeine ehemalige Beſitzerin, wie man auch nicht eine griechiſche Statue oder ein Rafaeliſches Gemälde vergißt. Ich hielt das Zweiglein an die Flamme des Lichts, und ließ es langſam aufkniſtern.

„Was machſt Du da? fragte Sylvio befremdet; iſt es ein Symbol, daß Dir eine ſüße Hofnung in Rauch aufgegangen?“

„O nein, entgegnete ich; ich mag nur nicht, daß liebliche Erinnerungen zu Staub werden, wie welke, zerfallende Blumen.“

„Brachteſt Du ſie von Deinen Reiſen mit? erzähle doch.“

Ich erzählte; doch das Rechte nicht — ich weiß nicht warum.

Am andern Morgen fuhr Sylvio nach Königsberg, und ich eilte mich meinem Präſidenten, Herrn von Sonsky, vorzuſtellen. Ich fand einen ältlichen Mann mit einem wolwollenden Geſicht und affablen Manieren, die aber etwas zu protectoriſch waren, um angenehm — und zu ſchwerfällig, um vornehm zu ſein. Sylvios Epithet „der eitle Präſident“ und „le bourgeois-gentilhomme“ fielen mir nur bei dieſen Manieren und ſeiner Sprachweiſe ein; was er ſagte, war gut, wolmeinend und verſtändig, nicht geiſtreich und nicht oberflächlich. Sein Haus war in dem Styl eingerichtet, den man comme il faut zu nennen pflegt; und der durchaus den Prunk ausſchließt, womit Emporkömmlinge ſich zu umgeben pflegen. Ich fand, daß Sylvio nach ſeiner gewohnten Weiſe arg übertrieben habe. Am Schluß meines Beſuchs lud er mich zum Diner ein und

setzte hinzu: „Dann werd' ich Sie auch meiner Frau vorstellen."

Nachdem ich eine Masse Besuche bei allen Personen gemacht, mit denen ich in Verbindung trat, ging ich um vier Uhr zum Präsidenten. Ich hatte mir vorgestellt, daß ein Diner bei ihm am Neujahrstage ein glänzendes sein würde, und so war es denn auch. Wenigstens vierzig Personen befanden sich im Salon, als ich eintrat. Herr von Sonsky stand der Thür nah, und führte mich zu einer Damengruppe, die am Kamine die Frau vom Hause umgab. Sie wendete uns den Rücken zu. Als ihr Mann sagte:

„Liebe Vincenze, hier bringe ich Dir den Herrn von Ohlen" — kehrte sie sich langsam um, und ich wäre fast in die Knie gesunken vor freudiger Überraschung, denn ich stand vor meiner Unbekannten. Sie sah mich klar an mit ihren diamantenen Augen und sagte nur: „Willkommen!" — denn zwei Damen traten ein, sie ging ihnen entgegen und ich zog mich zurück.

Wer hat nicht einen Brief, einen Schlüssel, ein Papier mit Angst und Unruh gesucht und wieder gesucht, und dann die Hofnung des Findens gänzlich aufgegeben, wenigstens immer sich wiederholt: Ich find' es nicht mehr, es ist verloren! — und auf einmal liegt es unter seiner Hand. Nun, dies frohe Gefühl, in dem Maß erhöht, als eine Person wichtiger ist als ein Brief, zog in meine Brust. Als ich zufällig in einen Spiegel sah, staunte ich selbst über mein glückstralendes Gesicht. Nicht einen Moment verlor ich Vincenze aus den Augen: ich glaube, alle Übrigen müssen mich für stupide an diesem ersten Abend gehalten haben, denn ich wurde hie und da vorgestellt, ich traf die Personen wieder,

die ich am Morgen besucht — und ich war von einer Zerstreutheit, daß mir der Kopf wirbelte; ich wollte nichts hören, nichts wissen, als das Eine: ob sie mich für einen unbescheidenen Gecken halte, oder nicht. Ich hatte keine Gelegenheit mich ihr zu nähern; es waren wichtige Leute und vornehme Leute da, und ich war ein unbedeutender Mensch, ich mußte mich begnügen sie aus der Ferne zu bewundern. Das that ich denn. Gott! wie sie schön war! viel, viel schöner als in Venedig, denn das schwarze Kleid war zu hart für sie; jezt trug sie eins von weißem Cachemir, auf ihren zarten Locken ein kleines Barett von weißem Kreppflor, und um den Hals eine weiße Boa. War es die weiße Kleidung, das Schwebende der Gestalt und der Bewegungen, das Aetherische der ganzen Erscheinung, genug ich fand eine unglaubliche Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Staubbach im Thal von Lauterbrunnen. Ja, der Staubbach, den ich vor zwei Jahren wiedersah, ist die alleinzige Erscheinung gewesen, die mich je an Vincenze erinnert hat und an sie erinnern wird.

Nach dem Diner trat sie zu mir heran und fragte mit unbefangner Freiheit:

„Wo hab' ich Sie gesehen, Herr von Ohlen? Sie sind mir bekannt."

„Wenn ich es sage, werden Sie mir nicht zürnen?"

„Haben Sie mir dazu Veranlassung gegeben?"

„Vielleicht absichtslos."

„Dann zürne ich nicht! . . . . Also, wo sah ich Sie?"

„In Venedig, gnädigste Frau."

„Ah, auf dem Markusplatz" . . . . —

„Da sahen Sie mich! ich sah Sie in der Fenice.

auf den Stufen der Kirche del Redemtore, auf Ihrem Balcon“ . . . . —

„Dann ſind wir ja alte Bekannte,“ unterbrach ſie mich, und erzählte mir, daß ihr Mann ſie einige Tage in Venedig gelaſſen und eine Fahrt nach Trieſt gemacht habe, allein — weil ſie die Seefahrten nicht liebe. Wir ſprachen noch viel von Venedig. Ich fühlte mich befreit und in mein Gleichgewicht zurückverſetzt. Das Glück, welches mich ſpäter in ihrer Nähe wie ein Strom überbrauſte, fing an ſeine Wellen um mein Herz zu ſchlagen. — Die Tage der Seligkeit begannen.

Ich kann nicht Schritt vor Schritt der Entwickelung meiner Liebe nachgehen. Mir ſcheint ſogar, daß ſie ſich gar nicht entwickelt hat, ſondern daß ſie fertig da lag, feſt und ſtark, wie ein geharniſchter, ſchlafender Krieger, der ruhig aufſteht, wenn die Schlachtmuſik ihn ruft, und der da iſt für Leben und Tod. So war meine Liebe da. Ich täuſchte mich nicht darüber, ich erſchrak auch nicht darüber — ich liebte ſie fort. Was gewann ich? was beſaß ich? — O, all die derben Handgreiflichkeiten der Exiſtenz, welche die Menſchen Freude und Genuß getauft haben, um dieſe Baſtarde des Glücks ſchicklicher Weiſe bei ſich aufnehmen zu dürfen — alle, alle, würd' ich hingeben, wenn ich nur einen einzigen Moment in ihr Auge ſehen dürfte, wie damals. Bah! es iſt Wahnſinn eine Frau ſo zu lieben, die mir nie geſagt hat: Ich liebe dich! Aber Andre haben es mir geſagt und logen: das war Wahnſinn. Die Lüge iſt Thorheit, die Wahrheit nie. Doch nur die Realitäten ſind wahr, ſprechen die Leute. Falſch! grundfalſch! Kein Wein-, oder Ehren- oder Liebesrauſch, kein Kuß und keine Um-

armung, kein Festmahl und kein Jubellied dauert ewig; ist denn das wahr, was vergänglich ist? O nein, nein, tausendmal nein! nur das Unvergängliche ist wahr.

Herr von Sonsky war äußerst freundlich für Alle, die zu seinem Collegium gehörten, und eben so gastfrei für Fremde. Vielleicht gefiel sich seine Eitelkeit in diesen patriarchalischen Tugenden. Gewiß ist es aber, daß sein Haus, Dank seiner Frau, zu den angenehmsten gehörte, die ich je besucht. Er fühlte das, fühlte, wie wichtig der feine Tact, die gewandte und doch so nachlässige Anmuth dieser Frau war, und trug sie auf Händen mit einer Andacht, mit einer demüthigen Freude die sogar mich rührten, mich, der kein Opfer und keine Huldigung zu groß für sie fand. Ich sah sie täglich. Monate lang war ich glücklich gewesen in diesem Umgang, hatte nichts gehoft und wenig gewünscht. Ach, es tritt ein Moment ein, da hoft man auch noch nicht, aber man wünscht schon unendlich — und damit beginnen die Qualen des Glücks.

Und war sie denn glücklich in der Verbindung mit einem Mann, der ihrem Geist, ihrem Herzen unmöglich genügen konnte? war sie befriedigt durch die temperirte Wärme dieser Ehe, sie, die Glut- und Feuerseele, aus der die Flamme der Begeisterung bei der lindesten Berührung sprühte? — Ich wußte es nicht; ich konnt' und konnte es nicht ergründen. O, sie hätte nicht zu klagen brauchen, nicht mit Worten, nicht mit Blicken, und ich hätte sie verstanden! Nur ein Hauch von Schwermuth, nur ein Schatten von Sehnsucht auf ihrer Stirn, um ihren Mund — ich hätte es verstanden! Aber nein! bei aller Lebendigkeit ihrer Gefühle, bei aller Aufrichtigkeit ihres Characters — durch

jene immer unbefangen, durch dieſe immer natürlich — bei aller Simplicität einer reinen Seele, die keinen Ausdruck und keine Empfindung zurückhält, die ſich nicht ſcheut in Meinung und Urtheil ihr Inneres zu offenbaren, die immer auf den Grund der Dinge geht, weil ſie gewohnt iſt auf dem Grunde ihres Weſens, wie auf dem des Meeres, Perlen zu finden: bei dem Allem war und blieb ihr Herz mir unergründlich. War es ſchon gefeſſelt, oder ganz von der Pflicht erfüllt, oder verſchmähte es meine Huldigung? Sie war ſehr freundlich mit mir, freundlicher als gegen zehn Andere; doch nicht freundlicher als gegen einen jungen Polen, der auch täglich in ihr Haus kam, und der freilich ein äußerſt geiſtreicher, angenehmer Menſch war. Obgleich ich ihn zuweilen haßte, wenn ſie länger oder lieber mit ihm als mit mir ſprach, ſo konnte ich doch nicht dem Zauber ſeiner Unterhaltung widerſtehen, und dachte oftmals, von ſeiner Liebenswürdigkeit überwunden, ſie könne mich nicht neben ihm bemerken. Dann packten mich Eiferſucht, Trotz, Muthloſigkeit; ich ging in zwei oder drei Tagen nicht zu ihr; aber dann kam eine Einladung des Präſidenten, oder die Sehnſucht nach ihrem Anblick wurde unwiderſtehlich — genug, ich ſtellte mich wieder ein; und wenn ſie dann in ihren langen, zauberhaften Blick mich wickelte und ſagte:

„Sie waren recht lange nicht bei mir“ — ſo zerſchmolz aller Trotz und aller Gram meines Herzens, und ich fragte mich heimlich, ob es denn etwas Höheres zu erreichen gäbe.

Als ich eines Morgens — ich glaube, es war vor der eigentlichen Beſuchſtunde — zu ihr kam, fand ich ſie ganz in Schreiben vertieft, ſo daß ich an ihrem Stuhl ſtand

und meinen Morgengruß wiederholte, ehe sie mich hörte und aufsah.

„Wenn ich Sie störe, so schicken Sie mich fort," sagte ich,

„Sie sehen so betrübt dazu aus, daß mir der Muth fehlt," rief sie lächelnd.

„Und was beschäftigte Sie so sehr?" fragte ich, und etablirte mich so rasch wie möglich neben ihr, damit ihr kein Gedanke an das Fortschicken komme.

„Ich übersetzte eine Stelle aus den Confessions de St. Augustin."

„Das Buch kenne ich nicht," sagte ich und nahm es vom Schreibtisch. Es war in violetten Sammt gebunden, mit goldnen Klammern und Beschlag. Vor dem Titelblatt war eine wunderschöne Miniaturmalerei auf Pergament, den Heiligen darstellend in seiner Bischofstracht mit den Attributen, welche die Künstler ihm geben: in der Linken ein Buch, in der Rechten ein flammendes Herz. In den vier Ecken des Blattes waren zwei Engels- und zwei Teufelsgestalten, die in ihren Händen Ketten hielten, in deren Mitte auch flammende Herzen hingen; um diese Herzen schienen sie zu ringen. Nichts war sauberer und andächtiger gemalt, als diese kleine symbolische Arabeske, die rund um den Rand des Pergamentblattes lief. Dies Bildchen war alt, und auch das Französisch nicht modern. Vincenze sagte:

„Ich kenne dies Buch seit meiner Kindheit, wo ich es in den Händen meiner Großmutter sah und das liebliche Bildchen kindisch bewunderte; seit meiner Jugend, wo meine Mutter es mich verstehen lehrte; und seitdem immer besser und besser durch mich selbst."

„Und was ſteht in dem Buch?“ fragte ich.

Sie nahm es aus meiner Hand, ſchlug, ohne zu blättern, eine Stelle auf und zeigte ſie mir mit dem Finger. Ich las: „Mon bonheur eût été d'être aimé aussi bien que d'aimer; car on veut trouver la vie dans ce qu'on aime.“ Die Stimme verſagte mir; nie, niemals war der tiefſte, mächtigſte Wunſch meines Herzens ſo einfach, ſo ernſt ausgeſprochen. Wieder nahm ſie das Buch und ſchlug wieder eine Stelle auf, die ſie mir mit dem Finger bezeichnete. Ich las: „J'étais misérable, car on l'est dès qu'on livre son coeur à l'amour des choses qui passent.“ Ich ließ das Buch auf meine Knie und den Kopf in meine Hand ſinken, war es Zufall, daß ſie mir dieſe Zeilen zu leſen gab? welche Antwort auf die ſtumme Frage meines Herzens — oder vielmehr, welche Deutung durfte ich ihnen geben? Nach einer Pauſe fragte ſie:

„Beſinnen Sie Sich etwa, ob der Heilige Recht hat?“

„O er hat Recht! er hat Recht!“ rief ich außer mir.

„Nicht wahr?“ ſagte ſie; und zum erſten Mal ſah ich einen Ausdruck von ſo überirdiſcher Schwermuth in ihrem Auge, daß ich überraſcht fragte:

„Und das macht Sie traurig?“

„Die Erkenntniß, wie leicht wir unſer Herz an vergängliche Dinge hängen können — ja, die macht mich traurig.“

„Und was nennen Sie vergängliche Dinge?“

„Alles, was nicht Gott iſt.“

„Gnädigſte Frau, ſagte ich lächelnd, das klingt ſehr einfach und iſt doch ſehr unbeſtimmt.“

„Nun: Alles, was ich über kurz oder lang wie Staub

von mir abſchüttele — Befriedigung meiner Wünſche, ſchmeichelnde Thorheiten, Erreichung egoiſtiſcher Ziele, Leidenſchaften .... — iſt das beſtimmt genug, um von Ihnen verſtanden zu werden?"

„O ja! und zwar in der tiefſten Seele verſtanden, nämlich als wahr erkannt, als wahr empfunden. Aber es giebt ein Gefühl, das ſich wie kein andres unſers Herzens bemeiſtert, das millionenmal entweiht, doch ewig ſeine urſprüngliche göttliche Abkunft bewahrt, und das wir nicht wie Staub von uns ſchütteln" .... —

„Ja, die Liebe!" unterbrach ſie mich.

„Und, nicht wahr, die Liebe rechnen Sie nicht zu den vergänglichen Dingen, gnädigſte Frau?" fragte ich faſt beklommen, denn ihr Auge lag mit einer unbeſtechlichen Klarheit auf dem meinen.

„Je nachdem ihr Gegenſtand und ihre Wirkung iſt," antwortete ſie.

„Und was verlangen Sie von Beiden?"

„Daß ſie dem, der da liebt, die Kraft geben ſich oder die Welt zu überwinden, und ſich auf einen Platz zu ſtellen, den er ohne die Liebe nie erreicht haben würde."

„Wenn Sie alſo in dieſer Weiſe liebten oder geliebt würden, ſo würden Sie nicht fürchten Ihr Herz an Vergängliches verſchwendet zu haben?"

„Nein! denn dieſe Liebe wäre durch ihre ewig wirkſame Kraft ewig in mir, und nur das verlange ich, aber das.... durchaus!"

„Und haben Sie ſo geliebt?" fragte ich ſo beſtimmt, daß es faſt hart klang.

„Wenn Sie darunter die Liebe zwiſchen Mann und Frau

verstehen — nein! aber dennoch muß ich Ihre Frage bejahen, denn ich liebe so .... eine Frau, eine Todte ..., meine Mutter. Ihre Seele hat sich der meinen bemeistert, und läßt nicht zu, daß diese etwas thue, was ihrer unwürdig wäre. Ist das keine Liebe, Herr von Ohlen?"

„Es ist auch Liebe, gnädige Frau" — sagte ich, und hätte mein halbes Leben verschenkt, wenn nicht ein Diener eingetreten und mehre Personen gemeldet hätte, die unsre Unterhaltung störten. Vincenze nickte mir holdselig zu, wie um mir zu sagen: auf ein ander Mal! und ich blieb, um wenigstens ihre Stimme zu hören, welche die alltäglichsten Worte gleichsam vergoldete.

Man schlug ihr vor in das Schauspiel zu gehen, wo am Abend ich weiß nicht mehr welche Posse gegeben werden sollte. Sie willigte ein. Ich wußte, daß dergleichen Possen sie tödtlich langweilten und fragte:

„Aber wollten Sie nicht heut Abend ein Paar dringende Besuche machen?"

„Mein Gott, Herr von Ohlen, rief eine der Damen ganz ungeduldig, warum suchen Sie Frau von Sonskys Willen wankend zu machen!"

„Keineswegs! rief ich; ich versuchte nur sie bei dem festzuhalten, den sie bereits ausgesprochen."

„Ach, sagte Vincenze lachend, fürchte doch Niemand etwas für oder von meinem Willen, ich habe gar keinen" .... —

„Als den immer liebenswürdig zu sein!" rief jene Dame und umarmte sie.

„Als den, meinen Willen für diejenigen Dinge aufzu-

ſparen, welche der Mühe werth ſind, daß man ſie wolle“ — fuhr Vincenze fort.

„Gott, Sie charmante Frau! rief jene Dame mit einer abermaligen Umarmung; jedes Mal, daß ich bei Ihnen geweſen, bringe ich mir eine Bemerkung, ein Urtheil, kurz irgend ein Wort zurück, welches verdiente von der ganzen Welt anerkannt zu werden.“

„Es paßt doch nur auf mich, Liebſte, entgegnete Vincenze gelaſſen; wer einſamer und ſchutzloſer als ich in der Welt ſteht, muß in allen Dingen ſeinen beſtimmten Willen haben.“

„Ja ja! Sie ſind ein Engel! lautete die Antwort, und ganz beſonders heute, wo wir uns doppelt amüſiren werden, weil Sie von der Partie ſind.“

So war ſie immer — weich und ſchmiegſam. Man hätte meinen dürfen, ſie folge jedem äußern Impuls. Doch wenn mich dann eine triumphirende Freude ergriff, ſo ſah ich, um mich zu moderiren, ihren Fuß an — und zagte wieder, denn deutlich ſah ich ein, daß dieſer Fuß auf eignen Wegen gehe.

Einſt fand ich ſie leidend und todtenbleich auf dem Sopha liegend. Herr von Sonsky war bei ihr, und jene Frau, mit der ich die Eilwagenfahrt gemacht, und der ich ſeitdem häufig im Hauſe begegnet war, denn Vincenze hatte ſie zur Haushälterin gemacht; ſie hieß Madame Grün. Sie ſaß im Fenſter an einem großen Stickrahmen und nähte ſeidne Decken: ich zog gleich voll Entſetzen den Schluß, daß Vincenze ſehr krank ſein müſſe, weil förmlich eine Pflegerin bei ihr inſtallirt war. Ich hatte gefunden, daß ſie während des ganzen Winters nicht ſo blaß ausgeſehen, als in

Venedig; jezt erſchrak ich fürchterlich vor dieſem kranken Ausſehen.

„Es iſt nichts, meine alte Frühlingskrankheit! ſagte ſie, als ich mich ihr mit unſäglicher Angſt ſtumm näherte; — mein Mann weiß, es iſt gar nichts!“ Sie ſah ihn an, nicht Troſt ſuchend, ſondern gebend; aber ſie ſprach ſo leiſe und abgebrochen, daß ich ſie kaum verſtand.

„Ja gewiß: es wird vorübergehen — wir wollen hoffen, recht bald“ — ſagte Herr von Sonsky, und bog ſich zu ihr nieder, vielleicht um ärztliche Vorſchriften zu wiederholen. Ich trat an den Stickrahmen und fragte leiſe;

„Beſte Madame Grün! was fehlt der gnädigen Frau?“

„Sie hat ihren Bluthuſten“ — antwortete ſie mit einem ſo traurigen Blick, daß er mir, verbunden mit dem Ausdruck „ihren Bluthuſten,“ wie ein Todesurtheil vorkam. Ich weiß nicht, welche Zerſtörung in meine Züge kam, genug, Madame Grün ſah mich mitleidig an, und ſetzte raſch hinzu: „Es iſt ſchon oft vorübergegangen, denn Gott iſt gnädig! aber laſſen Sie Sich keine Angſt anmerken — ſie mag es nicht.“

In dem Augenblick ſtand Herr von Sonsky auf und ſagte zu mir:

„Lieber Ohlen, bleiben Sie hier, wenn Sie können; erzählen Sie meiner Frau allerlei, was ſie amüſirt und zerſtreut, ſorgen Sie, daß ſie nicht rede! ich muß fort .... in einer Stunde ſpäteſtens löſe ich Sie ab.“

Er ging und ich ſetzte mich in einen Lehnſtuhl neben Vincenze. Sie hob langſam die Augenlider auf, ſah mich an und lächelte.

„Sie lächeln! rief ich überwältigt — und ich ſterbe!“

Ganz, ganz leiſe ſagte ſie: „Thor! ich lebe ja!“

Ueber Tod und Leben, über Erd' und Himmel riß mich dies Wort hinaus. Aber ſprechen konnt' ich nicht, nicht ſie anſehen, nicht ihre Hand berühren, die, gleich einer kranken weißen Blume welk auf dem Sopha an ihrer Seite lag. Die Grün kam mit Arznei. Vincenze hob den Kopf auf, um ſie einzunehmen, und bei dieſer geringen Bewegung brach der Huſten aus und ihr Taſchentuch war voll Blut. O, ich bin ein Mann, und habe bei hundert Gelegenheiten gezeigt, daß ich den Anblick von eignem und fremdem Blut ertragen kann — aber ihr Blut .... ihr Herzblut .... ich glaube, ich hatte die erſte Ohnmachtsanwandlung meines Lebens! — Der Anfall ging vorüber. Ich nahm meinen Platz wieder ein und ſagte endlich nach einer langen Pauſe:

„Vergebung, gnädige Frau! ich kann Sie nicht ſo unterhalten, wie Herr von Sonsky es mir zur Pflicht gemacht hat. Sein Sie nachſichtig — und vor Allem .... erbarmen Sie Sich und ſterben Sie nicht.“

„Ich will ja gern leben“ ſagte ſie.

„O! rief ich ſeltſam getröſtet, Ihr Wille iſt wie der der Engel eins mit dem göttlichen! Jezt bin ich beruhigt.“

So vergingen einige Tage, die Anfälle verminderten ſich, die Kräfte kehrten nach und nach wieder, ſie ſchöpfte freier Athem und ich auch. Die Grün war mir in dieſer bänglichen Zeit wirklich rührend geweſen. Anſcheinend mit ihrer Arbeit beſchäftigt führte ſie immer emſig ihre Nadel; doch zwiſchen jedem Stich ſchlug ſie raſch die Augen auf zu ihrer Gebieterin — gute, klare, braune Augen, in denen etwas von der wachſamen Intelligenz des Hundes neben der tiefen Zärtlichkeit eines demüthigen Herzens lag. Den geringſten

oder
das
dem
ich für
Und

erfaßt zu werden, und zum erſten Mal zitterte ich vor der Möglichkeit des Glücks. Was dachte ich? was wollte ich? Es iſt unglaublich, in welchem kleinen Kreiſe Gedanken und Wünſche ſich bewegten! Ich dachte: „Wenn ſie mich liebte“ .... und ich wollte: „Sie muß, ſie wird mich aber lieben“ .... und fing ich nun an, dies Fundament aus der Erde herauszubauen, ſo kamen vernichtende Zweifel und Grübeleien, ob ſie mir denn je Veranlaſſung gegeben, an ihre Liebe zu glauben. An ihre Liebe! .... Ah bah! wenn mir doch Jemand mit mathematiſcher Gewißheit beweiſen mögte: weshalb die Liebe der einen Frau ſo verſchieden iſt von der der andern. Ungefähr ein Jahr vor meiner Bekanntſchaft mit Vincenzen kannte ich eine Frau, die ich vielleicht ſehr geliebt haben würde, wenn ſie mir erlaubt hätte, mich ein klein wenig mehr um ihre Gegenliebe zu bemühen. Sie war wunderhübſch und ſehr geſcheut; ſie war voll Anmuth und Phantaſie — und für dieſe beiden Gaben muß das Weib dem Himmel dankbarer ſein, als für Schönheit und Verſtand — aber ſie war von einer Schwäche des Characters, daß ſie mir, trotz all ihrer Lieblichkeit, ganz wie eine welke Roſe vorkam, und daß ich entmuthigt und zugleich müde ohne Kampf die Hand ſinken ließ, die ſich nach ihr ausgeſtreckt. Eine ſchmiegſame, opferwillige Natur iſt nur dann anbetungswürdig, wenn auf ihrer Kehrſeite ein ſtarker Wille iſt, der, wenn's Noth thut, aufſteht und ſie beherrſcht; denn ſonſt iſt Schmiegſamkeit eine alltägliche Allüre der Schwäche.

Ich langte in Salzbrunn an, und ſchickte ſogleich den Brief, den Herr von Sonsky mir mitgegeben und der ſeine Entſchuldigung enthielt, an Vincenze. Dabei ließ ich um

„Weil ich Sylvio R. nicht heirathen wollte.“

„Vincenze!“ rief ich hingeriſſen, und nahm ihre Hand.

„Herr von Ohlen?“ ſagte ſie und zog ſanft ihre Hand zurück. Da ich ſchwieg, ſetzte ſie nach einer Weile hinzu: „Das iſt übertrieben! ich habe Unrecht, und vielleicht hat er ſich gebeſſert. Als ich ihn kannte, war das dritte Wort, das er ſagte, eine Lüge — und zwar immer eine boshafte.“

„O er hat ſich nicht gebeſſert!“ rief ich, eingedenk unſers Geſprächs über ſie im Eilwagen.

„Und den Mann machen Sie zu Ihrem Freunde .... Sie?“

„Nun? ich? warum ich nicht, gnädige Frau? ich bin ein Mann wie alle.“

„O ja, ſagte ſie nachdenklich, wie alle! ich wundre mich oft, daß Sie wie alle, und dabei ſo ganz anders ſind .... — Viel ſtärker in Ihrer Seele“ — ſetzte ſie raſch hinzu.

„Haben Sie ſchon meine Stärke erprobt?“

„Ich würde keine Gelegenheit dazu haben; dennoch trau' ich ſie Ihnen zu. Sie haben ein klares, entſchiedenes Geſicht, und oftmals, wenn auch nur bei Kleinigkeiten, gewahrte ich, daß Ihre Geſinnung es nicht Lügen ſtraft; daraus ſchließe ich, daß wiederum Ihre Handlungsweiſe übereinſtimmend mit Ihrer Denkart ſein wird .... und das iſt unendlich ſelten. Sagen und thun iſt zweierlei bei den meiſten Menſchen.“

„Sagen iſt das Trinkgeld, vermittelſt deſſen man bei der Douane der Welt die Contrebande des Thuns einſchmuggelt!“ rief ich.

„O die Welt!“ ſagte ſie mit einem magniſiken Lächeln.

„Achten Sie die Welt und ihre Satzungen gering, gnädigste Frau! Sie sind geschaffen, um ihr Gesetze vorzuschreiben!“ rief ich.

„Nein, sagte sie sanft, ich bin geschaffen, um dem Gesetz zu gehorchen — doch nicht dem, welches eine Welt sanctionirt, in der Sylvio R. für einen liebenswürdigen Mann gilt.“

„Sie haben das Anathema über ihn ausgesprochen, erwiderte ich, und ich werde zwar gewiß ins schlesische Gebirg, doch nicht zu ihm gehen.“

Als sie einen Monat später ihre Reise begann, sah sie so lieblich frisch und blühend aus, als sei eine Badekur Luxus. Es war bestimmt, daß Herr von Sonsky ihr binnen sechs Wochen nachreisen — daß ich ihn begleiten sollte, und daß wir dann eine große Bergreise zusammen machen wollten. Diese Aussicht half mir über Abschied und Trennung hinweg, und füllte mir die langen Stunden aus, welche ich sonst in ihrer Nähe und jezt, zwar nicht einsam, aber in jenem oberflächlichen Leben der Geselligkeit, verbrachte, das eine todte Steppe ist, wenn man es nicht mit den Guirlanden der Hofnung zu einem Blumengarten macht. Ach, damals! ich glaubte schon unglücklich zu sein, weil ich sie nicht täglich sah und hörte, weil ich nach Wochen statt nach Stunden den Moment des Wiedersehens berechnen mußte, weil ich nicht jeden Abend zu ihr, wie zur Sonne, sagen durfte: Auf morgen! Was bin ich denn jezt, wo ich die eiserne Gewißheit habe, daß ich nie: Auf morgen! sagen darf.

Wie erstaunte ich, als Herr von Sonsky mir eines Tages erklärte, er sei keineswegs gesonnen, seine Frau abzu-

holen. Er hab' es ihr zugesagt, weil sie es gewünscht habe; doch die Geschäfte .... die Arbeiten .... nach einer vierzehntägigen Abwesenheit würden sie wie aus einer Schleuse über ihn einbrechen — und ich mögte nur allein reisen und seine Frau auf der Bergtour begleiten und bewachen, damit sie sich nicht zu sehr anstrenge. Ich segnete in meinem Herzen die kleine Manie meines guten Präsidenten, die darin bestand, daß er durchaus der unentbehrlichste Arbeiter in seinem ganzen Collegium sein wollte. Mir konnte ja gar kein größeres Glück widerfahren, als mit Vincenze allein, ungestört durch einen Dritten zu sein; denn, obgleich Herr von Sonsky sie durchaus nicht genirte, oder, besser gesagt: eben deshalb — nahm sie unglaubliche Rücksichten auf ihn, und stets in so zarter Weise, daß ich allein es bemerkte, er nie. Nun war sie frei! frei!

Ueberselig reiste ich ab, reiste ich zu ihr. Weder Alpen, noch Pyrenäen, weder provençalische noch Schweizer Thäler, waren mir ein Jahr früher so zauberhaft schön vorgekommen, als jezt die kleinen, blauen schlesischen Berge. Je näher ich an Salzbrunn kam, desto heller wurde die Sonne, desto reiner die Luft, desto grüner das Land. War das so? schien es mir? Ich weiß es nicht. Es glänzte und funkelte dermaßen um mich und in mir, als ob die Welt in ihr Auge hineingemalt sei, und als Spiegelbild von ihrem Auge mir zugestralt werde. Ich mußte zuweilen die meinen schließen, um mich zu sammeln und zu fassen; ich war geblendet und berauscht .... — O Erwartung und Erfüllung! — Zum ersten Mal in meinem Leben legte ich meine ganze Seele in die Schaale meines Glücks hinein, hoffend, sie werde nun tief genug sinken, um von meiner Hand

erfaßt zu werden, und zum erſten Mal zitterte ich vor der Möglichkeit des Glücks. Was dachte ich? was wollte ich? Es iſt unglaublich, in welchem kleinen Kreiſe Gedanken und Wünſche ſich bewegten! Ich dachte: „Wenn ſie mich liebte“ .... und ich wollte: „Sie muß, ſie wird mich aber lieben“ .... und fing ich nun an, dies Fundament aus der Erde herauszubauen, ſo kamen vernichtende Zweifel und Grübeleien, ob ſie mir denn je Veranlaſſung gegeben, an ihre Liebe zu glauben. An ihre Liebe! .... Ah bah! wenn mir doch Jemand mit mathematiſcher Gewißheit beweiſen mögte: weshalb die Liebe der einen Frau ſo verſchieden iſt von der der andern. Ungefähr ein Jahr vor meiner Bekanntſchaft mit Vincenzen kannte ich eine Frau, die ich vielleicht ſehr geliebt haben würde, wenn ſie mir erlaubt hätte, mich ein klein wenig mehr um ihre Gegenliebe zu bemühen. Sie war wunderhübſch und ſehr geſcheut; ſie war voll Anmuth und Phantaſie — und für dieſe beiden Gaben muß das Weib dem Himmel dankbarer ſein, als für Schönheit und Verſtand — aber ſie war von einer Schwäche des Characters, daß ſie mir, trotz all ihrer Lieblichkeit, ganz wie eine welke Roſe vorkam, und daß ich entmuthigt und zugleich müde ohne Kampf die Hand ſinken ließ, die ſich nach ihr ausgeſtreckt. Eine ſchmiegſame, opferwillige Natur iſt nur dann anbetungswürdig, wenn auf ihrer Kehrſeite ein ſtarker Wille iſt, der, wenn's Noth thut, aufſteht und ſie beherrſcht; denn ſonſt iſt Schmiegſamkeit eine alltägliche Allüre der Schwäche.

Ich langte in Salzbrunn an, und ſchickte ſogleich den Brief, den Herr von Sonsky mir mitgegeben und der ſeine Entſchuldigung enthielt, an Vincenze. Dabei ließ ich um

Erlaubniß bitten ſie in einer halben Stunde beſuchen zu dürfen, denn da es kaum neun Uhr Morgens war, ſo wagte ich nicht ſo früh zu ihr zu gehen. Ich erhielt die Antwort, ſie ſei unwol und könne mich, wenigſtens heute Morgen nicht ſehen. Als dieſe Nachricht kam, die mich auf einmal aus dem Himmel zu Boden ſchmetterte, ſtürzte ich zu ihr, nicht um ſie zu ſehen, ſondern nur, um ihre Leute auszufragen über ihre Geſundheit. All ihre Briefe an Herr von Sonsky enthielten die befriedigendſten Nachrichten über ihr Befinden, und nun war ſie krank! — Es tröſtete mich, daß die Grün bei ihr war! ich wußte, die gab mir treu und wahr Beſcheid. Ich traf die Grün im Vorzimmer und konnte nur fragen: „Was iſt geſchehen?“ Ich fiel erſchöpft auf einen Stuhl.

„Ja, was iſt geſchehen? erwiderte ſie; ich weiß es nicht! die gnädige Frau hat ſich ſehr wol befunden, iſt heute noch ganz friſch und munter von der Brunnenpromenade gekommen, da erhielt ſie den Brief, den Ew. Gnaden mitgebracht haben, las ihn, ſtand vom Frühſtück auf und ſagte zu mir: „Mein Mann kommt nicht, ich fühle mich nicht wol, ich kann Niemand ſehen, auch Herr von Ohlen nicht — und ging in ihr Schlafzimmer, wo ſie ſich noch befindet.“ —

In dem Augenblick ging die Thür auf und Vincenze trat heraus. Sie ſah ſehr blaß und traurig aus, ihre Augen waren roth und die Wimpern feucht; ſie hatte Hut und Handſchuh an — alſo wollte ſie ausgehen. Ich ſagte bitter:

„Gnädige Frau, ich kam nur, um mich bei Madame Grün nach Ihrem Befinden zu erkundigen; da es ſich in

dieſer Viertelſtunde merklich gebeſſert zu haben ſcheint, ſo ziehe ich mich zurück."

Sie wollte mich anſehen, doch Thränen überquollen ihr Auge; ſie neigte ſchweigend ihr liebes, ſchönes Geſicht. Da, ſtatt zu gehen, trat ich ihr näher und rief mit gerungenen Händen:

„Um Gotteswillen! was iſt Ihnen widerfahren?"

„Mein Mann kommt nicht!" ſagte ſie leiſe.

Dies begriff ich nicht! ſie, die ſich grade in ihrem Verhältniß zu Herrn von Sonsky ſo vortreflich benahm, eben ſo entfernt von übertriebener Zärtlichkeit als von unpaſſender Gleichgültigkeit, zeigte jezt eine Betrübniß, die unmöglich dadurch motivirt ſein konnte, daß ſie ihren Mann vierzehn Tage ſpäter wiederſehen ſollte, als ſie gerechnet hatte.

„Wie hatte ich mich gefreut!" ſetzte ſie hinzu und faltete die Hände.

Wir ſtanden noch immer im Vorzimmer. Ein Bediente trat ein; da ſagte Vincenze raſch:

„Ich wollte nur in das Gärtchen hinter dem Hauſe gehen, da iſt kühler Schatten, die ſchwüle Zimmerluft macht mir Bruſtweh. Wollen Sie mich begleiten, Herr von Ohlen?"

„Aber wozu haben Sie Sich denn eigentlich gefreut?" rief ich im Heruntergehen ſtatt weiterer Antwort.

„Zu der Bergreiſe," ſagte ſie.

„Herr von Sonsky hat mir geſagt, er habe Sie ausdrücklich gebeten, die kleine Tour zu machen" — antwortete ich wie Jemand, der eine Gefahr ahnt, ohne es ſich eingeſtehen zu wollen.

„Ja, entgegnete ſie, er iſt gütig genug mir jede Freude

zu gönnen .... aber dies geht nicht! in fünf Tagen iſt meine Kur vollendet, dann fahre ich direct zurück und ich weiß .... das iſt ihm doch lieber, obzwar er es mir kaum eingeſtehen wird — was übrigens auch nicht nöthig iſt."

Nach und nach hatte ſie mit ganz ſicherer Stimme geſprochen, wir waren in eine Laube getreten, ſie ſetzte ſich und ich blieb ihr gegenüber ſtehen — zitternd vor Schmerz, vor Zorn, vor Ueberraſchung, vor Wehmuth, vor Liebe; und mit all dieſen Empfindungen in der Stimme fragte ich:

„Sie werden alſo die projectirte Reiſe aufgeben?"

Ich glaube, ſie erſchrak vor meinem Ton, denn ſie antwortete mit einer Schüchternheit im Blick und Ausdruck, die mich völlig entwaffnete:

„Ja, Herr von Ohlen!"

„Iſt Ihnen vielleicht meine Begleitung läſtig? nur ein Wort, und" ...., —

„Nein, Herr von Ohlen!" unterbrach ſie mich.

„Alſo weder mit mir noch allein?"

„Weder mit Ihnen noch allein."

„Wenn Sie wüßten, wie ich mich gefreut habe," ſagte ich traurig.

„Oh!" rief ſie, und ſah zum Himmel mit ihrem ſeltſam geheimnißvollen Lächeln.

„Wiſſen Sie es?" rief ich und kniete vor ihr nieder.

„Ich weiß nur, wie ich mich gefreut habe" antwortete ſie und ſetzte hinzu: „Stehen Sie auf." Aber ich blieb in meiner Stellung und ſah ſie an. Da ſagte ſie: „Ich bitte!" und legte zwei Fingerſpitzen unter meine Hände, die ich gefaltet vor meiner Bruſt hielt. Sie hätte keine Feder mit

dieſer leiſen Berührung aufheben können; aber mich hob ſie. Ich ſtand auf und ſetzte mich zu ihr. Sie ſprach nicht, und auch ich ſchwieg, und ſah finſter zu Boden. Sie nahm ihren Hut ab und legte ihn zwiſchen uns auf die Bank: dieſe Bewegung machte, daß ich ſie anblickte. Gott, wie war ſie ſchön! muß ich ſchon wieder ſagen, muß ich eigentlich jedes Mal ſagen, wenn ich an ſie denke, wie ich es auch jedes Mal beim Anblick eines Regenbogens, oder des Sternenhimmels, oder des jungen Frühlings ſage. Als wäre ein Sonnenſtral verkörpert, ſo ſaß ſie in der Laube mit ihrem weißen Morgenanzug, mit ihrem blonden Haar, das nicht wie gewöhnlich in leichten Locken ringelte, ſondern geſcheitelt und weich gewellt Stirn, Schläfe und Wange frei ließ, und ihr reines Profil ganz zeigte. Sie hatte ſich ein wenig vornüber gebogen und zeichnete mit ihrem Sonnenſchirm Figuren in den Sand. Wie graziös war die Linie, welche die Senkung von Haupt, Hals und Nacken bezeichnete! wie vortheilhaft war ihr die nachläſſige Kleidung! — Wenn ich etwas Schönes ſehe, muß ich lächeln. Meine Seele kann nicht finſter und trübe bleiben bei einer Offenbarung des göttlichen Geiſtes. Ich lächelte; und da ſie gerade in dem Moment zu mir umblickte, ſagte ſie:

„Sie zwingen Sich freundlich zu ſein .... aber Sie zürnen mir.“

„Nicht Ihnen! entgegnete ich; und freundlich bin ich auch nicht.“

„Nun, bis Sie es wieder werden, entlaſſe ich Sie“ — ſagte ſie mit ihrer gewohnten Lieblichkeit, und ich ging, wie eine Maſchine, die durch einen Federdruck von fremder Hand in Bewegung geſetzt wird.

Aber ſie quält mich! ſagte ich mir heimlich; ich bin ein Wahnſinniger an ihre Liebe zu glauben! will ich denn wie ein Fat, daß ſie mir ihre Liebe anbieten ſoll? nein! nur die meine annehmen, höchſtens .... erwidern, doch nicht ſo ſtreng, ſo unerbittlich ſie in ſtarren Schranken halten, und jeden Ausbruch ihr verſagen! — Sieht ſie denn nicht, daß ſie mich martert? .... oder ſieht ſie es gern? wiederholt ſich überall die Geſchichte von Polydor und Regine, und muß ich mich am Ende von einem Weibe fangen laſſen, welches die Koketterie im ſuperfeinen Styl treibt. O Julian Ohlen! du biſt dumm wie alle Männer, wenn ſie verliebt ſind.

Kurz darauf kam ihr Diener und lud mich zum Mittagseſſen ein. Ich fragte ihn, ob noch mehr Perſonen da ſein würden. Fünf, ſagte er. Ich glaubte, ſie hätte die Geſellſchaft eingeladen, um nicht mit mir allein zu ſein; doch als ich zur Speiſeſtunde bei ihr eintrat, kam ſie mir holdſelig entgegen und ſagte:

„Ich wollte meinem Mann die wenigen Menſchen vorſtellen, mit denen ich hier in Verbindung gekommen bin; ſie ſind ſchon ſeit mehren Tagen eingeladen, darum finden Sie heute ein kleines Diner bei mir, was bei der Hitze draußen und der Zimmerenge drinnen ziemlich unbequem ſein wird.“

Die hohe Simplicität ihres Weſens machte es mir unmöglich länger als einen verdrießlichen Augenblick an ihre Koketterie zu glauben; ich war wieder ihr demüthiger Sklav — und ein überglücklicher obenein, denn ich war in ihrer Nähe, und fühlte, daß Salzbrunn oder Poſen, die Schneekuppe oder Kamtſchatka mir an ihrer Seite ganz gleich

waren: nämlich ein Paradies. Nur als ſie mich fragte, wann ich die Bergreiſe antreten würde, erwachte der Groll in mir, daß ſie ſich und mich um ſchöne Stunden bringe, und ich ſagte:

„Morgen! das Wetter iſt herrlich, man darf die günſtigen Tage nicht verſäumen.“

„Das iſt recht!“ ſagte ſie ohne einen Hauch von Bedauern.

„Waren Sie ſchon in Fürſtenſtein?“ fragte mich eine der anweſenden Perſonen. — Ich verneinte. Da riefen alle:

„Fürſtenſtein müſſen Sie ſehen! müſſen morgen hier bleiben und es beſuchen! Fürſtenſtein verdient den Tag!“ — und Jemand ſetzte hinzu:

„Wir wollen ſämtlich morgen nach Fürſtenſtein fahren; nicht wahr, Frau von Sonsky?“

„Ich fahre gern hin; es gefällt mir“ antwortete ſie; und ich blieb, ohne daß eine Aufforderung von ihr den Chor verſtärkt hätte. Ach, ſie hat nie mit mir kokettirt.

Als wir am andern Abend ziemlich ſpät von Fürſtenſtein nach Salzbrunn zurückkamen, ſagte ſie zu mir:

„Wenn Sie nicht zu müde ſind, dürfen Sie den Thee bei mir trinken, obgleich ich dadurch die vorgeſchriebene Schlafzeitſtunde überſchreite, oder vielleicht grade, damit ich es könne. Sie ſtellen Sich nicht vor, wie langweilig es iſt, wochenlang der Badedisciplin zu gehorchen, die ſo ſtreng in Kleinigkeiten, alſo ganz gegen meine Grundſätze iſt. Ich komme mir immer dabei vor, wie eine kleine Penſionärin, die auf den günſtigen Moment lauert, um die Gouvernante ein wenig zu betrügen.“

Ich beſchloß ihre heitre Stimmung zu benutzen,

eine Frage zu thun, die mir längſt auf den Lippen geſchwebt hatte, nämlich: weshalb ſie Herrn von Sonsky geheirathet. Da ſich dies aber nicht gradezu bei ihr wagen ließ, ſo fing ich bei Fürſtenſtein an, drehte dann die Rede auf ein ſehr romantiſch gelegenes Schloß von Sylvio R. und fragte dann plötzlich:

„Iſt es wahr, was er mir geſagt hat, gnädige Frau? Waren Sie zweimal verlobt?“ — Ich wußte es; Madame Grün hatte es mir ja ſchon im Eilwagen beſtätigt; ich hätte ihr wol die kleine Verlegenheit ſparen können. Doch zu meinem Erſtaunen ohne die geringſte Verlegenheit:

„Es iſt wahr!“ ſagte ſie lächelnd. Nach einer Pauſe rief ſie: „Aber was er Ihnen darüber geſagt haben mag, wird ſchwerlich wahr ſein.“

„Ich hab' es vergeſſen, gnädige Frau“ — ſagte ich bittend.

„Mein Gott, Ohlen, rief ſie, warum ſind Sie denn nicht ehrlich mit mir und ſagen mir grade heraus das, was Sie von mir wollen“ . . . . —

„Darf ich?“ rief ich, und ſah ſie an . . . . weiß Gott wie! und wollte ihr ſagen . . . . weiß Gott was! doch ſie ſchob mir Blick und Wort in die Seele zurück, indem ſie ihr Auge feſt auf das meine legte und ſprach:

„Immer, was thut es denn, wenn Sie mich redlich fragen: Wie war das? Wie ging das zu? Wenn ich nicht antworten will, ſo antworte ich nicht . . . . das iſt Alles, was Sie dabei zu fürchten haben.“

„Aber diesmal wollen Sie antworten?“

„Warum nicht? ich kann dadurch weder jenen Männern noch mir ſelbſt ſchaden; vielleicht mache ich mich ſelbſt ein

wenig lächerlich. Indessen — wenn alle Leute ihre ersten Liebesgeschichten erzählen sollten, so würden wenige ohne einen lächerlichen Anstrich sein."

„Liebesgeschichten! sagte ich; darauf war ich keineswegs gefaßt."

„Hören Sie zu! rief sie lachend; es ist nicht artig von Ihnen, daß Sie meinen, ich könnte keine friedliche kleine Liebesgeschichte gehabt haben, so gut wie alle anderen vernünftigen Leute. Also: in meinem sechszehnten Jahre war ich verlobt — so zu sagen, nicht offiziel, weil ich sehr jung und schwächlich war, doch in der Stille anerkannt, von allen Verwandten und Freunden, und von meiner Mutter sanctionirt. Mein Vater starb, als ich ein kleines Kind war; ich habe keine Erinnerung von ihm, als Thränen meiner Mutter, die er sehr unglücklich gemacht hat; dies nur beiläufig. — Die Mutter meines Verlobten war eine intime Freundin der meinen, und beide sahen die Verbindung ihrer Kinder mit Freuden, doch ohne sie zu befördern. Wir wuchsen zusammen ganz geschwisterlich auf, d. h. wir behandelten uns wie Geschwister, denn da er sechs Jahr älter als ich war, konnte von zusammen Aufwachsen nicht eigentlich die Rede sein, und Aurel — so hieß er — war ein schöner Jüngling von neunzehn Jahren, als ich noch ein kleines, blödes, ungeschicktes Mädchen, mit langen, dünnen Armen, und eckigen Bewegungen war. Dennoch hatte er das kleine Mädchen lieb, ich weiß nicht warum, und ich erinnere mich sehr gut, daß er nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Prag, wo damals seine und meine Mutter lebten — bei seiner Abreise nach einer Universität zu mir sagte:

„Ich komme erſt in zwei Jahren wieder, Vincenze; aber es bleibt dabei, hoff' ich: Du biſt meine Braut.“ Er hielt mir die Rechte hin; ich ſchlug tapfer ein.

Während dieſer zwei Jahr ließ er mich in jedem Brief, den er ſeiner Mutter ſchrieb, herzlich grüßen, erkundigte ſich nach Allem, was mich anging und intereſſirte, ließ mich bitten nicht zu viel zu tanzen, da ich wahrſcheinlich jezt ein großes, ſchönes Mädchen geworden ſei — genug, ſeine Theilnahme freute mich ſo, daß ich ſeine Heimkehr faſt eben ſo ungeduldig erwartete, als ſeine Mutter. Endlich kam er — und ſeltſam! von dem Augenblick an war es mir nicht mehr möglich irgend ein Intereſſe für ihn zu hegen. Er war der Alte, ſehr hübſch, ſehr gut, ſehr freundlich — aber! aber! er hatte wenig Verſtand und gar keinen Willen, war ganz abhängig von ſeiner Mutter, und ich hatte mich in dieſer Zeit genug entwickelt, um leicht die Schwächen eines Mannes zu erkennen. Auf dem alten Fuß waren wir auch nicht mehr, das vertrauliche Du, das wir aus der Kindheit herüber gebracht, war verſchwunden; ich fing an ihn forſchend zu betrachten, er gefiel mir nicht mehr ſo wie ſonſt. Ich behandelte ihn übermüthig, in Kleinigkeiten: nicht weil Herrſchſucht in meinem Character lag, ſondern aus kindiſcher Laune, gleichſam um zu verſuchen, wie weit ich ihm gegenüber gehen könne. Wir hatten eines Tages eine kleine heftige Szene, weiß der Himmel weshalb! ſie ſchloß damit, daß Aurel ſagte:

„Vincenze, wenn ich Ihnen verzeihen ſoll, ſo müſſen Sie mir einen Kuß geben.“

Ich lachte hell auf, und rief: „Die Verzeihung hängt freilich von Ihnen ab, und es iſt möglich, daß ich Ihren

majeſtätiſchen Zorn verdient habe; allein ſo theuer erkaufe ich nicht Ihre Vergebung.“

Er ſagte geärgert: „Wiſſen Sie wol, daß Sie mich hundert Mal geküßt haben, als Sie noch ein kleines, dummes Mädchen waren?“

„Einem kleinen, dummen Mädchen muß man eine ſo große Dummheit nachſehen, antwortete ich kalt; jezt bin ich klüger worden.“

„Und wiſſen Sie auch, rief Aurel ſehr heftig, daß ich Ihnen befehlen darf mir einen Kuß zu geben, wenn Sie erſt meine Frau ſind?“

„Das hab' ich noch nicht gewußt, entgegnete ich ruhig. Iſt es der Fall ... und ich will ſogleich meine Mutter danach fragen — ſo werd' ich nie Ihre Frau.“

Er wollte mich zurückhalten, ſich entſchuldigen; aber ich ging zu meiner Mutter und erzählte ihr unſer ganzes Geſpräch. „Darf er das?“ fragte ich zuletzt. Sie antwortete: „Mein Kind, ein Mann darf Dinge befehlen, die ſchwerer ſind, als ihm einen Kuß zu geben, und die Frau muß gehorchen, wenn ſie nicht gegen ihr Gewiſſen ſind. Übrigens aber pflegt ein vernünftiger und geſitteter Mann nicht einen Kuß zu befehlen.“

Raſch rief ich: „Aurel hätte es gethan, wenn ich ſtatt ſeiner Braut ſeine Frau geweſen wäre.“

„Haſt Du eine ſo geringe Meinung von ihm?“ fragte meine Mutter.

„So gering, daß es mir ſchwer ſein würde ihn zu heirathen!“ rief ich.

Damit war die Sache abgethan. Aurels Mutter zürnte mir nicht; ſie hatte mich zu lieb. Die meine ſagte nur:

„Ich ahnte es!“ — und Aurel ſelbſt war in ſechs Monaten anderweitig verheirathet, hat jezt fünf Söhne, eine rothe Naſe und einen dicken Bauch, und keine Spur ſeiner früheren Schönheit, in die ich doch tout bonnement ein wenig verliebt war. — Wie gefällt Ihnen meine erſte Liebesgeſchichte?“

„Vortreflich! um ſo mehr da keine Spur von Liebe in ihr iſt.“

„Die zweite folgte unmittelbar; denn auch ich war ſchnell getröſtet, und nach ſechs Monaten zwar nicht verheirathet, doch verlobt. Dieſer Mann, den ich nur bei ſeinem Vornamen Alfred nennen werde — war das Gegentheil von Aurel, nämlich ſehr häßlich und ſehr geſcheut. Bei ſeiner Jugend — denn er war höchſtens ſechsundzwanzig Jahr — erwarb ihm ſeine hohe Bildung, der Umfang und die Gründlichkeit ſeines Wiſſens, der Ernſt, womit er tiefe Studien machte, und der ſcharfe Verſtand, womit er dies Alles ordnete, anwendete und beherrſchte, ſolche Achtung und ſolchen Ruf, daß ich mich unendlich geſchmeichelt fühlte, als dieſer ausgezeichnete Menſch ſich um meine Gunſt — und wahrhaft geehrt, als er ſich um meine Hand bewarb. Daß er häßlich ſei, bemerkte ich nicht: der unfeine Mund ſagte ſo gute Sachen; das kleine graue Auge blitzte von Geiſt; und die Gedanken waren nicht ſo ſpärlich hinter ſeiner hohen, breiten Stirn, als das Haar auf ihr. Überdies ſchien mir nach der Erfahrung, die ich mit Aurel gemacht, Schönheit eine wenig wünſchenswerthe Gabe für einen Mann. Ich hatte eine andächtige Bewunderung für Alfred, und wähnte kindiſch, dies genüge, um eine ſehr glückliche und ſehr gute Frau zu werden. Aber! aber! wiederum geſtalteten ſich die Sachen ganz anders, als ich ihm verlobt und genauer mit ihm be-

kannt ward. Manche Perſonen halten den Brautſtand für überflüſſig; ich, nach meinen Erfahrungen, finde ihn ganz nothwendig — vorausgeſetzt, daß beide Theile ihn als das betrachten, was er ſein ſoll: als Probezeit; und den Muth haben die Verbindung aufzuheben, wenn die Probe mißglückt. — Alfred fand mich bildungsfähig: glücklich begabt ſowol, als willig das Schöne anzunehmen; er inſtallirte ſich förmlich bei uns und ward mein Lehrmeiſter. Das hätte mich amüſirt, wenn er nicht meine Kräfte überſchätzt hätte; ſo aber erdrückte er mich, indem er mich zu ſich emporheben wollte. Meine Mutter ſagte ihm auch einmal: „Lieber Alfred, ich fürchte ſehr, die Intelligenz meiner armen, kleinen Vincenze erlahmt bei dem Schwung, den Sie ihr geben wollen.“ Doch er antwortete lächelnd und verbindlich: „Vincenze kann uns alle überflügeln.“ Und ſo fuhr er fort mir zu erzählen, vorzuleſen, auseinanderzuſetzen, zu erklären — Dinge, die ich zur Stunde nicht faſſe, viel weniger damals, wo ich ſo ungeübt im Nachdenken war, z. B. philoſophiſche Syſteme und mathematiſche Sätze. Sein ſonſt ſo richtiges Urtheil verließ ihn ganz bei dieſem Verfahren! er wollte mich nun einmal durchaus zu einem kleinen Weltwunder machen, und da es ihm nicht ſo leicht gelingen wollte, wie er gehoft, ſo wurde er zuweilen ungeduldig, und ich fing an mich vor ihm zu fürchten. Nun müſſen Sie aber wiſſen, daß die Furcht mich complet ſtupide macht! vor ihr entfliehen die Gedanken aus meinem Kopf, die Gefühle aus meinem Herzen — es tritt eine geiſtige Vernichtung ein. Aus Angſt nicht zu verſtehen und nicht das Richtige zu ſagen, verliere ich mein geſundes Urtheil, verſtumme und verdumme ich. Stellen Sie Sich vor, welche traurige Figur ich dem Mann

gegenüber machen mußte, den ich fürchtete, weil er unerhörte Anſprüche an mich machte und vor dem ich doch ungern als Gänschen erſcheinen wollte. Nach und nach ward er mir aber ſo läſtig, daß ich mich zu dem Gänschen reſignirt haben würde, wenn ich mich dadurch von ſeinem Bildungsvorhaben hätte befreien können. Ach! eh' wir verlobt waren, freute ich mich alle Tage auf die Abende, an denen er uns zu beſuchen pflegte; jezt ſah ich ihn vom Morgen bis zum Abend — doch, wenn ich aufſtand, blickte ich mit Zittern und Zagen auf die langen und langweilig bänglichen Stunden, die ich mit ihm verbringen mußte; und wenn ich ſchlafen ging, flehte ich zum lieben Gott, er möge mir die nöthige Einſicht geben, um dieſen Mann zu würdigen, und beſchloß regelmäßig, am nächſten Morgen mit einer ganz extraordinären Liebe zu ihm aufzutreten; aber es ging durchaus nicht. — Kennen Sie Jacobi's „Woldemar?" — unterbrach ſich Vincenze.

„Wo alle Leute auf Stelzen einherwandeln und mit ihren Gefühlen Verſteck ſpielen: iſt es das?" fragte ich.

„Ganz recht! dieſen Eindruck machte mir das Buch, als ich es vor einiger Zeit las, entgegnete Vincenze. Damals las Alfred es mir vor, und ich verging dabei vor Langerweile. Plötzlich ſprang ich mitten in ſeiner Lectüre auf und ans Fenſter und rief: „Ach Gott! ich kann es nicht mehr ertragen."

„Was fehlt Ihnen? ſind Sie krank?" fragte Alfred theilnehmend.

„O! rief ich ganz außer mir, lieber, beſter Alfred, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich bin zu einfältig, um Ihre Frau zu werden: ich langweile mich bei Ihnen. Sie

müſſen mich ja auch zu einfältig finden — ſagen Sie es nur ehrlich.“

„Ich habe es zwar ſchon gedacht“ .... — ſagte er mild.

„Gottlob!“ jubelte ich, und ſprang in den Garten hinein und herum. Das erſte Mal fand ich ſtatt des Diamants der Liebe ein wenig buntes Glas in meiner Hand, das ich zu Staub zerdrückte; diesmal hatte ſich der Diamant in einen ſchweren Stein verwandelt, der mir die Bruſt preßte und nach dieſer Erklärung fortrollte. Alfred ſchied ohne Groll von mir; er hat ſich nie verheirathet, und ich war ſo abgeſchreckt durch meine zwei Mal mißglückten Liebes- und Heirathsverſuche, daß ich beſchloß mich nie mehr darauf einzulaſſen. Meine Mutter geſtattete mir völlige Freiheit; ſie war eine hohe, vorurtheilsfreie Seele. Sie ſagte: „Es iſt beſſer, daß man ſich vor der Hochzeit als nach der Hochzeit trennt, und ich will lieber, daß Vincenze für launenhaft und eigenſinnig gelten als unglücklich werden ſoll.“ Aber zu mir ſagte ſie: „Du haſt ganz Recht, Vincenze, Dich zu keinem Schritt zu entſchließen, den Du nicht aus völliger Überzeugung, daß er der beſte ſei, thun kannſt; denn wenn Du ihn einmal gethan haſt, ſo vergiß nicht, daß die Würde Deines Lebens an ſeiner Durchführung hängt. Eh' Du wählſt, nimm auf Niemand Rückſicht, als auf Dich allein und Dein Glück; haſt Du aber gewählt, feſt und entſchieden, ſo darfſt Du auf Dich keine Rückſicht mehr nehmen, nnd nur im Glücklichmachen glücklich ſein.“ — Ich ſagte einmal: „Aber kann man nicht auch glücklich gemacht werden?“ — „Rechne nicht zu ſehr darauf,“ antwortete ſie lächelnd.

Heftig unterbrach ich Vincenze und rief: „O Ihre Mutter hat Ihnen keine richtige Anſicht gegeben.“

„Nicht? fragte Vincenze mit einem prächtigen Lächeln; nicht, mein guter Ohlen? sie sagte mir doch: „Es giebt nur eine Befriedigung auf der Welt: das Bewußtsein recht gethan zu haben.“

„Es wird mir schwer, antwortete ich, diese stoische Gesinnung an einer Frau zu bewundern, da sie dadurch die Blüte des weiblichen Wesens, die Welt der Gefühle, das Herz, zerdrückt.“

Vincenze sah mich an .... ich denke, der sterbende Christus muß so geblickt haben, als er sprach: Vergieb ihnen! sie wissen nicht, was sie thun. Dann fuhr sie fort: „Meine Mutter sagte weiter: „Es giebt auch nur einen Genuß auf der Welt, den, die Seele rein und unbefleckt — wenn nicht von Schwäche und Fehlen — doch von Erniedrigung erhalten zu haben, und nichts erniedrigt so, als die Treulosigkeit gegen uns selbst. Nimm nie Andre zur Richtschnur, folge nie fremdem Beispiel: jeder Mensch ist anders! wenn Millionen fallen — Du mußt stehen: Gott will es! Habe Achtung vor Dir selbst, weil Gott Dich gut und rein geschaffen hat.“

„Man muß ganz besonders organisirt sein, unterbrach ich Vincenze mit kaum unterdrückter Verzweiflung, um in dieser unantastbaren Reinheit über die schmutzige Erde hinzugehen — glaub' ich.“

„Ja wol! entgegnete sie mild; nicht Alle können das wie Einer! Jeder so, wie Gott ihn mit mehr oder weniger Stärke begnadet hat.“

„Und um die zu prüfen, heiratheten Sie Herrn von Sonsky?“ fragte ich mit einer Bitterkeit, die mir selbst weher that als ihr.

„Drei Jahre lebte ich glücklich bei meiner Mutter, und

in dieſe Zeit fiel Sylvio Rs. Bewerbung, die ich, wie Sie wiſſen, ausſchlug. Nun wendete ſich mein friedliches Schickſal: meine Mutter ſtarb plötzlich, und ich ward von dem einzigen nahen Verwandten, den ich hatte, von einem Bruder meines verſtorbenen Vaters aufgenommen. Er war Wittwer und kinderlos, und behandelte mich grade ſo, wie er eine eigne Tochter behandelt haben würde: er wünſchte ſehnlichſt mich zu verheirathen. „Wähle doch, Kind, ſagte er, Du biſt ja charmant und hübſch, ich gebe Dir eine glänzende Ausſteuer, ganz ohne Vermögen biſt Du auch nicht, dereinſt meine Erbin — wenn mir etwas zu vererben übrig bleibt — die Männer verlangen ja nichts Beſſeres, als ſich um Dich bewerben zu dürfen; ſind ſie Dir denn Alle nicht gut genug?“ — Es fiel mir aber gar nicht ein, daß die Männer nicht gut genug für mich wären, ſondern nur, daß ich für keinen Mann paſſe. Das ſagte ich auch meinem Onkel; dann rief er:

„Ah bah! was ſind das für Faxen! ich werde Dir einen Mann ausſuchen, mit dem Du vortreflich harmonirſt. Harmonirſt? gelt, Vincenze! das iſt ein hübſches Wort? der alte Onkel weiß mit jungen ſentimentalen Mädchen zu reden .... obgleich Du eigentlich nicht ſentimental biſt, nur eigenſinnig! eigenſinnig! eigenſinnig .... wie eine ächte und rechte Frau.“

Meines Onkels Projecte wurden durch einen heftigen Gichtanfall geſtört; ich begleitete ihn nach Teplitz und lernte dort Herrn von Sonsky kennen. Ich trug noch die Trauer um meine Mutter, und lebte daher ganz einſam für meinen Onkel und für die Perſonen, die er gern ſah. Herr von Sonsky gehörte zu dieſen. Ich müßte lügen, wenn ich ſagte, daß

ich ihn mit beſondrem Intereſſe bemerkt hätte! im Gegentheil, ich bemerkte kaum das ſeine, das er mir doch von der erſten Bekanntſchaft an bewies. Ein Mann von funfzig Jahren benimmt ſich anders gegen ein junges Mädchen, das ihm gefällt, als ein Mann von fünf und zwanzig, und bis jezt hatten nur junge Männer ſich mit mir beſchäftigt. Mein Erſtaunen war daher grenzenlos, als mein Onkel mir eines Tags in Herr von Sonskys Namen einen Heirathsantrag machte. „Gefällt Dir die Partie?“ fragte er ſchließlich.

„Ich weiß noch nicht, wie Herr von Sonsky ſelbſt mir gefällt,“ antwortete ich. — „Nun ſo ſieh ihn Dir an! ſagte mein Onkel; er verlangt auch nicht auf der Stelle Dein Jawort; im Gegentheil . . . er ſagte ſehr vernünftige Dinge von längerer Bekanntſchaft, von . . . was weiß ich! Er iſt ein ehrenwerther Mann, der ſeine Frau immer mit Achtung behandeln wird, und den ſie daher immer achten kann. Das iſt die beſte Eigenſchaft in der Ehe, die man bei einem jungen Springinsfeld nicht immer vorausſetzen darf; und das iſt auch die einzige Empfehlung, die ich ihm bei Dir gebe. Daß er der Sohn eines Holzhändlers in Bromberg oder da herum, iſt — hab' ich Dir ſchon geſagt; Du mußt wiſſen, ob das Schild des neugebacknen Edelmannes die Norfeltſche Grafenkrone verdient.“ So plauderte mein guter Onkel noch lange. Ich geſtehe, nur eins ſeiner Worte hatte Eindruck auf mich gemacht, nämlich das: Herr von Sonsky wird ſeine Frau immer mit Achtung behandeln! — Aurel war auf gutem Wege geweſen mich zu brutaliſiren, Alfred, mich gering zu ſchätzen; und ich fühlte doch die Nothwendigkeit in der Ehe einem Manne gleich zu ſtehen, um dann ohne Widerwillen und ohne Angſt ihm gehorchen zu können.

— So ſah ich denn Herrn von Sonsky täglich und ſtündlich, lernte ſeinen vortreflichen Character, ſeinen tüchtigen, ſchlichten Verſtand, ſeine allgemein wolwollende Geſinnung würdigen; erkannte auch ſeine Schwächen, und fühlte, daß ſie mich nicht erniedrigen würden, daß ich vielleicht eine andre Wendung ihnen geben könne. Sein Vertrauen rührte mich, ſeine Achtung freute mich, ohne Jubel und ohne Beſorgniß gab ich ihm mein Wort und meine Hand — und ſeit fünf Jahren hat er es Gottlob! nie bereut ſein Glück mir anvertraut zu haben.“

So erzählte Vincenze. Meine Neugier war befriedigt: ich wußte, was ich ſo lange hatte wiſſen wollen. Aber ich wußte auch, daß ſie mich zu ihren Füßen ſterben laſſen würde, ohne mir das rettende Wort zu ſagen: „Ich liebe dich.“ — Ich wollte fort! wollte ſie nie, nie wiederſehen. Sie merkte mir den Entſchluß an; denn als ich aufſtand, ſagte ſie gefaßt und ernſt:

„Thun Sie das Rechte.“ — Ich ergriff ihre Hand, ſie war eiskalt; ſie drückte die meine und ſprach: „Gott ſegne Sie;“ dann verließ ſie das Zimmer und als die Thür hinter ihr zufiel, ſtürzte ich fort, nahm den erſten beſten Wagen und fuhr — aber nicht ins Gebirg, ſondern auf die große Straße nach Wien bis ich einem Eilwagen begegnete. In dieſen Wagen ſtieg ich und fuhr nach Wien dann nach München, dann durch ganz Baiern nach Dresden — ohne mich auszuruhen, ohne mich irgendwo nach irgend etwas umzuſehen; ich fuhr, um mich zu betäuben, um den Körper müde zu machen, zu zerbrechen, damit er etwas, nur ein wenig die Schmerzen der Seele auf ſich ableite. In Dresden hatte ich kein Geld mehr, dafür aber heftiges Fie-

ber. Ich mußte mich drei Tage ausruhen und Geld ſchaffen. Nachdem ich das gethan, ſprach ich zu mir ſelbſt: „Da du lebſt, Julian Ohlen, da du deine fünf Sinne ganz erträglich beiſammen haſt, ſo ſehe ich nicht ein, was dich hindert ſtracks nach Poſen zu fahren, und deine Stelle als königlich preußiſcher Oberlandesgerichtsaſſeſſor mit Glück und Ruhm zu verwalten. Sie liebt dich nicht! du wirſt dir doch nicht die Schmach anthun eine Frau zu lieben, der du gleichgültig biſt!“ —

Ich kam nach Poſen; ich eilte zum Präſidenten und klagte ihm meine große Krankheit in Dresden; er glaubte mir gern, ich ſah fürchterlich angegriffen aus. Als er mich ermahnte nicht ſo gewaltig auf meine Geſundheit zu ſtürmen, trat Vincenze in ſein Zimmer. Sie gewahrte mich, lehnte ſich todtenbleich an die Wand, und ein ſeltſamer Ausdruck von Freude und Entſetzen lief wie eine Wolke über ihre Züge. „Sie liebt mich dennoch!“ jubelte mein Herz; und Herr von Sonsky ſagte:

„Nicht wahr, Vincenze, er ſieht wie ein Auferſtandener aus?“

„Ich bin es auch!“ rief ich ſelig.

Ich liebte ſie fort und lebte neben ihr fort wie ſonſt. Ich wartete. Ja, ſo mächtig war meine Liebe, daß ſie mir ſogar Geduld gab! Ich ging durch das Fegefeuer und wartete auf den Himmel. Sie liebte mich .... ſie mußte mein werden .... einſt! das hielt mich aufrecht. Aber ich litt, Gott allein weiß wie! ich litt ſo, daß ich zuweilen dieſe Liebe verwünſchte und den Augenblick, wo ich ihr begegnet war, wo ſie ihre magnetiſchen Augen auf mich geheftet hatte, und ſeitdem ihre Wimper zum Hebel machte, der

mich ins Paradies oder in die Hölle schleuderte. Ich litt so, daß ich oft mit meinen Pistolen spielte und mich fragte: ich? oder sie? oder lieber wir beide? — und daß ich zuweilen mit Wuth dachte: O sie will ja gern leben! darum fürchtet sie die Stürme einer Leidenschaft; die das Leben aufzehrt: das ist ihre Tugend! — War der rasende Anfall vorüber, so sank ich wieder vor ihr in meinen Gedanken auf die Knie, und flehte sie an um Vergebung, um Rettung. Sie vermied mich sichtlich; zuweilen wußte ich ihr dafür Dank. Hätte sie mir erlaubt allein mit ihr zu sein wie in Salzbrunn, ich hätte ihr gesagt: Vincenze, ich liebe Dich. Nun hatte ich keine Gelegenheit dazu; und wenn ich die Gelegenheit herbeigeführt hätte, so würde sie es bemerkt, und meine Erklärung vielleicht angehört, aber ganz gewiß geantwortet haben: „gehen Sie!“ Die Todesangst ihr zu mißfallen und, wenn sie wirklich mich liebte, weniger stark zu sein als sie, gab mir Kraft. Ich schwieg.

Im Spätherbst kam ihr Krankheitsanfall mit ungewohnter Heftigkeit. Sie erklärte ungestört in ihrem Zimmer bleiben und Niemand sehen zu wollen bis sie ganz hergestellt sei. Täglich kam ich ein Paar Mal zu der Grün und überschüttete sie mit Fragen und Klagen. In einer Nacht, als Vincenze sehr krank war, beschwor ich die Grün mir zu erlauben in ihrem Zimmer zu bleiben, das an das Schlafzimmer der Kranken stieß. Aber sie war und blieb unerbittlich. „Wenn Sie wüßten, welche Folter ich leide, so würden Sie Mitleid haben, Madame Grün!“ rief ich in Verzweiflung.

„O, ich sehe es Ew. Gnaden an, sagte sie mitleidig; aber hier zu bleiben ist unmöglich .... es schickt sich nicht.“

„Liebe Frau, Sie ſind wahnſinnig! rief ich; ich will ſie ja gar nicht ſehen, ich komme ja nicht wie ein Liebhaber! . . . . ſie iſt krank, ſie kann ſterben und ich bin nicht da! verſtehen Sie das?“

„O ja! antwortete ſie ſanft; wenn Ew. Gnaden gleichgültiger dabei wären, könnten Sie eher bleiben.“

Das war eine Nacht! . . . . Die Leute finden mich ſpöttiſch und kalt, wüßten ſie, durch welche Affecte ich gegangen bin, ſo würden ſie ſich nicht wundern, daß ihre Sentimentalitäten mich gleichgültig laſſen.

Nach drei Wochen war Vincenze vollkommen hergeſtellt, und trat in ihrer unvergänglichen Schönheit aus ihrer Klauſur heraus. Doch ihre Nerven waren ſo angegriffen, daß Thränen aus ihren Augen quollen, als ſie mich zum erſten Mal wiederſah.

„Ja, Vincenze, ich bin immer noch da, ſagte ich traurig; ich kann nicht ſterben, und doch iſt das Leben ſchwer.“

„Schwer!“ ſagte ſie mit einem Ausdruck von unendlicher Ermüdung.

„Schwer ſogar für Sie, die Sie doch ein Engel ſind! urtheilen Sie, was es für mich ſein muß.“

„Gott! rief ſie und rang die Hände, rette ihn! rette ihn!“ Es lag ein Schmerz auf ihrem Geſicht, daß mich ein Schauer überrieſelte. So litt ſie, und ich wollte nicht leiden! — Die Gewißheit ihrer Liebe gab mir für kurze Zeit Troſt und Kraft; dennoch ging es mit dieſer zu Ende; ich fühlte es; fühlte, daß ich nichts weiter erſehnte, als mich zu ihren Füßen hinzulegen und zu ſagen: Mache mit mir, was Du willſt . . . . aber ich liebe Dich! tödte mich, verbanne mich . . . . aber ich liebe Dich. — Da kam ein

Brief von meinem Onkel, der mir schrieb, mein langgehegter Wunsch sei erfüllt und ich nach Trier versetzt, augenblicklich! binnen drei Tagen müsse ich Posen verlassen, da ich mich in Berlin noch einige Zeit aufhalten müsse; er habe dort viel für mich zu thun. Mein erster Gedanke war: ich gehe nicht fort! mein zweiter: ich gehe, wenn sie es befiehlt. Ich flog zu ihr, und reichte ihr stumm den Brief. Sie las ihn, und fragte dann, indem sie ihn mir wiedergab:

„In drei Tagen reisen Sie?“ — Ich fühlte ihre Hand zittern und fragte: „Reise ich denn?“ — „Wenn Sie mich fragen .... ja!“ erwiderte sie. Ich stürzte vor ihr nieder und rief: „Gnade!“ —

„Gott ist gnädig, sagte sie; zeigen Sie, daß Sie es verdienen.“

„Und Sie sind unmenschlich!“ rief ich, stand auf und ging zum Präsidenten, der mir unbefangen und herzlich Glück wünschte, und viel Freundliches für mich hinzufügte. Die drei Tage vergingen wie im Traum mit einer Million nichtsnutziger Geschäftigkeiten, die ich doch alle mit maschinenmäßiger Ordnungsgewohnheit vollzog, wie im somnambulen Zustand. Der letzte Tag meines Aufenthaltes in Posen war der letzte des Jahrs, und ein Ball bei Herrn von Sonsky sollte ihn feiern. Mit einem Fest kam ich zu ihr, mit einem Fest schied ich von ihr; äußerlich war Alles grade so wie vor zwölf Monaten; aber ich — ich war ein Andrer ... und sie vielleicht auch.

Aber der Gedanke auf einem Ball von ihr Abschied zu nehmen, war mir unerträglich — überhaupt der ganze Ball, wo ich alle Welt kannte, und folglich gleichgültige Com-

„Liebe Frau, Sie sind wahnsinnig! rief ich; ich v
sie ja gar nicht sehen, ich komme ja nicht wie ein Lieb
ber! . . . . sie ist krank, sie kann sterben und ich bin
da! verstehen Sie das?“

„O ja! antwortete sie sanft; wenn Ew. Gnaden
gültiger dabei wären, könnten Sie eher bleiben.“

Das war eine Nacht! . . . . Die Leute finden mi
tisch und kalt, wüßten sie, durch welche Affecte ich
gen bin, so würden sie sich nicht wundern, daß i
timentalitäten mich gleichgültig lassen.

Nach drei Wochen war Vincenze vollkommen
und trat in ihrer unvergänglichen Schönheit
Klausur heraus. Doch ihre Nerven waren so
daß Thränen aus ihren Augen quollen, als
ersten Mal wiedersah.

„Ja, Vincenze, ich bin immer noch da,
rig; ich kann nicht sterben, und doch ist das

„Schwer!“ sagte sie mit einem Ausdru
cher Ermüdung.

„Schwer sogar für Sie, die Sie doch
urtheilen Sie, was es für mich sein muß.

„Gott! rief sie und rang die Hände
ihn!“ Es lag ein Schmerz auf ihrem
ein Schauer überrieselte. So litt sie,
leiden! — Die Gewißheit ihrer Liebe
Zeit Trost und Kraft; dennoch ging
ich fühlte es; fühlte, daß ich nich
mich zu ihren Füßen hinzulegen un
mir, was Du willst
verbanne mich . .

mich neben sie und sprach

verden Sie sie

"

bin ich nicht
ird Ihre Schuld
die Wahrheit —

n Abschied?"
sich einen Moment zu

ndern . . . . eine Tren-

ren?"

leben?"

schreiben?"

sagen, wie ich Sie" . . . .
sie mich.
und legte die Hand auf ihre Stirn;
ar, solche Opfer verlangt man nur von
man" . . . . —
weiß, um sie zu bringen" — ergänzte sie,

Sie an mich denken?" fragte ich weiter.
sie mit einem triumphirenden Lächeln.
Sie mich nie vergessen?"

„Nie.“

„Nicht wenn ich lebe, nicht wenn ich ſterbe?“

„Nicht wenn Sie leben, nicht wenn Sie ſterben.“

„Nicht bis zum letzten Augenblick Ihres Lebens?“

„Nicht bis zum letzten Augenblick meines Lebens.“

„Und jezt kann ich gehen?“ ſagte ich und ſtand auf.

Ich weiß nicht, was ſie antworten wollte, denn ihre Stimme verſagte. Ich ſank vor ihr nieder und flehte mit gerungenen Händen:

„Vincenze! ein Wort! ein einziges kleines Wort der Gnade! .... ſieh, ich gehe jezt .... ich ſeh' Dich nie wieder! nie, Vincenze! bei Gott und meiner Ehre, nie! was ſchadet es Dir, wenn Du ein Wort ſagſt, das ich fern von Dir in meinem dunkeln Leben einwölbe, wie eine Reliquie in eine Kirche. O Vincenze! es iſt ſehr bewundernswerth tugendhaft zu ſein, aber rechnen Sie die Barmherzigkeit nicht zu den Tugenden?“

„Ich habe keine Barmherzigkeit mit mir! ſtammelte ſie, und Alles, Alles, was ich Ihnen thue .... thu' ich mir ſelbſt.“ Sie machte mir ein Zeichen aufzuſtehen; doch ich blieb vor ihr liegen; ich wollte nicht gehen ohne das Wort: ich liebe dich! von ihren Lippen gehört zu haben. Ich nahm ihre beiden Hände in die meinen und ſagte:

„Vincenze! ich hab' ein ganzes Jahr mein Herz zerdrückt und geſchwiegen, und ich werde es ferner thun, weil es Ihr Wille iſt — ja! ſo ſehr hab' ich meine Seele zum Sclaven der Ihren gemacht, daß ich Ihnen gehorche ſtumm und blind. Für dies Opfer meines ganzen Weſens, für dies täglich ſich erneuernde Sterben auf dem Scheiterhaufen unbefriedigter Sehnſucht — ein Wort, Vincenze! ein

einziges, armſeliges Wort der Gnade . . . . der Rettung!“

Sie riß ihre Hände aus den meinen, hob beide Arme zum Himmel, ſchlang ſie dann um meinen Kopf und ſagte, indem ſie ſich über mich beugte:

„Julian!“

Mir war, als hörte ich ſeraphiſche Chöre, als verhülle mich ein goldner Schleier, als trügen Wolken mich über die Welt . . . . — ich war ohnmächtig.

Als ich zu mir kam, waren die Thüren geſchloſſen, ich lag noch auf der Erde, aber an das Sopha gelehnt, und Vincenze und die Grün knieten neben mir. Vincenze hatte meine Hand an ihre Lippen gedrückt, als wolle ſie mit ihrem Athem ſie erwärmen, und die Grün rieb mir die Schläfe mit ſtarken Eſſenzen. Ich wehrte letztere ab und ſagte:

„So laſſen Sie mich ſcheiden.“

Ich ſtand auf und erhob ſie. Sie zitterte ſo, daß ſich die Grün ängſtlich ihr nahte.

„Ich kann heut Abend nicht auf den Ball kommen!“ — rief ich.

„Ich muß es doch können,“ entgegnete ſie.

„Wolan denn — auf Wiederſehen! dies Mal noch: auf Wiederſehen!“ rief ich und ſtürzte fort.

Als ich gegen zehn Uhr wiederkam und im Vorzimmer meinen Mantel abnahm, trat ein Bedienter, ohne mich zu bemerken, ein und ſagte zu einem andern:

„Gotts Donner, Friedrich! ſieh an die Beſcheerung! die gnädige Frau hat ihren Bluthuſten bekommen und läßt ſich nichts merken; ich ſoll ihr ein andres Taſchentuch bringen.“

Dabei wickelte er das Tuch auseinander, das er in der Hand trug: es war wie in Blut getaucht. Ich ſtürzte halb wahnſinnig in den Salon .... ſie trat mir entgegen, im weißen Atlaskleide, mit einem weißen Roſenkranz auf ihren blonden Locken und ganz mit Perlenſchnüren überrieſelt — ſelbſt weißer, zarter, durchſichtiger, als Roſe und Perle. Wie eine Leiche! war der Gedanke, der mein Hirn zerſpaltete. Transfigurirt! ſprach bewundernd mein liebendes Herz.

„Ah, das iſt ſchön von Ihnen! rief ſie und ein roſiger Schein flog über ihre Wangen; ich fürchtete, Sie würden nicht kommen.“

„Alſo darum!“ ſagte ich und fixirte ſie und den Diener, der ihr eben ein friſches Taſchentuch brachte.

„Woher wiſſen Sie das?“ fragte ſie lächelnd.

„Sie tödten Sich!“ rief ich, ohne auf ihre Frage Rückſicht zu nehmen.

„O nein! erwiderte ſie; ich will leben, damit“ ....

„Nun? damit?“ fragte ich erſtaunt; denn ich hatte ſie nie ſtocken hören.

„Damit Sie kein Recht haben das Leben allzuſchwer zu finden,“ ſagte ſie und verließ mich.

Wir begegneten uns oft im Lauf dieſer Ballnacht. Wir ſprachen wenig und nur gleichgültige Worte zuſammen; unſer eigentlicher Abſchied war genommen, wir wollten nur noch unter einem Dach verweilen und uns bis zum letzten Augenblick ſehen. Wir glichen Verurtheilten, die da wiſſen, daß ſie ſterben müſſen und die ſich reſignirt haben. Meinen offiziellen Abſchied nahm ich von ihr und vom Präſidenten, als der Ball beendet war. Sie gab mir ihre Hand, ich küßte ſie, und fühlte durch ihren Handſchuh, daß ſie eiskalt

war — wie eine Leiche! dachte ich wieder. — Eine halbe Stunde später war ich auf dem Wege nach Berlin. —

So war es denn geschehen! Wer sich von dem geliebtesten Geschöpf auf immer trennen kann, und nicht stirbt, und nicht wahnsinnig wird — der kann Alles überwinden: das prägte ich mir ein, danach lebte ich fortan mit großer Kälte und äußerer Schroffheit ein ganzes Jahr. Ich hörte nichts von ihr.

Da bekam ich ein Paquet mit dem Poststempel Posen, doch weder mit ihrer Schrift, noch mit ihrem Siegel. Ich war mit Niemand dort auch nur in entfernt freundschaftliche Verbindung getreten, Vincenze hatte mich ganz absorbirt; daher erwartete ich in diesem Paquet irgend einen Geschäftsbrief oder dergleichen und riß es gleichgültig auf; denn Alles, was nicht von ihr kam, war mir gleichgültig, und Niemand durfte sich unterstehen mir von ihr zu schreiben. Als ihr grüner venezianischer Fächer mit Sandelholzstäben aus dem Paquet in meine Hand fiel, hielt ich athemlos inne, und wagte nicht die Papiere aus einander zu schlagen, worin er gewickelt war, denn sie waren beschrieben. Endlich nahm ich das oberste ab und las:

„Gestern, am Sylvestertage, Nachmittags 5 Uhr, ist meine geliebte und verehrte gnädige Frau sanft und selig verschieden. Ihrem letzten Willen gemäß zeige ich es Ew. Gnaden an, und übersende Ihnen anbei dasjenige, was die Selige Ihnen bestimmt hat. Es ist nun ein Engel weniger auf der Welt, und einer mehr im Himmel, und ich denke, der liebe Gott muß diesen mit ganz besonderer Freude aufgenommen haben. Ich bete zu ihm, daß Ew. Gnaden diese Nachricht mit demüthiger Unterwerfung in den göttlichen

Willen empfangen mögen. — Ihre unterthänige Sophie Grün.

P. S. Die Selige hat ſich eine ſchöne und paſſende Grabſchrift gewählt; den Spruch aus der Offenbarung Johannis: Sei getreu bis in den Tod und ich will Dir die Krone des Lebens geben.“

Ich war erſtarrt. Gedankenlos nahm ich das andere Papier und las: „Julian!“ mehr nicht! ich ſank vom Stuhl zu Boden und weinte! ich, der ich nicht geweint habe, ſeit ich aus der Wiege bin! Nun, die Thränen eines ganzen langen Menſchenlebens, die drängte ich in eine Quinteſſenz zuſammen, und weinte, weinte, weinte! Gott weiß, wie lange, ich vergaß die Zeitrechnung! — In dem Brief ſtand:

„Julian! ich verſprach Ihnen Sie bis zum letzten Augenblick meines Lebens nicht zu vergeſſen; der iſt gekommen und Sie ſehen .... ich hab' Ihnen Wort gehalten. Ich halte gern mein Wort. Darum würd' ich auch gern gelebt haben, wie ich ebenfalls Ihnen ſagte — doch Gott hat Mitleid mit mir und läßt mich ſterben. Ich durfte mich nicht ſterben laſſen! ich wäre nach Salzbrunn gegangen, wie immer; doch eine große Krankheit meines Mannes führte ihn, und natürlich mich mit ihm, nach Karlsbad; damit verging der Sommer, der Herbſt kam .... mit ihm der Tod, ganz allmälig. Nun iſt es gleich zu Ende. Ich will auch weiter nichts, als Sie um Vergebung bitten, daß ich Ihnen ſo viel, ſo viel Schmerz gemacht. Ach, all Ihre Schmerzen hab' ich nicht bloß geſehen und gewußt — ich habe ſie empfunden. Doch ſparen konnte ich ſie uns nicht. Es giebt Verhältniſſe, die außerhalb der Grenzen gewöhnlicher Zuſtände liegen: da iſt Vieles zu verzeihen! doch bei mir fan-

den sie nicht statt. Ich habe zuweilen sagen hören, die Treue des Herzens sei Alles, und, wenn sie verletzt sei, so sei die Treue des Wortes und der That ohne Sinn, wol gar Heuchelei. Aber das scheint mir nicht richtig. Jene bewahrt uns der Zufall, das Glück, der Himmel — man nenne es, wie man wolle! — diese bewahrt uns die eigene, gottgegebene Kraft. Was will denn die Liebe, als das Geliebte beglücken und im Geben selig sein? Das mußt' ich opfern, und nur der weiß, wie schwer solch ein Opfer ist, der es gebracht hat. Aber ich mußte es, um mir selbst getreu, und die Vincenze zu bleiben, die Sie lieben: die Siegende. Darin liegt mein Glück; ein ernstes, strenges, schmerzähnliches Glück — aber doch Glück, und glücklich muß der Mensch sein, durchaus! Jeder, wie ers versteht .... und Sie, das weiß ich, verstehen es auf dieselbe Weise: eins mit der Würde, mit der allerinnersten, von der nichts zum Vorschein kommt, die nicht in der Welt glänzt, kaum von ihr geahnt, schwer von ihr begriffen wird — nicht wahr, Julian? — Ich schicke Ihnen hier meinen grünen Fächer zum Andenken — nicht an mich, sondern an Venedig, wo das erste Glied der Kette geschlungen wurde, die uns verbindet. Als Sie jenen Fächer aufhoben und mir reichten, muß ich Sie wol schon bemerkt haben, denn wie wären Sie mir so bekannt gewesen, als ich Sie hier sah? O, die Seelen wissen früher von einander als die Augen, und darum auch länger. Und eben darum sag' ich nicht: Vergiß mich nicht! ich weiß, das ist Dir unmöglich; — auch nicht: liebe mich! ich weiß, das ist Dein Leben; — auch nicht: sei glücklich! Du wirst Dir selbst getreu sein; ich sage nur jezt, in dem Moment, wo ich darüber und darum sterbe, jezt, wo der Tod mit dieser Schwäche

meines Herzens versöhnt: ich liebe Dich, Julian, und Du bist der einzige Gedanke, der meine Ewigkeit ausfüllen wird. Vincenze."

Damit ist mein Leben aus — das meines Herzens; nicht das meines Geistes, meiner Thätigkeit. Ich habe Interesse für das Gute, ich habe Freude am Schönen. Wo ich eine starke, oder reine, oder edle Hand finde, da drücke ich sie gern. Wo ich einer Wesenheit voll Einfalt und Adel der Gesinnung begegne, da verehre ich sie gern. Mich erquickt die Grazie, mich rührt die Unschuld. Der Baum des Lebens ist mir nicht verdorrt, er trägt ein monotones, kühles Grün, nur keine Blüten und keine Hesperidenfrüchte; denn es giebt für mich nur eine Vincenze, und diese eine ist meine ewige und ganz unsterbliche Liebe, und diese eine ist um unserer Liebe willen gestorben!

Als ich mich aus der ersten Erstarrung des Schmerzes aufgerissen, als ich gewiß wußte, daß ihr holdseliges Antlitz nicht mehr über mir leuchten würde, da fing ich an es zu zeichnen, zehn, zwanzig, hundert Mal; und als ich ein Portefeuille voll dieser verschiedenen Bilder hatte, reiste ich damit nach Paris und ließ nach ihnen und nach meinen mündlichen Anleitungen von Augustin ihre Miniature malen, welche die Aegide worden ist, unter der mein Herz unvergängliche Feste ihr feiert. Denn ich liebe sie — nicht mehr noch weniger, nicht froher noch trauriger, nicht sehnsuchtsvoller noch gleichgültiger, sondern grade so wie im ersten Augenblick, nur von jenem Hauch triumphirender Wehmuth überstreift, womit Märthrer ihren Gott lieben. Und oft denke ich, sie sei gen Himmel gefahren und meinen Augen entrückt, damit ich, wie die Blinden, desto tiefer in mein

Innerſtes einkehren möge, wo ſie nimmermehr mir fehlen wird.

Vincenze! ſiehſt Du mich? weißt Du von mir? .... o Vincenze!

* * *

Als er ſich ſatt geleſen, rief er: Warum nicht mir ſolch ein Erlebniß! wo giebt es einen Menſchen durſtiger als ich nach einer allumfaſſenden, allverſchlingenden Liebe? wer hat ſie ſchmerzlicher entbehrt? wer tiefer ihre Seligkeit erkannt? Nur ſie hab' ich gewollt, ſeit ich meiner bewußt bin. Und Ohlen, der nie an ſie dachte, der nur gefallen, ſcherzen, ſich amüſiren wollte, der auf der Welt noch manches andere Glück ſah, der mehr vom Leben begehrte, als das was eine Frau gewähren kann — dem muß eine ſolche Göttererſcheinung werden! O mein armer, mein dreimal ſeliger Julian! Du verdienteſt ſie! Du nannteſt nicht jede oberflächliche Regung des Herzens, und jede heiße Wallung des Blutes: Liebe, Du verſchwendeteſt nicht Dein innerſtes Selbſt an klägliche Götzen, wie ich es, der Gottheit ermangelnd, gethan; und lag Dein Herz im Kerker — ſo doch nicht in ſelbſtgeſchmiedeten Feſſeln! Wie zu Petrus im Gefängniß kam der Engel zu Dir und brachte Dir die Freiheit, das Märtyrthum und die Krone des Lebens!

Dann ging er auf ſeine Erinnerungen, ſein Liebesweh und Liebesglück über, und verging faſt in Schmerz, in Schaam, über ſeine platten Freuden und platten Verzweiflungen. Er vergrub ſich in ſeinen Lehnſtuhl und ſeine Gedanken; er mogte nicht ausgehen, Niemand ſehen, hören, ſprechen. Kaum vermogte Gertruds Stimmchen, die an der

Thür um Einlaß bat, ihn aus ſeiner Lethargie zu wecken, aber er konnte nicht mit ihr plaudern, wie ſie es gewohnt war. Er ließ ſie allein ſpazieren gehen, allein eſſen, und Gertrud rächte ſich gegen ihre Bonne durch allerlei kleine Ungezogenheiten für die Vernachläſſigung von Seiten ihres Vaters.

Am andern Tage brachte Gaſton ſeinem Freund das Portefeuille wieder, und ſagte nur:

„Ich ſehe jezt, daß Deiner Couſine nicht zu helfen iſt.“

„O doch!“ entgegnete Ohlen lachend, „nur nicht durch mich.“

Das war Alles, was ſie über dieſen Gegenſtand ſprachen. Gaſton wußte genug. Er mußte lächeln, wenn er daran dachte, daß er Ohlen habe empfänglich für Leonorens Liebe machen wollen, oder daß er ihn von Leidenſchaft für Catherine befangen geglaubt. Welch Weib durfte mit Vincenze in die Schranken treten und die Feſſel löſen, die ſie um ihn gelegt? Er war ihr Vaſall, folglich Anderen gegenüber ein Freier. Gewiſſe Dinge geben dem ſonſt ſo ſchwankenden menſchlichen Weſen eine unwandelbare Färbung, brennen wie das Feuer dem zerbrechlichen Glaſe unvergängliche Malereien ein. Zerbrochen iſt manches ſchön gemalte Fenſter in den alten Kirchen, verwiſcht iſt keins. —

Catherine war neugierig und geſpannt auf Leonorens Bekanntſchaft; ſie wußte ſelbſt nicht, war es aus Intereſſe für Ohlen oder war es das Geheimniß, welches die Erſcheinung des Mädchens umgab. Auch fehlte ſie am nächſten Abend nicht bei Frau von Roſen, und es mußten wol Manche von derſelben Theilnahme befallen ſein, denn ein Paar Dutzend Menſchen verſammelten ſich, es fehlte Keiner von den Inti-

men, wol aber — Leonore. Die Schneiderin hatte ihr Wort gehalten, wie Mächtige pflegen: nach ihrer Bequemlichkeit, und das Kleid, das sie um 5 Uhr schicken sollte, kam gegen neun Uhr. Leonore schwankte, ob sie noch heute in den Salon gehen solle; zwei Dinge bestimmten sie: der Wunsch, ihren Vetter und Lady Desmond zu sehen, gegen die sie nun einmal ein eifersüchtiges Vorurtheil hegte, und die Furcht, man könne ihre Unsichtbarkeit ihrer Verlegenheit in der Gesellschaft aufzutreten zuschreiben. Da sie allerdings guten Grund zur Verlegenheit hatte, so beschloß sie sich durch nichts aus der Haltung bringen zu lassen, kleidete sich an, trat durch eine Seitenthür in den Salon und setzte sich auf ein Tabouret zu Frau von Rosen, die es für sie aufbewahrt hatte. Alle Augen hafteten auf Leonoren, keine so gespannt als Gastons und Catherinens. Ohlen war der Einzige, der nicht mitten im Satz stockte, als sie eintrat. Dieser allgemeine Effekt war ihr sehr schmeichelhaft, und gab ihr die vollkommenste Unbefangenheit. Frau von Rosen nannte sie mehren Damen und sagte zuletzt zu der, die neben Leonoren auf der andern Seite saß:

„Ihnen, Lady Desmond, die Sie auch halb und halb mein Pflegetöchterchen sind, empfehle ich ganz besonders meine liebe Leonore.“

Beide sahen sich an und grüßten sich mit der hergebrachten Gesellschaftsphrase, über der das obligate Lächeln schwebt, so sicher wie der Punkt über dem i.

Man pflegt Liebe und Haß als Gegensatz zu betrachten; das ist nach meiner Meinung nicht der Fall. Sind sie zwei Pole, die sich abstoßen, so ziehen sich doch auch die zwei Pole an. Sind sie Tag und Nacht, so treffen sie sich doch

in der Morgen und Abenddämmerung. Liebe hat ſich in Haß umgeſetzt, ſogar Haß hat ſich in Liebe gewandelt: es exiſtirt alſo zwiſchen ihnen ein verbindendes Element. Aber das exiſtirt nicht zwiſchen der Liebe und einem Gefühl, welches man bis jezt ſo wenig gewürdigt, daß man ihm nur den oberflächlichen Namen Antipathie gegeben hat, und dieſelbe nur gegen Spinnen, Schlangen, Kröten, Mäuſe und dergleichen eingeſteht. Und doch iſt Antipathie der unaufhebbare Gegenſatz der Liebe, denn beide ſind unwillkürlich, von unſrer Beſtimmung unabhängig, und räſonniren nicht. Der Haß räſonnirt und hat ſeine Gründe; der Gehaßte hat mich gekränkt, beleidigt, verletzt, geliebt; ich will mich rächen; oder auch nicht mich rächen, und dafür lieber das Bewußtſein in mir wach halten, wie unrecht, wie weh er mir gethan; oder ich kann ihm auch verzeihen und durch Frömmigkeit oder Großmuth meine Seele von Haß rein waſchen. Aber eine gute, geſunde, ſtille Antipathie, ſchießt, wie der Pilz aus der Erde, in demſelben Moment in mir auf, wo dieſe oder jene Perſon zum erſten Mal mir begegnet. Man ſagt mir: das iſt eine vortreffliche Perſon, geſcheut, brav, liebenswürdig, ſchön! — Ich glaub' es, ich glaube Alles, ich glaub' es auch gern — ich wünſche ihr Lohn und Anerkennung für ihre Tugenden und Verdienſte — ich will mich ſogar chriſtlich freuen ihr eine Gefälligkeit erweiſen zu können, wenn ſie im Stande iſt, ſie von mir anzunehmen — nur muß man mir erlauben dies Alles in der gehörigen Entfernung zu thun, denn ihre Nähe vernichtet mich auf eine eben ſo unerklärliche Weiſe, als die einer geliebten Perſon mich belebt; ich bin nicht mehr das friſche, unabhängige Ich, ſondern nur das Widerſpiel meiner An-

tipathie. Ich muß verſtummen, wenn ſie ſpricht, verſteinern, wenn ſie lacht, mich bewegen, wenn ſie ruht, luſtig ſein, wenn ſie ernſt iſt — Alles das, um ihr nicht zu gleichen, ſo wie ich bei der geliebten Perſon ſtets in ihre Stimmung einzugehen, und ihre Worte und Bewegungen anzunehmen ſuche, um ihr ähnlich zu werden. Gebieteriſch vereint die Liebe und ſcheidet die Antipathie. Beide ſind unüberwindlich wie das Licht; und ſperre und lebe ich mich in einen Keller ein, um ihm zu entfliehen — draußen iſt es doch und harrt meiner, wenn ich auftauche.

Catherine ſah Leonore an und dachte: „Himmel! wie häßlich iſt ſie!“

Leonore ſah Catherine an und dachte: „Welch ein abſtoßender, hochmüthiger Ausdruck;“ aber Leonore hatte ein Vorurtheil gegen Lady Desmond, und zum Überfluß ſaß Ohlen hinter ihr; alſo fand ſie es ſehr natürlich, daß die bewunderte Frau einen unangenehmen Eindruck auf ſie mache. Catherine hingegen war überraſcht, daß Leonore ihr ſo mißfiel. Sie ſah ſie wieder an und dachte:

„Aber ſie iſt ja ſehr hübſch! ſie gleicht Ohlen!.... So muß denn in ihrem Anzug etwas Mißfarbiges, Störendes ſein! .... aber nein! der roſenfarbene Merino ſteht blaſſen Brünetten ſehr gut, wirft einen ſchönen Wiederſchein auf ihren Teint.“

Sie blickte ſich nach Ohlen um; er war aufgeſtanden und hatte Gaſton und Baron Oberg Leonoren vorgeſtellt, die heftig erſchrak, als ſie den Graf Laßperg erkannte, den ſie im Sturm der gedrängten, wechſelnden Empfindungen dieſer Tage ganz vergeſſen hatte. Doch mehr noch als durch ihren Vorſatz ſich nicht decontenanciren zu laſſen, ward ſie durch

[illegible]

[illegible] Anderes [illegible]

[illegible] keine [illegible]

[illegible] Unterhaltung mit [illegible]

[illegible] Diese hatte ein [illegible]

[illegible] von Mosen sie [illegible]

[illegible] aus Piano, und [illegible]

[illegible] so schön, so lebhaft, daß sogar ihr [illegible]

[illegible] Das eine Lied war Clärchens: „[illegible]

[illegible] das Pfeifchen gespielt;“ das andere: „In

[illegible] lascia mi riposar.“ Das letzte [illegible]

[illegible] Tiefmelancholischen Schluß: „Ingrata!“ be-

[illegible] Theilnahme. Nur Catherine fand im Stillen

[illegible] Vortrag Leonorens viel zu leidenschaftlich

[illegible] Mädchen, und die Wahl der Lieder selt-

[illegible] wegen des Vorwurfs, den das letzte macht,

[illegible] als einen indirecten gegen die Gleichgültigkeit

[illegible] betrachten konnte. Aber war diese un-

[illegible] nicht vielleicht eine erfundene Geschichte?

[illegible] ganz ungezwungen gegen Ohlen, und

[illegible] Sicherheit .... — mein Gott, warum

mißfällt mir das Mädchen so? schloß sie ihre Gedankenreihe,

schützte Kopfweh vor und zog sich früh zurück. Frau von

Reich bemerkte:

„Wenn Lady Desmond nicht ihre beiden Verehrer neben sich hat, wie die Schachkönigin ihre Thürme, so wird sie bald matt.“ Und eine andre Dame sagte:

„Es ist eine wunderliche Prätension mit diesem schönen, jungen Mädchen rivalisiren zu wollen.“

„O, rief Frau von Rosen, immer bereit die Abwesenden zu vertheidigen; Lady Desmond rivalisirt mit Niemand und behauptet ihren eigenen Platz; doch nichts ist siegreicher, als die Migräne.“

Da Leonore in diesem Augenblick einen brausenden Walzer von Strauß beendete und das Piano verließ, so wurde eine andre Unterhaltung begonnen; aber alle Frauen von Catherinens Alter waren äußerst zuvorkommend gegen Leonore und empfingen sie, wie man in der Schlacht ein Hülfscorps empfängt. Was nur ohne Ungezogenheit grade ins Gesicht zu loben war, wurde gelobt: ihre Stimme, ihre Gefälligkeit, ihr Talent auswendig zu singen, ihr Kleid.

„Man hat hier keinen Merino von diesem blassen, reinen Rosa“ — sagte die Gräfin Feldkirch, eine hübsche, junge Frau, die sogar von Männern lieber das Lob ihres Anzugs als das ihrer Schönheit hörte, denn die Schönheit — nun, die verstand sich von selbst bei ihr, wie sie meinte; aber der Anzug war das Studium ihres Lebens, und sie wollte es gewürdigt wissen.

„Um Vergebung, sagte Ohlen, man hat grade diese Farbe.“

„Woher wissen Sie das? rief die Gräfin; die Herrn haben selten einen Blick für Nüancen.“

„Ich bitte mich zu den Ausnahmen zu zählen! ich kenne

dieſe Nüance, ich habe mir einen ſolchen Schlafrock machen laſſen.“

„Und wo kauften Sie den Merino?“

„Bei Manheimer, aber es war der letzte Vorrath.“

„Und den nahmen Sie zu einem Schlafrock! das iſt frevelhaft — ein Schlafrock! wer ſieht denn den?“

„Ich, gnädige Gräfin. Mich langweilen meine dunkeln Kleider, zu denen ich durch die Mode verdammt bin, dermaßen, daß ich mich an ihr durch meine munteren Schlafröcke räche. Wenn Sie wüßten, wie ſich mein Auge an den ſchönen, bunten Farben erquickt, Sie würden mir den Merino gönnen.“

„Es iſt wahr, ſagte die Gräfin ernſthaft, daß die Farben ſchöner Stoffe förmlich in die Seele hineinlachen können, und daß ich eben ſo gern in ein reiches Waarenlager gehe, als Blumenliebhaber durch Felder von Hyazinthen oder Nelken gehen. Dennoch .... der letzte Vorrath, Herr von Ohlen! .... der letzte!“

„Der allerletzte, gnädige Gräfin!“ ſagte er ſo ernſthaft und mit einer ſo betheuernden Handbewegung, als habe er wirklich den Merino gekauft.

Leonore war auf dem Punkt ihn der Lüge zu zeihen, um die Gräfin Feldkirch zu tröſten; aber ihr fiel ein, daß ſie ſich dadurch verrathen könne, und ſie wandte ſich daher an Gaſton mit der Bemerkung, daß ſie ihren Vetter ſelten in ſo guter Laune geſehen habe.

„Man hat ihn hier ſehr gern, entgegnete Laßperg, er gefällt; das giebt Sicherheit, und ſie entwickelt die Talente der Geſelligkeit, Scherz, Witz, Freiheit des Benehmens.“

„Aber glauben Sie nicht, daß dieſe Sicherheit in Uebermuth ausarten könne?“

„O ſehr leicht! ſagte Gaſton überraſcht; doch ich geſtehe, daß ich es nie bei Ihrem Vetter gefürchtet habe.“

„O bei meinem Vetter nicht! ſagte Leonore gleichgültig; ich dachte nicht mehr an ihn. Nur war hier vorhin eine Dame .... mit einem engliſchen Namen, von der ich ſchon in Berlin hörte .... jezt iſt ſie fort!“ .... —

„Sie meinen Lady Desmond, meine Couſine!“ unterbrach Gaſton.

„Sie nennen die Couſine zu rechter Zeit!“ rief Leonore lachend.

Gaſton war verblüft vor Erſtaunen eine ſo ganz andre Leonore zu finden, als die er vor acht und vierzig Stunden geſehen. Welche bewundernswerthe Selbſtbeherrſchung in ſo jungen Jahren, dachte er; das iſt eine ſtarke Seele! oder ſollte das Glück in Ohlens Nähe zu ſein, ſie in ſolche Freiheit verſetzen? — Eben ſo beſchäftigt mit Leonoren, als Catherine es war, ging er fort, und als er am nächſten Morgen Lady Desmond beſuchte, war ſein erſtes Wort die Frage, wie Leonore ihr gefalle. Sie entgegnete verdrießlich:

„Ich habe ſie noch nicht genug beachtet, um das zu wiſſen.“

„Finden Sie nicht eine ſprechende Aehnlichkeit zwiſchen ihr und Ohlen?“

„Beide haben ſchwarzes Haar, ſonſt iſt keine Spur! Fräulein Ohlens Züge ſind wie mit einem ſcharfen Meißel aus Marmor gehauen.“

„Aber grade darin ſind ſie ſich ähnlich.“

„Nein, unähnlich! denn ihm ſteht es gut, ihr ſchlecht.“

„Ah so!“ sagte Gaston lächelnd. Er wunderte sich gar nicht, daß sie Paradoxen behauptete; nur darüber, daß sie sich für einen Mann gegen eine Frau entschied. Catherine fuhr fort:

„Gewiß so ists! — wenn ich auch zugeben muß, daß Beide dieselbe Gesichtsbildung haben, die gebogene Nase, die länglichen Augen, die schmalen Augenbrauen, den kühn geschnittenen Mund — kurz, Alles, was ich morgenländische Schönheit nennen mögte, wenn man dabei nicht immer an die jüdische dächte — so ist der Ausdruck doch so verschieden, daß er die Aehnlichkeit wegschmilzt. Herr von Ohlens Auge beherrscht und belebt abwechselnd sein Gesicht, wie ein Gestirn die Erde; und Fräulein Ohlens Auge hat die ganze Unsicherheit eines Irrlichts.“

„Ein junges Mädchen kann unmöglich den sichern Blick eines Mannes haben.“

„Nicht den eines Mannes, Graf Laßperg, denn der sucht und fixirt; aber wohl den eines Mädchens: er läßt sich finden. Ein Mädchen kann blöde, gar linkisch in ihrem Benehmen sein vor lauter Schüchternheit und dabei ihr Auge klar und frei aufschlagen; das steht ihr gut. Fräulein Ohlen aber hat einen vollkommen unbefangenen Anstand, und keinen ruhigen Augenaufschlag — das mißfällt mir.“

Heimlich fand Gaston dies sehr natürlich bei Leonoren, und um unwillkürlich nichts zu verrathen, sprach er abbrechend:

„Das Finden der Aehnlichkeit liegt im Auge des Betrachtenden.“

Catherinen schien in der kurzen Antwort eine versteckte Theilnahme für Leonore zu liegen, die sie bei Gaston nicht

begriff. Es kam ihr ganz unmöglich vor, daß ein solches Wesen ihm gefallen könne, ihm — so einfach, so ruhig und verständig. Die Masse der Männer mußte von Leonoren angezogen werden, sie frappirte zu sehr, sie blendete; aber gehörte denn er zu der Masse? Aus der Betrübniß, welche sie darüber empfand, erkannte sie, daß sie Gaston auf einen ganz besondern Platz gestellt hatte, und war deshalb mit sich selbst vielleicht noch unzufriedener, als mit ihm. Um ihn und sich für ihren Irrthum zu strafen, begann sie auf der Stelle ihn mit großer Zurückhaltung zu behandeln, und ihm die sanfte Freundlichkeit zu entziehen, die sie bisher für ihn, und für ihn allein an den Tag gelegt.

Leonore hatte indessen von ihrer Mutter Briefe voll der größten Zärtlichkeit erhalten, die ihr Vollmacht zu Allem gab, was ihrem Glück förderlich und ihrem Ruf nicht schädlich sei. Ein Dankbrief für Frau von Rosen, Koffer mit Kleidern, Kasten mit Hüten, Blumen und Bändern erfolgten rasch. Eben so rasch wurde Leonore durch ihre neuen Freundinnen von den innern Zuständen der kleinen Coterie unterrichtet, und als Frau von Reich ihr erzählte, Lady Desmond halte Graf Laßperg und Herrn von Ohlen so schlau in ihren Fesseln, daß man nicht ergründen könne, ob und für welchen sie wirklich Interesse hege: so dachte Leonore: Vetter um Vetter, Mylady! — Von dem Augenblick an, wo sie klar wußte, Ohlen sei ihr unerreichbar, von jenem Abend ihrer überraschenden Ankunft an — gab sie ihn auf, blitzschnell, ohne Kampf, und nur mit dem Schmerz der gekränkten Eitelkeit. So wahr ist es, daß eine unerwiderte Liebe eine Phantasieliebe ist, die ihren Gegenstand verfehlt hat, und augenblicklich erlischt, wenn das

Herz aufwacht, oder nur wenn der Phantaſie andre Nahrung, andre Richtung, anderer Spielraum gegeben wird. Hingegen eine erwiderte Liebe mag immerhin unerreichbar bleiben: ſie erliſcht nicht; Beſitz oder Nichtbeſitz, genießen oder entbehren, haben oder erſehnen, ſind für ſie nur Zufälligkeiten, die beglücken oder elend machen, aber ohne ſie zu zerſtören. — Leonore wollte ſich an Lady Desmond rächen, die ihr in jedem Fall ſehr einflußreich auf Ohlen vorkam; nebenbei dieſem beweiſen, daß wirklich nur eine Art von Geiſteskrankheit ſie befangen habe, als ſie ihm ihre Neigung geſchenkt; und endlich verſuchen, ob ſie allen Männern unliebenswürdig erſcheine, welche dieſer hochmüthigen Lady Desmond huldigten, die einzig zwiſchen den übrigen Damen ihr nicht freundlich entgegen gekommen war. Sie erkannte leicht, daß Koketterie keine gute Wirkung auf Gaſton machen würde, daher verharrte ſie in der freundlichen, vertrauenden Weiſe, mit der ſie zuerſt ihm begegnet war.

Ohlen kam eines Tages athemlos zu Laßperg und ſagte: „Der letzte Schnee ſoll benutzt und morgen eine große Schlittenfahrt gemacht werden; thue mir den Gefallen Leonore aufzufodern. Die übrigen Männer könnten glauben, daß ich ſie fahren werde, und ich will es nicht. Sie iſt zwar, Gottlob! wie ausgetauſcht, aber ich will dennoch jede Annäherung, und Alles, was zu fremden Gloſſen Anlaß geben könnte, vermeiden. Käme ſie aber um dies Vergnügen, ſo würde Frau von Roſen ſehr gekränkt ſein, die wirklich mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihr hängt.“

„Gut! gut! ſagte Gaſton, ich gehe auf der Stelle, und ich muß Dir geſtehen, wär' ich nicht Augenzeuge einer gewiſſen Szene geweſen, ſo könnte ich nimmermehr glauben,

daß dies die nämliche Person ist. Solche plötzliche Verwandlung ist mir ganz räthselhaft."

„Mir nicht! ein wahrer Eindruck kann an die Stelle des geträumten getreten sein. Das prächtigste Bild einer Laterna Magica verschwindet, sobald das geringste Licht ins Zimmer gebracht wird." Er ging darauf zu Catherinen und erbat sich die Ehre sie fahren zu dürfen. Sie entgegnete:

„Recht gern. Doch warum fahren Sie nicht Ihre Cousine?"

„Graf Laßperg ist mir zuvorgekommen," sagte er gleichgültig.

Catherine, sonst so anspruchlos, fand daß Gaston jede Artigkeit gegen sie aus den Augen setze, gegen sie, die ihm so freundlich begegnet war, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß er in äußern Verhältnissen ihr Feind. Sie trat ihm jezt mit all der Schärfe und Kälte entgegen, die sie im Umgang mit Männern äußerte; sie ließ alle verwandtschaftliche Traulichkeit fallen, die ihn bisher so wolthätig bei ihr berührt hatte. Er bemerkte diese Verwandlung erst, nachdem sie statt gefunden, nachdem es ihm unmöglich war einen holden Blick, ein freundliches Wort von ihr zu erhaschen. Doch nachdem er es bemerkt, zog er sich kalt und schweigend von ihr zurück, und dachte nur heimlich, allein mit tiefer Bitterkeit: Der alte Fluch lastet auf mir — ich bin nicht liebenswürdig, und dies launenhafte Wesen macht es mir eisern fühlbar. Gut, daß es zu rechter Zeit geschieht! es gab Momente, in denen ich an ein Herz in ihrer Brust glaubte — Momente, in denen ich wähnte, sie wehre kühl die Menge ab, um Einem den Schatz ihrer Liebe zu gönnen! Es fehlte nicht viel, so hätte ich wol gar mich selbst für

den Einen gehalten. Gott, wie iſt ſie lieblich zwiſchen den beiden Kindern! — —

Als er an jenem Abend ausführlich und wahr Catherinens Geſchichte von Frau von Roſen erzählen hörte, wiederholte er: Sie hat kein Herz! ich wußte es ja! auch ſie hat kein Herz und kann nicht lieben, denn Liebe hegt Nachſicht und Schonung und ſie tritt in den Staub. — Er beſchäftigte ſich faſt ausſchließend mit Leonoren. Ihre immergleiche Anmuth kontraſtirte höchſt vortheilhaft mit Catherinens Schroffheit. Ihre Verehrung für Frau von Roſen gab ihr den Zauber der kindlichen Liebe; ſie hatte immer eine kleine Aufmerkſamkeit ihr zu erweiſen, einem kleinen Wunſch zuvorzukommen. Einmal ward Frau von Roſen durch ein leichtes Schnupfenfieber drei Tage lang ans Bett gefeſſelt, ſo daß Leonore Gelegenheit zu Opfern fand und benutzte; denn in dieſen drei Tagen fand ein Ball und ein déjeuner dansant ſtatt, und ſie, die leidenſchaftliche Tänzerin, war durch keine Bitten und Vorſtellungen zu bewegen mit Frau von Reich den Feſten beizuwohnen. Sie ſagte nicht: Frau von Roſen bedarf meiner; oder irgend ein Wort, wodurch ſie ſich ſelbſt einen Werth beilegte — ſondern nur: Ich ängſtige mich, wenn ich nicht bei ihr bin. Gegen dies Gefühl ließ ſich nicht ſtreiten, und Frau von Roſen ſprach fortan nur mit Thränen in den Augen von Leonorens himmliſchem Gemüth. Gaſton fand, daß ſie wenigſtens opferwillig ſei, und daß ein Mädchen, welches durch Dankbarkeit zu ſo liebenswürdiger Selbſtverleugnung bewogen werde, durch ein ſtärkeres Gefühl zur Heldin werden müſſe. Ihre frühere Thorheit, die er ſtets, wenn nicht zu rechtfertigen, doch leicht zu entſchuldigen gefunden, verlor nach und nach alles Ge-

wicht bei ihm; ihre Liebe war ein Irrthum — der besinnungslose Schritt ein Fehler gewesen; aber verdiente dies junge, rasche, warme Herz nicht volle Vergebung? Und als Frau von Rosen sie einmal in seiner Gegenwart, ganz absichtlos, aus überwallender Zärtlichkeit, mit Lob überhäufte, und sie mit Thränen im Auge erwiderte: „Ich habe viel gut zu machen," und dabei ihren feuchten, glänzenden Blick von Frau von Rosen auf Gaston gleiten und haften ließ; da hatte sie durch diese rührende Demuth ihn überwunden und gefesselt.

Ohlen war außer sich vor Erstaunen über diese Wendung der Dinge. Meine Cousine ist eine gute Schauspielerin! dachte er. Denn Ohlen, dem eine hohe Leidenschaft den Psychometer für die Wahrheit der Gefühle gegeben, hatte ein unbestechliches Auge. Ging er aber nicht in seinem Vorurtheil gegen Leonore zu weit? Das fürchtete er. Weil er sich gewöhnt hatte in Gastons und Catherinens Verbindung Beider Glück zu sehen — weil er fand, daß sie sich vollkommen für einander paßten und gut verstehen würden, sobald sie nur erst zu gegenseitigem, ofnen Verständniß gekommen — so nahm er mit Schreck wahr, was Leonore heimlich froh und Gaston mißbilligend und beleidigt wahrnahm: daß Catherine sich wie ein Igel zusammenrollte und jeder Annäherung, jeder Berührung ein Heer von Stacheln entgegenstreckte. Sie kam selten zu Frau von Rosen, weil Gaston täglich dort war, und täglich mehr mit Leonoren beschäftigt; und je einschmeichelnder, je milder und schmiegsamer diese in allen Beziehungen und Äußerungen war, wol wissend, wie linde sie dadurch Gastons Herz umspann: um desto mehr legte Catherine Alles in ihr Wesen, wovon sie wußte, daß es ihm

mißfalle. Sie richtete heftige Diatriben gegen die Männer, ſie ſpottete ſchonungslos über jede Schwäche, und kam ſie dann nach Hauſe, ſo warf ſie ſich erſchöpft zu Bett und ſuchte im Schlaf ihre Thorheit und Gaſtons Verblendung zu vergeſſen. Zuweilen dachte ſie: Aber warum ſtoß' ich ihn ſo muthwillig ab? muß er ſich nicht nothwendig gekränkt fühlen und mich für die launenhafteſte der Frauen halten? kann ich ihn nicht wie ſonſt behandeln? .... unmöglich! o ganz unmöglich! ich hielt ihn für eine Ausnahme, wähnte ihn gut ohne Schwäche, feſt ohne Eigenſinn. Aber er iſt wie alle Männer ſchwach, erbärmlich ſchwach, zu fangen und zu leiten durch Koketterie, und wenn er derſelben unterlegen ſein wird, ſo wird er ſie mit den Waffen des Eigenſinns bekämpfen wollen; denn Eigenſinn iſt die Kraft der Schwäche. Er iſt ein gewöhnlicher Mann, ich behandle ihn wie einen gewöhnlichen Mann, und thue warlich ſehr recht daran, denn ich würde mich ja lächerlich machen, wenn ich ihn auszeichnen wollte .... jezt! .... Nein! auf Koketterie und Rivalität laſſe ich mich nicht ein. In dem Fach mögen Andere ihr Glück machen.

Genug: man kann ſich ſeine Zukunft nicht abſichtlicher und muthwilliger verderben, als Catherine es that. Ohlen ſagte ihr einmal:

„Sie ſind recht unliebenswürdig geworden, Lady Desmond."

„Das fühl' ich, antwortete ſie; es rührt von der Ungewißheit her, in der ich über meine Zukunft bin. Wäre ſie nur entſchieden, meinetwegen zu meinem Nachtheil, ſo würde ich mich darin finden; jedoch dieſer Zuſtand ewigen Schwan-

kens zwiſchen Furcht und Hofnung ängſtigt, verſtört und erbittert mich.“

„Reden Sie in Beziehung auf Ihren Prozeß?“ fragte er unbefangen.

„Ich hab' auf der Welt außer meiner Tochter kein Intereſſe als dieſen Prozeß! rief ſie heftig und erröthend vor Unwillen; und es iſt himmelſchreiend, daß ich ihn verlieren werde!“

„Ah, Sie werden ihn verlieren? wer ſagt das?“ fragte er erſtaunt.

„Kann da ein Zweifel ſein, wo Männer zu Gericht ſitzen, um zwiſchen einem Mann und einer Frau zu entſcheiden?“

„Das Recht wird nach anderen Grundſätzen geſprochen, als nach denen, welche in der Geſellſchaft oft ungerecht herrſchen.“

„Das Recht iſt von Männern erfunden; man lehrt ſie es deuten und anwenden; unwillkürlich kommt es ihrem Vortheil zu gut. Männer dürfen ja Alles thun, Alles wiſſen, Alles lernen. Sie ſitzen zu Gericht und entſcheiden, wie Gott ſelbſt, über die Seelen und über Leben und Tod. Sie ſtehen auf der Kanzel zwiſchen der Menge, an Wiege und Grab bei dem Einzelnen, und vertheilen Himmel und Hölle. Sie vertheidigen das Vaterland, ſie umſchiffen die Welt — und wir .... wir ſehen zu! — O, ich haſſe ſie!“

„Weil ſie Dinge thun, die den Frauen unmöglich ſind? wie ungerecht!“

„Unmöglich? — ſchickt die Mädchen auf die Univerſität, und die Knaben in die Nähſchule und Küche: nach drei

Generationen werdet ihr wiſſen, ob es unmöglich iſt, und was es heißt, die Unterdrückten ſein.“

„Alſo wenn ich zugeben könnte, daß eine ſolche Umwandlung der Natur durch Erziehung und Bildung hervorzubringen ſei, ſo würden Sie zugeben, daß die Frauen ihre Oberherrſchaft mißbrauchen würden?“

„Ganz gewiß, Herr von Ohlen! ſie haben alle Fähigkeiten der Männer.“

„Bei Ihnen, Lady Desmond, zweifelt man gewiß nicht daran.“

„Wie? hält man mich für herrſchſüchtig, für übermüthig“ . . . . —

„Allerdings . . . . ein wenig!“

„Gott, will ich denn etwas Andres als gehorchen?“

„Dem lieben Gott! ja! das will ich allenfalls zugeben; aber ſonſt“ . . . . —

„Dem, deſſen Willen ich reiner, klarer, feſter als den meinen erkenne. O, Herr von Ohlen, der Himmel hat mich mit zwei Männern vereint, von denen der eine einen verkehrten, und der andere gar keinen Willen hatte. Wie konnte ich mich ihnen unterwerfen? Wäre nicht mein ganzes Leben Heuchelei geweſen? Aeußerlich den zu ehren, den man innerlich mißachtet — das nenn' ich feig.“

„Aber man mißachtet nicht um eines Fehlers willen! wie könnte Liebe exiſtiren, wenn jeder Schatten, der doch ganz untrennbar von dem vollkommenſten menſchlichen Weſen iſt, ihren Glanz vernichtete. Die Liebe trägt und duldet, und läßt ſich nicht erbittern. Aber Sie haben Sich erbittern laſſen“ . . . . —

„Denn ich habe vielleicht nie geliebt! das mag ein Un-

glück sein, aber ist es denn eine Schuld? — Warum bin ich nicht dem rechten Gegenstand begegnet?"

„Vielleicht weil Sie ihm nicht haben begegnen wollen."

„O nicht doch, Herr von Ohlen! nie bin ich einem edeln Gefühl ausgewichen, nie hab' ich mich bemüht, das Verdienst eines Mannes zu verkennen" . . . . —

„Vergebung! das scheint wirklich der Fall zu sein."

„So ist der Schein falsch. Lasse ich z. B. nicht Ihnen vollkommne Gerechtigkeit widerfahren?"

„Ja, Sie sind so gnädig mir täglich zu sagen, ich sei ein eitler, übermüthiger Mensch — ob das nun vollkommne Gerechtigkeit ist" . . . . —

„Ach, die liegt nicht blos in Worten! gehe ich nicht mit Ihnen immer auf dieselbe Weise, und zwar wie mit einem Mann um, den ich achte? O schweigen Sie! sagen Sie mir keinen banalen Dank! — Ich meine also: wo ich ungleich bin, da bin ich es in Folge eines Irrthums, und mein Unrecht besteht darin, daß ich in einen Irrthum verfallen konnte."

„Welcher Stolz, Lady Desmond!"

„Nein! nur Selbsterkenntniß! mit dem Schatz meiner Erfahrungen ist der Irrthum wirklich nur möglich, wenn er absichtlich begangen wird, wenn ich mich blindlings in ihn hineinwerfe, weil er einem stillen Wunsch oder einer Thorheit schmeichelt, und das halte ich für ein Unrecht. — Sie gehen wol heute Abend zu Frau von Rosen?" setzte sie abbrechend hinzu.

„Wenn ich nicht zu Ihnen kommen darf!"

„Ich fürchte, Sie langweilen Sich bei mir! Eben haben Sie mir gesagt, ich sei sehr unliebenswürdig geworden."

„Nicht für mich, Lady Desmond, nur für Andere, denen ich Ihre Huld“ . . . . —

„Guter Ohlen, Advokaten sind nur dann zu ertragen und anzuhören, wenn sie zu unsern Gunsten reden.“

Er verbeugte sich leicht und sagte mit unverändertem Ton, als ob es eine directe Antwort sei: „Sie kommen so selten zu Frau von Rosen.“

„Es ist seit einiger Zeit Abends so gedrängt voll bei ihr, daß ich von dem Geräusch und der Hitze ganz schwindlich werde. Ihr Salon ist zu eng für all die Leute; sie müßte ihren Tanzsaal öfnen.“

„Viel Menschen bei sich zu sehen ist ihre Freude, ihr Stolz! es ist gar eine liebe, freundliche Frau.“

„O ja, nur zu freundlich fast — denn sie ist es ungefähr gegen Jedermann, damit man ihren Salon allen übrigen vorziehen möge.“

„Das ist undankbar! sie hat Sie mit wahrer Liebe aufgenommen.“

„Ja, ja! Sie glaubte meine arme Persönlichkeit könne ein Magnet für ihren Salon werden. Sie hat einen wirksameren gefunden und entbehrt mich nicht. Ich muß gestehen, daß ich mich durch eine solche Freundlichkeit nicht sehr geehrt fühle.“

„Mich erquickt ihr allgemeines Wolwollen grade so wie ein gelindes Kaminfeuer; dabei kann kein Gold der Liebe geschmolzen, kein Eisen der Kraft glühend geschmiedet werden, allein es erhält die Temperatur, welche nothwendig ist, um uns vor dem Erfrieren in der Gesellschaft zu schützen.“

„Sehen Sie, grade dieser peinlichen Empfindung entgehe

ich, wenn ich einsam in meinem Zimmer bei den Kindern bleibe."

„Bei den Kindern?" fragte Ohlen, die letzte Silbe mit Verwunderung betonend.

„Die kleine Gertrud ist Stephanies tägliche Gespielin — ein herzig nettes Kind, dem ich eine Mutter wünsche. Ich begreife nicht, wie mein Vetter es so in der Welt herum führen mag. Will er sie bei sich erziehen, so müßte er sich fixiren."

„Das ist sein Wunsch — jedoch als solcher leichter gehegt, als ausgeführt."

Indem öfnete sich die Thür und die beiden kleinen Mädchen kamen mit Stephanies Bonne vom Spaziergang zurück, beide allerliebst, mit frischen, apfelrunden, rosigen Gesichtern. Sie warfen sich in Catherinens Arme und überhäuften sie nach Kinder Weise mit stürmischen Liebkosungen. Es war ein köstliches Bild — lebendig, frei und schön, wie Titian malte. Einen Augenblick betrachtete Ohlen die Gruppe mit Liebe und Rührung, dann gab er einer Leidenschaft nach, die bei Männern ganz allgemein, aber noch gar nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt ist: er fing an die Kinder zu necken.

Gott, wenn ich an die Neckereien denke, die ich als kleines Mädchen erduldet habe, so schwillt mir noch das Herz vor Zorn. Wie sollte so ein winziges, achtjähriges Herzchen, reizbar und raschblütig, nicht ganz außer sich gerathen! und grade das macht den größten Spaß! nichts amüsirt mehr, als die possirlichen Geschöpfchen in ihrer ganzen leidenschaftlichen Beweglichkeit zu sehen, ihre naiven Geberden, ihre funkelnden Augen, ihre glühenden Wangen.

Ich meines Theils bin überzeugt, daß eine Menge trotziger, impertinenter, eigenſinniger Frauen dieſe Eigenſchaften den Neckereien zu verdanken haben, mit denen ſie in ihrer Kindheit heimgeſucht ſind.

Gertruds Taſchentuch war zur Erde gefallen. Ohlen nahm es auf, ſteckte es in ſeine Taſche und ſagte:

„Gertrud, biſt Du ohne Taſchentuch ſpazieren gegangen?“

„Nein! ſagte die Kleine und ſah ſich raſch um, wo es wol ſein möge; ich hatte es, als ich herein kam.“

„Wo iſt es denn?“ Beide Kinder fingen an zu ſuchen. Da ſie es nicht fanden, ſagte er: „Nun wird Mademoiſelle Juliette ſehr böſe auf Dich ſein.“

Aber Gertrud mogte ihn bereits kennen, denn ſie rief dreiſt: „Du haſt es.“

„Ich? liebe Gertrud, was ſollt' ich mit Deinem kleinen Tuch machen! Nein! ich habe eben geſehen, daß eine Krähe drüben auf dem Dach es im Schnabel hatte.“

Beide Kinder ſahen unwillkürlich nach dem Dach drüben.

„Angeführt! rief er und klatſchte in die Hände, angeführt!“

„Du haſt mein Tuch, ſagte Gertrud verdrießlich, gieb mir's wieder.“

Er verneinte eifern. Sie fing an zu bitten und zu flehen. Er verneinte. Endlich, als dicke Thränen in ihren Augen ſtanden, ſagte er:

„Sollt' ich es vielleicht in Gedanken in meine Taſche geſteckt haben?“ und zog es hervor.

„Ah! rief Stephanie, Herr von Ohlen hat gelogen!“

„Stephanie! ſagte Catherine verweiſend, ſiehſt Du nicht, daß Herr von Ohlen ſcherzt?“

„Darf ich auch im Scherz lügen, liebe Mama?“ Was sollte Catherine auf diese sehr natürliche Frage antworten? Für den Augenblick ward sie der Antwort überhoben, denn Gertrud hub ein Zetergeschrei an. Ohlen wollte ihr nur das Taschentuch für einen Kuß wiedergeben; sie hatte grade nicht Lust ihr rechtmäßiges Eigenthum zurückzukaufen und verweigerte den Kuß sehr hartnäckig.

„Oho, Kleine, Du bist trotzig! rief er, Dir muß man nicht nachgeben!“ und damit haschte er sie, küßte ihre heißen Wangen und Gertrud schrie.

„Himmel! was hat solch ein Kind für eine durchdringende Stimme!“ sprach er lachend, und Catherine sagte: „Bitte, gehen Sie jezt nur! Ihre Lectionen können die armen Kinder nicht brauchen! Der Einen haben Sie beigebracht, daß man, um sich zu amüsiren, immerhin lügen dürfe; und der Andern, daß man sich mit einem Kuß Recht schaffen könne. Für zehn Minuten haben Sie genug geleistet.“

Welchem Kinde sind nicht tausend Mal ähnliche Szenen begegnet, und wie sollten sie keinen Eindruck machen.

Um die Kinder zu zerstreuen, setzte Catherine sich an ihren Flügel, spielte lustige Tänze und sie tanzten umher. Herberts Ankunft störte höchst unwillkommen den Ball. Er kam ziemlich häufig zu Lady Desmond und zwar in den Stunden, wo er gewiß war sie allein zu finden. Dann declamirte er ihr oft irgend eine seiner Productionen vor, die er alle auswendig wußte — was mir, beiläufig, sehr merkwürdig scheint, indem ich jedes Lied vergesse, sobald ich es niedergeschrieben habe — und sie hörte eben so gern seine poetischen Gemeinplätze an, als die prosaischen der Uebrigen.

Man warf ihr ſcherzhaft vor, ſie protegire Herbert zu ſehr, da er doch wirklich unerträglich eitel ſei; darauf entgegnete ſie: „Sein kleines Seelchen iſt in der Eitelkeit in ihrem Recht: ſie kann ja nicht ſtolz ſein. Und dann amüſirt er mich, weil er ſo unbefangen in der Selbſtbewunderung iſt, und ſich dadurch vortheilhaft zwiſchen den Männern auszeichnet.“

Jezt trat er ein, friſirt und parfümirt, den Körper in den engſten aller Röcke — die Hände in die engſten aller Handſchuh, die Füße in die engſten aller Stiefel gepreßt, vor lauter Zierlichkeit mumienhaft. Catherine ſagte vom Flügel aus:

„Guten Abend, Herr Doctor!“ und als Herbert ſich mit einer Miene verbeugte, als ſchlucke er einen Löffel Rhabarber herunter, verbeſſerte ſie ſich raſch und fragte:

„Wie geht's, mein beſter Herbert?“

Das war aber ſo: Herbert hatte ſich allerdings den vagen Titel Doctor geben laſſen, um dem Volk zu zeigen, daß er nicht zu demſelben — und gelehrten Männern, daß er zu ihnen gehöre. In der Geſellſchaft aber wollte er nur ſeinen Namen gelten laſſen und ſein Titel, beſonders in dem Munde einer Frau, war ihm ein Greuel. Jezt entgegnete er verſöhnt:

„Wenn ich hier etwas Stille finden könnte, ſo würd' es mir gut gehen.“

Catherine ſchickte die Kinder fort und ſagte: „Ich hab' eben wieder eine zu gute Mahnung bekommen, wie thöricht es iſt, den Salon zur Kinderſtube zu machen, um nicht davon zu profitiren. Doch was fehlt Ihnen? Sie ſehen verſtört aus?“

„Ja, ſagte er und fuhr mit der Hand durch das Haar, jedoch nicht heftig genug, um den Lockenbau zu vernichten — ich muß mich calmiren!“

„Wollen Sie Zuckerwaſſer?“ fragte ſie lachend.

„Dank! mein Blut iſt ruhig .... doch die Seele! die Seele! .... ich bitte Sie, ſpielen Sie mir etwas vor, was mich herabſtimmt“ .... —

„Etwas Heitres, Luſtiges? Ein Capriccio vielleicht?“

„Was Sie wollen.“ Er zog einen tiefen Lehnſtuhl an den Flügel, vergrub ſich dermaßen darin, daß ſeine Knie faſt horizontal mit ſeinem Kinn waren, und bemühte ſich durch zuſammengezogene Augenbrauen und feſtgeſchloſſene Lippen einen Ausdruck von Tiefſinn in ſein Geſicht zu legen, dem der nüchterne, vacante Blick ſeines Auges durchaus widerſprach. Catherine wollte ſehen, ob Muſik wirklich Eindruck auf ihn mache und ſpielte ein Adagio von Beethoven, das nicht anders klang als die letzten Schläge eines brechenden Herzens. Ihm wurde die Zeit dabei lang, denn er wollte ſprechen, daher rief er haſtig, als ſie kaum geendet:

„Gott, wie das erleichtert und ſtärkt. Was war es denn?“

„Ein Satz aus Beethovens Sonate pathétique,“ entgegnete ſie lächelnd.

„Ja, es erleichtert, wenn ſolcher Genius die Gedanken aus unſrer Seele nimmt und ſie in ſeine himmliſche Sprache überſetzt,“ antwortete er ſchnell gefaßt.

„Nun ſagen Sie mir, was Ihnen widerfahren iſt? Verletzte Sie eine Kritik?“

„Die Lieder, die ich bis jezt nur einzeln in Journalen

und Taſchenbüchern dem Publikum mitgetheilt, ſind zu unbedeutend, um von dem ſcharfen Meſſer der Kritik zerfleiſcht zu werden" — ſprach er vornehm nachläſſig.

„Oder haben Sie Sich etwa urplötzlich verliebt?"

„Ich mich verlieben? Nein, Lady Desmond, das begegnet mir nicht."

„Schämen Sie Sich! wer ſich bei vier und zwanzig Jahren noch nie verliebt hat, kann bei dreißig nicht lieben, hat ein kaltes, egoiſtiſches Herz und wird nimmermehr ein Dichter ſein."

„Letzteres iſt ganz und gar das Vorurtheil einer Frau? Ihr Geſchlecht ruinirt den Dichter."

„Möglich!...,. aber es inſpirirt ihn — das iſt gewiß."

„Es giebt noch andre Ideen, die in unſrer Bruſt das himmliſche Feuer entzünden."

„Ja! Gott und Vaterland! aber welcher Dichter hat in unſern Tagen den Muth zu ſagen, daß er den guten Gott liebe und daß er ein andres Vaterland als das Univerſum habe. Das wäre ja ganz philiſterhaft — wenn Sie mir dieſen vortreflichen Studentenausdruck geſtatten wollen."

„Ich habe den Muth! Theure Lady, die Aufregung, in der Sie mich ſehen, rührt daher, daß eine gigantiſche Idee mich gepackt hat, deren Ausführung mein Vaterland verherrlichen wird. Nämlich: wie ein roher Marmorblock liegt der Plan zu einem Epos in vier und zwanzig Geſängen, zum Mongolenzug, vor mir."

„In vier und zwanzig Geſängen?"

„Ja, wie der Meſſias und das befreite Jeruſalem! doch weder im ſchleppenden Hexameter noch in den monotonen Ottave rime, ſondern im ungezwungenen Verſe der Nibelungen."

„Ach, beſter Herbert, durch vier und zwanzig Geſänge wird jeder Vers monoton.“

„Dafür laſſen Sie mich ſorgen! der Gegenſtand, oder vielmehr die Art, wie ich ihn aufzufaſſen gedenke, bietet ſo unendlich viel Abwechſelung dar, das gewiß Niemand über Monotonie in der Form klagen wird.“

„Sie haben mich ſo neugierig gemacht, daß Sie mir Ihren Plan mittheilen müſſen!“

„Das kann ich nicht! ich bin darin wie Göthe, der eine Dichtung fertig macht, bevor er über ſie ſpricht. Bei Schiller war es umgekehrt.“

„Nun, guter Herbert, da Sie in jedem Fall dem Beiſpiel eines Unſterblichen folgen, ſo befriedigen Sie ein klein wenig meine Neugier.“

„Der Gedanke iſt zwar viel zu koloſſal, um mit wenigen dürren Worten den gehörigen Effekt zu machen .... indeſſen, Ihrem Wunſch opfre ich gern eine kleine Eitelkeit. Alſo: Aus dem Oſten kamen alle gewichtigen Umwälzungen, die Europa trafen: Das Chriſtenthum, die Völkerwanderung, der Islam, der Untergang des römiſchen Kaiſerreichs — auch die Invaſion der Mongolen im dreizehnten Jahrhundert. Derjenige, welcher berufen war Deuſchland zu ſchirmen, weil er Deutſchlands Krone trug, Friedrich II., der geprieſene und gefeierte Hohenſtaufe — was that er bei dieſem verheerenden, die Welt bedrohenden Einfall? Er that nichts, ſondern ſetzte ſeine egoiſtiſchen Fehden in Italien den allgemeinen Reichsintereſſen voran. Da ſtand unſer großer Herzog Heinrich II. von Liegnitz auf, ermahnte zur Gegenwehr, ſammelte Fürſten und Herrn unter ſeinem Banner und zog dem grimmigen Batu Chan mit einem glaubens-

freudigen Heer entgegen. Es färbte die Gefilde um Liegnitz mit ſeinem Blut, die Blüte des Volks an Rittern und Reiſigen ſank dahin. Achtzehn Rothkirchs blieben unter Andern auf dem Schlachtfelde, und ein Knabe in der Wiege pflanzte ſpäter die Familie fort. Herzog Heinrich ſelbſt — fiel! aber Batu entwich! Deutſchland, Europa, war gerettet!"

„Das iſt gewiß recht ſchön und heldenhaft; aber — meiner Unwiſſenheit halten Sie die Frage zu gut! — warum machen Sie vier und zwanzig Geſänge daraus?"

„Weil jezt erſt das eigentliche Thema beginnt."

„Nach dem Tode Ihres Helden?"

„Ja! denn es giebt noch andere Heroen als die bis zum Ueberdruß gefeierten mit Helm und Schwert."

„Ah! die heilige Hedwig" . . . . —

„Ja, die heilige Hedwig ſucht den geliebten Sohn auf dem Schlachtfelde zwiſchen Tauſenden von entſtellten, verſtümmelten, blutigen Leichen, erkennt ihn an der ſechsten Zehe ſeines rechten Fußes; führt den theuern Leichnam hieher, und erbaut die Sand-Kirche über ſeinem Grabe."

„Die ſechste Zehe mißfällt mir! es iſt etwas Mißgebornes" . . . . —

„Was oft die größten Männer hatten! Alexander den ſchiefen Hals, Lord Byron den kurzen Fuß."

„Aber dieſe ſechste Zehe kann doch unmöglich Ihr Hauptthema ſein" — ſagte Catherine ungeduldig, weil Herbert ſich immer auf ein Beiſpiel berief.

Er warf ihr einen drohenden Blick zu; der Wunſch ſie für ihren Spott durch Schweigen zu ſtrafen, bekämpfte einen Augenblick den Drang ſich über ſeine große Idee

auszusprechen; aber nur einen Moment. Gelassen fuhr er fort:

„Gleichwie Iphigenie geopfert werden mußte, um auf das Griechenheer die Gunst der Götter herab zu ziehen, so — nehm' ich an — war Herzog Heinrich das Sühnopfer, welches die Vorsehung begehrte, und für dasselbe dem Schlesierlande seine zukünftigen großen Männer gab und gönnte. Herzog Heinrich fing in seiner Brust den Speer auf, den die Mongolen gegen Europas Civilisation schleuderten. Hätte er es nicht gethan, so würden sie den Occident überschwemmt haben, so würd' es keinen Opitz und Logau, keinen Jacob Böhme und Angelus Silesius gegeben haben, so würde kein Rübezahl existiren, diese personifizirte Blüte eines heitern, launigen Volkssinnes, so würde keine „liebe Dorel" die Krone der Fürstinnen, das Muster eines Weibes, die Freude ihres Volkes gewesen sein, so würde unsre gegenwärtige schlesische Dichterschule, die dritte in der Geschichte der deutschen Literatur, die durch ihren Impuls den deutschen Genius regenerirt — uns fehlen. Sagen Sie Selbst: wird Leben, Streben und Wirken dieser unendlich mannigfaltigen Gestalten in vier und zwanzig Gesänge zu fassen sein? es ist aber auch nicht nöthig. Dantes Werk hat neun und neunzig Gesänge — und mein Gedicht wird in der That der göttlichen Comödie etwas gleichen, wird durchaus vaterländisch und episch-didaktisch sein und, zwar keine Höllenstrafen, wohl aber Kronen und Glorien vertheilen."

Wie erschöpft sank er in den Lehnstuhl zurück. Catherine sagte nachdenklich:

„Ich in Ihrer Stelle würde diesen Plan in zwei verschiedene Bücher vertheilen, eins in Versen schreiben, die

Mongolenſchlacht; das andere in Proſa: Schleſiens Plutarch.“

„Meine gute Lady Desmond, ſagte Herbert mit milder Geringſchätzung, einen Romanzen-Cyclus über die Mongolenſchlacht liefert Ihnen in unſrer dichteriſchen Zeit jeder Tertianer und eine Biographie berühmter Männer in unſrer gelehrten Zeit jeder Schulmeiſter. Nur in der Verſchmelzung ſpröder — und in der Verklärung dunkler Elemente beurkundet ſich das Genie.“

„Und wann beginnen Sie Ihr Werk?“

„Es iſt längſt begonnen, unbewußt, mit Studien, Forſchungen und Meditationen. Habe ich alle Materialien beiſammen, ſo werd' ich mir irgendwo im Gebirg eine einſame Hütte ſuchen, wo Niemand mich ſtört, wo ich meine Gedanken ſammeln kann“ . . . . —

„Apropos! wiſſen Sie, wie die Staël ſchrieb?“

„Nein! weiß ich doch kaum, was ſie ſchrieb.“

„Das hätten Sie doch, wenn nicht in ihren Büchern, doch in Byrons Noten zum Child Harold leſen können. Nun gleichviel! Necker liebte, nach Männerart keine Feder in Frauenhänden wegen der gelehrten Atmoſphäre, die nun einmal um die Feder ſchwebt. Seine Tochter wollte ihm nicht mißfallen und konnte doch nicht von geliebten Beſchäftigungen laſſen. Um alſo keinen Anſtrich von Gelehrſamkeit zu haben, und ihre Schreibereien ſogleich verlaſſen zu können, wenn er in ihr Zimmer und in das ihrer Mutter kam, was täglich oft und überraſchend geſchah — gewöhnte ſie ſich ſtehend am Kamin und auf demſelben zu ſchreiben. Trat ihr Vater ein, ſo legte ſie Papierblättchen und Feder auf die Kaminplatte, und es war nicht anders, als habe

ſie ſich vor dem Spiegel die Locken aufgerollt oder eine Schleife gebunden. So ſchrieb das junge Mädchen den Aufſatz über Rouſſeau und über die Verurtheilung der Königin. Aber Vergebung, daß ich Sie unterbrach! Sie wollen alſo in die Einſamkeit des Gebirges?"

„Das iſt freilich auch läſtig! ich kann nicht alle Bücher mitnehmen, die ich brauche, ich mag nicht um eines Buches willen all' Augenblick hieher zurückkehren" .... —

„Nun ſo etabliren Sie Sich in Roſenau — wenn es nämlich bis dahin noch mein Eigenthum iſt — ſagte ſie gutmüthig — da iſt eine gute Bibliothek, eine liebliche Gegend und meine Anweſenheit wird Sie nicht ſtören."

„Aber Sie werden viel Menſchen bei Sich ſehen" ....

„Einige Verwandte und Freunde! Ich garantire Ihnen völlige Unabhängigkeit und verſpreche Ihnen das einſamſte Zimmer des Schloſſes."

Herbert war ſelig. Er glaubte, unter ſo vortreflichen äußeren Bedingungen könne ſeinem Genius der Schwung nicht fehlen. Er bat Catherinen um die genauſte Beſchreibung des Schloſſes, des Gartens, der Umgegend; er fragte, ob es nicht einen geſchichtlichen Moment habe, den er vortheilhaft in ſein Epos verflechten könne.

„Ich glaube nicht, entgegnete ſie. Ich muß geſtehen, daß ich mich um Roſenaus Annalen erſt von der Zeit an bekümmert habe, als es das Eigenthum meiner Familie iſt; und das iſt es erſt ſeit dem letzten ſchleſiſchen Kriege, wo Friedrich der Große es zur Belohnung dem Vater meines Großvaters, einem alten, verdienſtvollen Krieger gab. Dieſer erbaute auch das Wohnhaus, das wir Schloß nennen, weil es groß, ſchwerfällig und mit einigen Anſprüchen an

Pracht erbaut ist, die aber leider an Geschmacklosigkeit streift. Ein großer, seltsamer, beinah chinesischer Thurm prangt über dem Mittelgebäude; zwei kleinere thronen auf den beiden Pavillons, die durch niedrige Seitengebäude mit dem Corps de logis zusammenhängen. Unser Wappen, von zwei dickbäckigen Genien getragen, ziert das Portal, welches durch Statuen flankirt wird, die Nymphen oder Tugenden oder weiß Gott was für allegorische Figuren mit nichtssagenden Gesichtern und schwülstigen Gewändern darstellen" . . . . —

„Aber das ist ja ganz herrlich, reich, grandios!" unterbrach Herbert.

„Darin liegt eben der Fehler, entgegnete sie, es ist nicht grandios! man hat hie und da Muster genommen und sie nachgebildet, ohne an die richtigen Verhältnisse zu denken, und so sieht denn mein liebes Rosenau wie ein Maskenanzug aus, den man absichtlich recht bunt und überladen gemacht hat — gleich entfernt von der stolzen, romantischen Rittertracht einer alten, feudalistischen Burg, und dem eleganten, banalen, à force des Characterlosen, characteristischen Kleide eines modernen Landhauses. Aber ich liebe es, wie es grade ist! ich hab' es als Kind so aufrichtig bewundert! und ich habe eine Art von unwillkürlichem Respect vor Allem, was ein Heiligthum oder ein Idol meiner Kindheit war — vielleicht deshalb, weil es immer mit der Erinnerung an meine Eltern verknüpft ist. Wie froh war mein Vater in Rosenau, ohne Wust von Geschäften und Gesellschaft! Welch ein allgemeiner Jubel herrschte im Hause, wenn er bestimmt hatte, an welchem Tage wir Berlin verlassen würden! Vom Weihnachtsfest an fragte ich ihn fast

täglich, ob wir nun nicht bald nach Rosenau reis'ten. Diese Reise war eine eben so wichtige Epoche des Jahrs, als das den Kindern so wichtige Weihnachtsfest. Geschäfte erlaubten meinem Vater selten über zwei Monate zu verweilen, aber meine Mutter blieb länger dort mit mir, weil er uns die frische Luft, die Bäume, die Freiheit gönnte — er war so gut! wenn wir dann Ende September zu ihm zurückkehrten, so freute ich mich wieder eben so sehr nach Berlin zu kommen, und meine Mutter gleichfalls, denn sie hing mit ganzer Seele an meinem Vater, und die große Verschiedenheit ihrer Jahre hatte Beide nur inniger verbunden, nie gestört! In den letzten Lebensjahren meines Vaters hörten die Reisen nach Rosenau auf, weil wir ihn in seiner langen Krankheit nicht verlassen konnten; aber er und meine Mutter ruhen dort in der Kapelle. Sie sehen wohl, daß es mir lieb sein muß."

Ob Herbert gerührt war durch diese schlichten, natürlichen Erinnerungen, ist zu bezweifeln. Catherine selbst war es aber so tief, so sanft, daß sie ihnen nachhing, lange nachdem Herbert sie verlassen hatte, und endlich sich aus ihrem stillen Sinnen mit dem Entschluß erhob: Nächsten Donnerstag gehe ich nach Rosenau! — Und, als habe dieser Entschluß sie von allen bitteren Empfindungen befreit, befahl sie den Wagen und fuhr zu Frau von Rosen.

Ich habe gesagt, daß Catherine schön war. Sie war es in jenem hohen Styl, der sich auf eine erschreckende Weise immer mehr und mehr deteriorirt, wahrscheinlich weil die Raffinerie, der Luxus und die Bequemlichkeit des Lebens, verbunden mit dem unstäten Treiben mattherziger Genußsucht, jede Energie im Keim erstickt, dem Blut Kraft

und Friſche raubt, und es allmälig in eine todte, wäſſrige Subſtanz verwandelt, aus der freilich keine Schönheit, dieſe Verklärung der Kraft, erblühen kann. Aber dieſer reine, hohe Styl machte auch, daß Catherine eiſig und übermüthig erſchien, wenn ſie in ihren hohen Launen war oder — was die Männer viel mehr abſtößt als der Uebermuth — tödtlich gleichgültig. Und in einer dieſer Miſchungen hatte ſich ihre Schönheit in der letzten Zeit immer gezeigt. Früher, ſprachen die Männer unter einander, lächelte doch ihr Auge zuweilen mit, wenn ihr Mund lächelte! früher lag doch zuweilen hinter dem Spott eine Auffoderung! früher konnte man doch einigermaßen mit ihr umgehen! .... aber jezt iſts unmöglich. — Gaſton hatte niemals laut in dieſen Chor eingeſtimmt, wol aber leiſe dieſelbe Bemerkung gemacht, und ſie nicht blos auf den äußern Verkehr bezogen. In ihrer Haltung, in der langſamen Wendung ihres Kopfs, in der Art, wie ſie die Worte mehr von den Lippen fallen ließ als ausſprach, lag eine Gleichgültigkeit, die ihn fürchterlich an ſeine Mutter erinnerte, und verwundet und erkältet ſuchte er Schutz dagegen in der lieblichen Frühlingsluft des Wolwollens, der Theilnahme, der Innigkeit, die er einſt bei ſeiner Schweſter gefunden, und die er jezt bei Leonoren fand. Er ſchwärmte nicht für ſie, wie für Blanche Sonin; er träumte nicht für ſie, wie für Gertrud: er ſtand ihr gegenüber auf dem Fuß der Gleichheit; bereit zu lieben und zu ſchützen, für Liebe und Vertrauen. Leonore verfolgte linde und friedlich ihre dreifache Abſicht, und Frau von Roſen, die früher eine Verbindung zwiſchen Gaſton und Catherinen gewünſcht, hatte jezt zu ſehr ihre ganze Zärtlichkeit auf Leonore übertragen, um dieſer nicht den

Mann zu wünſchen, der ihr von allen Männern, welche ihr Haus beſuchten — am meiſten geeignet ſchien in der Ehe eine Frau zu beglücken. Sie that demzufolge Alles, was ſie konnte, um auf die zarteſte Weiſe Beide einander zu nähern, und nahm grade an dieſem Abend wahr, wie gut ihr das gelang.

Frau von Reich ſagte eben zu Baron Oberg: „Lady Desmond wird ganz unſichtbar! man ſieht ſie nie und nirgends mehr.“

Und er antwortete: „Sie war geſtern auf der Promenade mit ihrer kleinen Tochter, die ſchon ganz ihre Manieren hat. Ich wagte kaum ſie zu grüßen; ſie ſah inſolent aus wie eine Königin, die ungeſtört und allein ſein will.“

Da ging die Thür auf und Catherine trat ein, lächelnd, ſtralend, wie eine Königin, die blos durch ihre Erſcheinung den verſammelten Hofſtaat beglücken kann. Frau von Roſen ſagte theilnehmend, im Wiederſchein dieſes Glanzes:

„Was bringen Sie uns für eine Freudenbotſchaft, Liebſte? welch unverhoftes Glück iſt Ihnen begegnet?“ Sie reichte ihr die Hand.

„Ach, nur das, was ſich alle Jahr um dieſelbe Zeit wiederholt, entgegnete Catherine die dargebotene Hand drükkend; der Frühling kommt!“

„Sagen Sie lieber: der Winter geht, erwiderte Frau von Roſen; bis zum Frühling währt es noch lange.“

„Die Lerchen ſingen, die Kraniche ziehen, ſagte Catherine, der Thauwind weht“ . . . . —

„Ja, Thauwetter iſt allerdings, ſagte Ohlen; als ich

vorhin zu Fuß herkam, bemerkte ich den Frühling auf eine sehr angenehme Weise: bei jedem Schritte versank ich eine Viertelelle in den erweichten Schnee, und all' Augenblick fiel mir ein zusammengeballter Schneeklump vom Dach auf den Kopf."

„Ich habe in den Modejournalen noch keine Frühlingsmoden gesehen," sagte Gräfin Feldkirch.

„Mein Gott, rief Frau von Reich, ich kenne nichts Langweiligeres, als diese Frühlingsverkündigungen ein Paar Monat vor seiner Erscheinung! wenn er da ist, hat man ja Zeit ihn zu genießen."

„Und für mich ist er da, antwortete Catherine, ich gehe nächsten Donnerstag nach Rosenau."

Allgemeines Erstaunen mit Neugier vermischt. Gaston war überrascht. Leonore still selig; sie dachte: ich schlage sie in die Flucht! — Aber als sie den Blick auf Gaston wendete, erschrak sie fast, denn er betrachtete Catherine mit einem Ausdruck, der ihr tödtlich mißfiel. Sein Stöckchen stand zwischen seinen Knien, seine Hände lagen über dem Knopf, er lehnte sich im Stuhl zurück, aber sein Kopf war vorwärts geneigt und sein Auge in Catherine versunken. Er dachte: Warum ist sie nicht immer so! — Leonore saß neben ihm; sie wendete sich zu ihm und sprach leise:

„Wie wunderschön ist Lady Desmond heute, und wie anmuthig! sie will sich recht regrettiren lassen."

Hätte Leonore mit dem geringsten Ausdruck von Spott geredet, so würde Gaston unangenehm dadurch berührt worden sein, und zwar hinsichtlich Leonorens. Aber sie hatte ihre Tapisserie auf den Schooß sinken lassen, Catherine mit einem Ausdruck von wahrer Adoration angesehen, und jene

Worte gleichsam hingerissen gesprochen. So berührten sie freilich immer Gaston unangenehm, aber der Nachtheil fiel Catherinen zu; denn er besann sich plötzlich wieder auf all die gewohnte Schroffheit ihres Characters, er machte eine Bewegung mit der Hand vor den Augen, als wolle er eine Wolke verjagen und murmelte ganz leise, daß nur Leonore es hörte:

„Ja, ja! sie will sich regrettiren lassen.“

Ohlen hatte ihr indessen den Krieg über ihre unerhörte Verschlossenheit erklärt, daß sie ihm heute Mittag nicht eine Sylbe von diesem Vorsatz gesagt. Sie antwortete:

„Gegen den Vorwurf vertheidigt mich meine aufrichtige Erklärung, daß ich erst vor zwei Stunden den Vorsatz gefaßt habe.“

„Was so schnell beschlossen ward, kann eben so leicht widerrufen werden, sagte Frau von Rosen, gewiß Sie bleiben länger hier als nächsten Donnerstag.“

„Nein, sagte Catherine, ein schneller Entschluß ist eine Eingebung, der man folgen muß.“

„Ich bin für das Ueberlegen der Eingebung, sprach Herr von Soltau bedächtig; schaden kann es ja nie.“

„Aber man verliert Zeit!“ entgegnete Catherine.

„Und welch dringendes Geschäft ruft Sie denn nach Rosenau? darf man es wissen?“ fragte Frau von Reich spitzig.

„O meine Geschäfte sind immer nur: car tel est notre plaisir! und eben darum sind sie dringend,“ erwiderte Catherine lachend.

„Sie sind so ungemein heiter, Lady Desmond, daß ich ein kleines Mißtrauen gegen Sie hege, sprach Ohlen, Sie necken uns; Donnerstag ist der erste April“ . . . . —

„Sie ſind ſo ungemein ernſthaft, Herr von Ohlen, daß ich mir nimmermehr einen ſolchen Scherz erlauben würde. Indeſſen .... um Sie ganz zu beruhigen: ich werde alſo lieber Mittwoch reiſen.“

„Immer beſſer!“ rief er wirklich ungeduldig.

„In England iſt um dieſe Zeit alle Welt auf dem Lande und amüſirt ſich herrlich, fuhr Catherine fort; es wird ja grade jezt mit jedem Tage beſſer“ .... —

„Allein es treten häufige und heftige Recidiven im April ein, ſagte Herr von Soltau, und Roſenau liegt am Fuß des Gebirgs, eine Meile von Warmbrunn, nicht wahr, Lady Desmond? — da iſt es im April, oft im Mai, winterlich kalt, und, wenn Sie nicht gute Oefen haben, Doppelfenſter, Fußteppiche — Schutzmittel, die man nicht immer in Landhäuſern findet, die nur zum Sommeraufenthalt beſtimmt ſind .... —

„Und in England, unterbrach ihn gelangweilt Frau von Reich, iſt das Landleben, wie ich gehört und geleſen habe, auch ganz anders, viel gaſtfreier, viel geſelliger, viel zwangloſer, als bei uns, und nur dadurch wird es erträglich.“

„Ich habe allerdings auf meine Freunde gerechnet,“ entgegnete Catherine verbindlich, ohne jedoch durch dieſe Antwort Frau von Reich in deren Kategorie zu ſtellen.

„Aber nun endlich der Grund dieſes überraſchenden Entſchluſſes!“ ſagte Ohlen.

„Ja, Liebe! der eigentliche Grund!“ ſagte Gräfin Feldkirch.

„Ich habe mir ſagen laſſen, entgegnete Catherine, die Breslauer hätten viele kleine eigenthümliche Worte und Redensarten, wie mehr oder weniger jede Provinz, jede große

Stadt sie hat. Eine solche Redensart, welche die Frage nach dem letzten Grund beantwortet, gefällt mir ausnehmend und paßt hier gut: I nu so gern!"

„Das ist aber unbegreiflich!" beharrte Gräfin Feldkirch, während Ohlen lachte und das Quästioniren aufgab; „Sie sehen ja in Rosenau nur kahle Bäume."

„Aber die bewegen sich doch im Winde, werden knospen, werden grünen, statt daß ich hier den ganzen Tag die Steinmasse des Rathhauses sehe."

„Das ist doch ein sehr merkwürdiges Gebäude, sagte Herr von Soltau; Kaiser Carl IV. hat es erbaut; Kirchen ausgenommen, giebt es wenig Bauwerke aus dem vierzehnten Jahrhundert."

Frau von Reich gähnte unverholen und winkte Baron Oberg zu sich heran, während Catherine entgegnete:

„O ich hab' eine große Vorliebe für dies Rathhaus, weil es mir wie ein phantastisches Mittelding von indischer Pagode und deutscher Feste vorkommt; ich hab' auch den großen Erker, der meinem Fenster grade gegenüber liegt, einige Mal, so zierlich ich konnte, gezeichnet; doch wie gesagt, ich muß Bäume sehn."

„Aber der wilde Wein am Rathhaus — genügt Ihnen der nicht, Lady Desmond?" fragte Gräfin Feldkirch.

„Gute Gräfin! rief Frau von Reich geärgert, Lady Desmond schwärmt für Bäume in Wäldern und Parks!"

„Ich finde diesen einen großen Weinstock viel interessanter als einen ganzen Eichenwald!" sagte die Gräfin pikirt, und Ohlen sprach, um sie zu trösten:

„Sie haben vollkommen Recht, gnädige Gräfin! in einem dunkeln, einförmigen Walde sind keine Kontraste; aber die-

ſer Weinſtock giebt dem Rathhaus etwas Ruinenhaftes, Felſenähnliches, Verlaſſenes, indeſſen das Volk ſich täglich um ihn herum abarbeitet.“

Catherine blieb in ihrer heitern Stimmung, und die Lebhaftigkeit der Unterhaltung war ſo groß, daß man nicht an die Muſik dachte, die ſonſt immer Leonorens wegen gemacht wurde, denn am Piano feierte ſie ihre höchſten Triumphe. Sogar Gaſton foderte nicht Leonore zum Singen auf, und unterhielt ſich wenigſtens eine Viertelſtunde mit Lady Desmond, ſo daß Leonore am Schluß dieſes Abends in der Einſamkeit ihres Zimmers mit widerwilligem Erſtaunen heimlich ſich geſtand, daß wenn Gaſton ſich ihr zugewendet habe, ſo ſei das weniger, weil ſie ihn unüberwindlich feſſele, als weil Catherine ihn abgeſtoßen, und daß dieſe ſich nur immer zu zeigen brauche wie heute, um ihr ſehr gefährlich zu werden. Aber ſie geht, tröſtete ſich Leonore; ſie geht gewiß! denn es hat ſie doch gekränkt, von Laßperg augenſcheinlich vernachläſſigt zu ſein faſt ſeit dem erſten Moment meiner Anweſenheit; und iſt ſie nur erſt fort . . . . —

Ohlen begleitete Catherine zu ihrem Wagen und ſagte während der Zeit:

„Bleiben Sie vier Wochen länger, Lady Desmond.“

„Mein Gott, Roſenau iſt ſo nah! Sie werden mich beſuchen, wenn es wirklich wahr iſt, daß Sie meine Abreiſe bedauern.“

„Sie wollen mich nicht verſtehen und darum ſchweige ich. Nur das eine Wort noch: Nicht blos meinetwegen bedaure ich, daß Sie gehen.“

„Meinetwegen etwa?“

„Und wenn ich es bejahe?“

„So sag' ich, daß Sie es gut mit mir meinen, aber dennoch Sich irren, Freund!"

Sie war auf der untersten Treppenstufe stehen geblieben. Als Frau von Reich mit Gaston zufällig zugleich auf der obersten erschien, sagte sie auf Ohlen und Catherine deutend:

„Glauben Sie nicht auch, Graf Laßperg, daß Lady Desmond in Rosenau nicht lange allein sein wird?"

Aber er war so zerstreut, daß er sich nur schweigend vor Frau von Reich verbeugte, und ohne Umstände die Treppe hinab, an ihr vorbei und Ohlen nachlief, statt sie zum Wagen zu führen. Auf der Straße holte er seinen Freund ein, faßte ihn heftig unter den Arm und fragte:

„Warum verläßt Lady Desmond so plötzlich Breslau?"

„Ich weiß es bei Gott nicht! aus Bizarrerie, aus Caprice, denk' ich! Vielleicht sind wir ihr auch zu langweilig, zu kleinstädtisch" . . . . —

„Aus Caprice — das ist's! Die hat ihren ganzen Character entstellt! Bisweilen tauchen noch Spuren seiner ursprünglichen Schönheit auf, aber sie sind zu flüchtig, geben zu wenig Vertrauen, als daß man ein Herz zu ihr fassen könnte" . . . . —

„Ich weiß nicht, was Du darunter verstehst! ich meines Theils habe großes Vertrauen zu ihr, nämlich das allergrößte: daß sie keiner Heuchelei fähig ist, um zu irgend einem Zweck zu gelangen."

„Sie hat Dir vielleicht das Recht zu solchem hohen Vertrauen gegeben?"

„Bist Du etwa eifersüchtig?" fragte Ohlen lachend, sah aber Gaston fest an.

„O, entgegnete Gaston rasch, auf dem Standpunkt,

wo Eiferſucht möglich wäre, habe ich mich zum Glück nie meiner Couſine zur Seite geſtellt. Eine Frau, die ſo ſchonungslos das Männergeſchlecht beurtheilt, kann nie mein Herz berühren! Hat ſie nicht den Muth mich mit meinen Schwächen zu lieben — was vielleicht zu viel begehrt iſt — ſo habe ich doch wenigſtens die Vernunft, die theuer erkaufte! ihr nicht mein Herz in die Hände zu geben, damit ſie es drehen und wenden, wie eine Kurioſität betrachten, und dann wie ein zerbrochenes Spielwerk wegwerfen möge. Ich will nicht blos in der empfundenen, nein! auch in der eingeflößten Liebe ruhen — wenn bei mir überhaupt noch von einer Liebe die Rede ſein kann; denn die friedliche, ruhige Neigung, mit der man Hütten baut und den eignen Heerd ſich gründet, wird von den Puriſten in der Liebe kaum mit dieſem Namen beehrt, und iſt doch die einzig dauernde und beglückende."

Er hatte ſo raſch und lebhaft geſprochen, daß Ohlen, ſtatt zu antworten, fragte:

„Willſt Du mich oder Dich von dem, was Liebesglück iſt, überzeugen, Freund?"

„Ich bin ganz von meiner erſten Frage abgekommen!"

„Nein, ſie hat uns hieher geführt! denn ich ſagte Dir, ich vermuthete, daß Lady Desmond ginge, weil ſie ſich zwiſchen uns mißfiele, wenn ich ſage: uns! ſo verſtehe ich darunter weder Dich noch mich, ſondern die Frauen, die ſie täglich ſieht, dieſe inſipide Feldkirch, dieſe grimaſſirende Soltau, dieſe boshafte Reich, dieſe liebe, herzensgute Roſen, die aber mit ihrer Eheſtiftungs-Manie wirklich etwas langweilig wird" . . . .

„Wen will ſie denn jezt verheirathen?“ fragte Laßperg in Gedanken.

„Wenn Du es nicht bemerkſt, ſo irre ich mich! — Gute Nacht, Gaſton! Du biſt zu Hauſe!“

Ohlen entfernte ſich raſch. Er wollte ſeiner Couſine nicht ſchaden, wollte nicht ihre Zukunft an der Seite eines Andern eben ſo unbarmherzig zerſtören, als er diejenige an ſeiner Seite ihr zerſtört hatte; ſie war jung, ihm verwandt, ein ſchwaches Mädchen; es ſchien ihm Felonie gegen ſie aufzutreten. Und dann! was konnte er denn auch gegen ſie ſagen? konnte Laßperg ihr nicht in der That die Neigung eingeflößt haben, in die ſie ſich für ihren Vetter hinein phantaſirt? benahm ſie ſich nicht, wie das anmuthigſte Mädchen ſich benimmt? konnte Gaſton nicht ſehr glücklich mit ihr werden? hätte ſie nicht ihm ſelbſt gefallen können, wenn nicht ſein Herz in den Styx getaucht wäre? Möglich! Alles möglich! dennoch hatte er kein Vertrauen zu Leonoren.

Niemand betrübte ſich tiefer über Catherinens Abreiſe, als die kleine Gertrud. Mit heißen Thränen bat ſie:

„Liebe, gute Tante, nimm mich mit nach Roſenau!“ und Stephanie ſtimmte mit Thränen und Bitten ein. In den letzten Wochen waren die Kinder den ganzen Tag zuſammen und faſt immer unter Catherinens Augen geweſen. Ihr war dieſe Gefährtin für ihre Tochter ſehr willkommen, und Gertrud ein ſo glücklich begabtes Kind, daß Catherine ſie herzlich liebte und mit Schmerz daran dachte, wie einſam es ſei, trotz Gaſtons Zärtlichkeit. Es fiel ihr ein, ihn um Gertrud zu bitten, und ſie dann mit Stephanie zu erziehen. Aber mit Schreck bedachte ſie, er könne darin vielleicht den Wunſch und Verſuch ſehen, durch die Kleine mit

ihm in Verbindung zu bleiben, und in der Aengſtlichkeit, mit der ſie dieſen Einfall in ſich unterdrückte, lag das Beſtreben ſich ſelbſt zu überzeugen, daß ſie ohne Nebenabſicht handle. Wäre ihre Seele ganz unbefangen geweſen, ſo hätte ſie gewiß Gaſton um das Kind gebeten. Nun dachte ſie: Hätte er Vertrauen zu mir, ſo könnte er mir doch wol den Wunſch ausſprechen! zu große Zuvorkommenheit iſt Zudringlichkeit! — Und ſie ſuchte die Kinder zu beruhigen durch Wiederſehens-Verſprechungen für den Sommer.

Dann machte Catherine Abſchiedsbeſuche, was immer eine traurige oder langweilige, und daher unbehagliche Sache iſt. Aber Catherine war ſo ungeduldig nach Roſenau und aus allen innern Verdüſterungen heraus zu kommen, daß ſie keine Trauer in ſich aufſteigen ließ. Sie lud Frau von Roſen dringend ein ſie mit den erſten ſchönen Tagen zu beſuchen, richtete ein Paar höfliche Worte an Leonore, ſagte zu Gaſton: „Werden Sie kommen?“ und zu Ohlen: „Sie kommen! das weiß ich!“ — ließ packen und ordnen, und fuhr wirklich am erſten April fort. Der Thauwind und die Frühlingsſonne hatten in dieſen Tagen ſo kräftig gewirkt, daß aller Schnee aus der Ebene verſchwunden war, und daß die Felder theils grün von junger Saat, theils ſchwarz von friſchgeackerter Erde da lagen. Die Bäume waren freilich noch ſtarr und todt, und in das Gebirg hatte ſich der Winter mit allem Schnee wie in eine Bergfeſtung zurückgezogen. Aber in den Dörfern, durch die ſie fuhren, war ſchon die ganze Betriebſamkeit des Frühlings. Die Frauen arbeiteten die Gärten um, die Männer das Feld, die Kinder lagen vor den Thüren zwiſchen den Hühnern. Der Storch klapperte, die Hähne krähten, hoch oben im

blauen, wolkenloſen Himmel hing die Lerche wie ein beſiedertes, tönendes Glöckchen, das den Frühling einläutet, und um die Stachelbeerſträuche und Fliederbüſche in den kleinen Bauergärten ſchwebte der zarte, grüne Schimmer, der der völligen Entfaltung der Blätterknospen vorhergeht, und ſummten die Bienenſchwärme ihre ſanfte, eintönige Note in den großen Accord der Natur.

Es war ein Tag, an welchen man ſich unendlich glücklich und unendlich elend fühlen kann, je nachdem ſich das individuelle Leben mit ſeinen Schmerzen und Bitterkeiten von dem Leben der Natur wegſchmelzen läßt wie der Schnee aus der Ebene, oder ihr widerſteht wie der Schnee im Gebirg.

Catherine war ganz glücklich, als ſie gegen Abend in Roſenau ankam und von ihren Leuten freudig begrüßt wurde; der ſtille, friſche Tag, in freier Luft, in Bewegung, hatte alle Stürme ihres Herzens beſchwichtigt, und Stephanies ausgelaſſene Fröhlichkeit trug nicht wenig dazu bei ſie heiter zu ſtimmen. Es iſt ſchwer ein Kind lachen zu ſehen, zu hören, ohne einzuſtimmen, und Kinder lieben Reiſen, fremde Umgebungen, neue Gegenſtände, nicht wie die Erwachſenen, die von denſelben Belehrung, Erholung, Zerſtreuung verlangen, ſondern nur weil der Wechſel ihrem unbeſtimmten, raſchen, knospenden Lebenstrieb entſpricht. Ihnen iſt die Bewegung, das Vorwärtskommen die Hauptſache, denn wenn ſie zwölf Stunden in einem fremden Ort geweſen ſind, da gegeſſen und geſchlafen haben, ſo ſind ſie wie zu Hauſe. Stephanie lief durch alle Zimmer, warf ſich auf alle Sophas, ſah zu allen Fenſtern hinaus, bewunderte einzeln jeden Stuhl und jeden Tiſch, wollte nicht ſchlafen gehen und ſchlief gleich darauf in einem großen Lehnſeſſel ein, und

Catherine dachte gerührt, daß ſie es vor zwanzig Jahren eben ſo gemacht habe, und daß Stephanies Kinder es in abermals zwanzig Jahren abermals ſo machen würden; denn — mag die Zeit exaltirt oder frivol, fanatiſch oder ermattet, bewegt oder gelähmt ſein — der Jugend drückt ſie ihren Stempel auf, wie das Gepräge auf Münzen, aber den Kindern nicht. Kinder ſind das reine Metall; Gold- und Silberbarren für die Zukunft.

Catherine bewohnte das Rez de chaussée des Schloſſes, das auch ihre Eltern bewohnt hatten, und das ganz im Geſchmack der Zeit möblirt war, die man nach der Revolution ſpottweiſe, und jetzt mit modiſchem Entzücken rococo nennt. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts iſt der Culminationspunkt des rococo. Damals war das Schloß gebaut und eingerichtet, und da es immer friedlich vom Vater auf den Sohn übergegangen war, und der jedesmalige Beſitzer Reſpect vor der ſtattlichen und zum Theil prächtigen Einrichtung gehabt hatte, ſo zeigte ſie ſich, ſtets geſchont und aufgefriſcht, noch in ihrem alten Glanz: Damaſttapeten mit vergoldeten Leiſten; Schränke mit vielartigem Holz bunt und zierlich ausgelegt; Tiſche mit Lackplatten, die in den bunteſten, friſcheſten Farben prangten; Spiegeltiſche mit ſchweren Marmorplatten, die auf dünnen, bauchig geſchweiften Rehfüßen ruhten; niedrige, weichgepolſterte Sophas, in die man ſo tief verſank, daß es ſehr ſchwer war raſch aufzuſtehen; eben ſo bequeme Lehnſtühle mit krummen Dachsbeinen; Porzellanvaſen auf den Spiegeltiſchen mit Bildern zu Lafontaines Fabeln, oder mit Schäferinnen im Reifrock und wolfriſirten Schäfern bemalt. Aber das Billardzimmer war ganz prächtig. Arrastapeten, die eine vollſtändige

Parforcejagd darstellten, bedeckten die Wände, und die Sophas, die an ihnen umherliefen, waren mit demselben Stoff überzogen, dem man eine Falkenjagd, aber in kleineren Dimensionen, eingewirkt hatte.

An alle diese Möbel knüpften sich für Catherinen liebe Kindheitserinnerungen. Einer der Schränke hatte ein verborgenes Fach, um Papiere oder Kostbarkeiten zu bewahren; es wurde durch eine geheime Feder mit einem heftigen Geräusch geöfnet, und zerlegte sich dann von selbst in viele kleine Unterabtheilungen. Nie hatte sie sich an diesem Zauberstückchen satt sehen — und nie sich eines leisen Schauders erwehren können, wenn ihr Vater ihren Bitten nachgab und das schnurrende Federwerk in Bewegung setzte. Und wie oft hatte sie im Billardzimmer vor der Parforcejagd gestanden, und mit einer schönen Jägerin im pfirsichfarbenen Kleide auf einem weißen Pferde geliebäugelt; leider hatte die Jägerin hochfrisirtes Haar und oben darauf einen kleinen, schwarzen, dreieckigen Hut mit einer Goldtresse! das mißfiel ihr; aber im pfirsichfarbenen Kleide auf einem weißen Pferde zu sitzen, schien ihr der Inbegriff alles Glanzes und alles Vergnügens. Der große Stickrahmen, woran ihre Mutter so fleißig Tapisserie nähte, stand noch immer mit seinem grünen Tafftbehang im Fenster, da hatte sie sich einmal in der Mutter Abwesenheit an die Arbeit gemacht, ohne sie zu verstehen, entsetzliches Unheil gestiftet, Seide verdorben, die Nähnadel verloren, die so hübsch glatt abgearbeitet war, und unsägliche Angst ausgestanden, bis die Mutter, von Allem unterrichtet, ihr einen Verweis und dann Vergebung ertheilte. Aber im Salon, im Winkel beim Kamin, stand der Tisch mit dem Schachbrett und den wunderhüb-

ſchen Schachfiguren von weißem und von goldgelbem Bernſtein, die ihr Vater einmal als verlorne Wette von einer Dame erhalten hatte, deren Namen ſie vergeſſen. Als Kind durfte ſie ſie kaum anrühren; nur zur Bewunderung wurden ſie ihr gezeigt; heranwachſend lernte ſie jedoch mit dieſen Figuren von ihrem Vater das künſtliche Spiel, aber nie ſo gut, wie er es wünſchte: ſie agirte immer von Hauſe aus mit ihrer Königin — was indeſſen leichter zu verzeihen iſt, als daß Carl XII. immer mit dem König agirte.

Der Hauptſchmuck dieſes Salons waren ſechs große Portraits, Kniestücke, in reichen Rahmen, die vortheilhaft auf der dunkelrothen Damaſttapete ſich zeichneten, und die drei Beſitzer von Roſenau mit ihren Gemalinnen darſtellten. Alle drei Männer hatten ungefähr dieſelben Züge, daſſelbe Colorit, aber jeder einen veränderten Ausdruck, den ihm der eigene Character — und eine fremde Beimiſchung, die ihm das mütterliche Blut gab. Catherinens Urgroßvater, der General unter Friedrich II., in voller Uniform, auf ſeinem Schwert geſtützt — hatte, trotz ſeiner ſtrengen Haltung, trotz des ſtolzen, befehlgewohnten Auges, den freundlichen Mund, der Vertrauen zu ſeiner Güte, und die freie helle Stirn, die Zuverſicht zu ſeinem Verſtande einflößte. Das Bild war ziemlich ſchlecht gemalt, in den Schattenpartien ſehr nachgedunkelt, die Tracht durch ihre erdrückende Steifheit unvortheilhaft; dennoch war die Perſönlichkeit des Mannes ſo bedeutend, daß ſie die Form beſiegte und beſeelte, und wenigſtens den Umriß ſeines Characters darſtellte. In dem Portrait ſeiner Gemalin war nichts bemerkenswerth, als der mit höchſter Sorgfalt ausgeführte Anzug; das fürchterlich eng zuſammen geſchnürte und um die Hüften bau-

schende Kleid von hellblauem Moor mit reichem Spitzenbesatz um die Ermel, die am Ellbogen aufhörten, und um den unglaublich enthüllten Busen; und das thurmhohe Prachtgebäude der Frisur, auf der eine hellblaue Feder, eine Aigrette, und eine Perlenschnur mit diamantner Agraffe prangte, Hals- und Armband, Ringe und Ohrgehänge — alles war mit Liebe und Zierlichkeit dargestellt, und nur das Gesicht vom Maler gleichsam vergessen worden, wahrscheinlich weil es grade so niedlich, flach und characterlos war, wie sich das für eine Elegante — welcher Zeit sie angehören möge — schickt.

Dieser Ausdruck war auf ihren Sohn, Catherinens Großvater, übergegangen, dessen Portrait eigentlich gemalt schien, um das Ordensband des St. Esprit zu verherrlichen, welches er von Ludwig XVI. empfangen, als er zu dessen Thronbesteigung als Gesandter nach Paris geschickt worden war. Mit seinem jovialen Gesicht kontrastirte scharf die zarte, melancholische Physiognomie seiner Gemalin, — eins jener magnetisch anziehenden, seltnen Portraits, mit denen man wie mit Lebendigen umgeht. Diese Frau war über vierzig Jahr alt, die Züge hatten die Rundung und Frische der Jugend verloren, das Auge lag tiefer in seiner Höle, als die Regelmäßigkeit es erlaubt; die Tracht war die aus den letzten Revolutionsjahren, leicht gepudertes Haar, das aber in freien Locken herabhing, nur durch ein lila Band gehalten, ein weißes Morgenkleid; kurz, — nichts was den Blick des Beschauers geblendet haben könnte! und dennoch blieb man unwillkürlich vor diesem Bilde stehen und sprach: „Gott, wie schön!“ und hätte gern diese zarten,

ſchlanken Hände, die nachläſſig in ihrem Schooß lagen, aus reiner Andacht geküßt.

Endlich kamen Catherinens Eltern: ihr Vater, halb ſeinem Großvater, halb ſeiner Mutter ähnlich; und ihre Mutter, die ſtille, ſanfte Geſtalt, die, gleich dem Mond ihr Licht von einem mächtigern Geſtirn empfing; Beide einander ſo unähnlich und doch ſo glücklich, weil Jeder ganz das war, was der Andre bedurfte und wünſchte.

In dieſer trauten Umgebung, unter den Augen ihrer Eltern, umringt von einer würdigen Vergangenheit, auf dem Spielplatz ihrer liebſten Erinnerungen — beſann ſich Catherine auf ſich ſelbſt und ihr Schickſal, und als ſie entſchloſſen geſagt hatte: „Genug des Herumgreifens! den Menſchen, den ich genug ehren könnte, um mich ihm unbedingt zu unterwerfen — find' ich nicht: ſo ſei es denn Gott!" — da ward Friede in ihr und ſie lächelte; aber nicht verklärt wie ein Märtyrer, aber nicht weltverachtend wie ein Bekehrter, aber nicht melancholiſch wie die Reſignation; ſondern ſie lächelte tout bonnement über ihre Thorheit ein Glück außerhalb der Grenzen ihres Characters geſucht zu haben. An Beſchäftigung fehlte es ihr nicht; ihre Zeit war getheilt zwiſchen Stephanie, Muſik und Lectüre, Spazierritte und Gartenanordnungen, und der ganze Winter wär' ihr vorgekommen wie ein böſer Traum, wenn nicht ihr Prozeß ſie an die Wirklichkeit deſſelben erinnert hätte. Wenn ſie ihn verlor, ſo mußte ſie in ihrer gewohnten Lebensweiſe große Einſchränkungen machen; das ängſtigte ſie: man gewöhnt ſich ſo an den Ueberfluß, daß er das Nothwendige zu ſein ſcheint. Doch war ſie zu Allem entſchloſſen, nur nicht dazu Roſenau an Gaſton abzutreten. „Ich kauf' es zurück mit

dem Doppelten, wenn es nicht anders geht, denn Gaſton hat ja kein Intereſſe für das Stückchen Erde, er will nur ſein Recht verfolgen und hat er's erlangt, wird er billig ſein," ſprach Catherine tauſend Mal zu ſich ſelbſt; dennoch hätte ſie viel gethan, um der Ungewißheit enthoben zu ſein.

Mehre Wochen waren vergangen. Catherine frühſtückte in ihrem Zimmer neben dem Salon, und Stephanie ſtand vor ihr und declamirte ein kleines, engliſches Liedchen ſo aufmerkſam und ſo angeſtrengt ſich beſinnend, daß ihre Augen noch einmal ſo groß und ihre Bäckchen noch einmal ſo roth als gewöhnlich waren. Dennoch unterbrach ſie ſich mitten im Verſe und rief:

„Mama! ein Jagdhorn! ich höre ein Jagdhorn blaſen! Du auch?"

Vage Erinnerungen an England und die Tapeten des Billardzimmers ließen ſie auf einen Jagdzug hoffen; ſie ſprang zum Fenſter; es ging in den Garten und ſie ſah nichts.

„Es iſt ein Poſthorn, ſagte Catherine; aber wer kann früh um neun Uhr kommen? Ach Gott, mein Geſchäftsführer .... der Prozeß" .... —

„Ich will Dir gleich Beſcheid bringen, liebe Mama," ſagte Stephanie dienſtfertig und wollte davon eilen.

Catherinens Herz ſchlug in Sorge und Spannung; doch rief ſie:

„Bleib, Stephanie! der Bediente im Vorzimmer wird ſchon ſeinen Dienſt thun."

Stephanie erröthete und faßte gleichſam Wurzel an der Thür. Ein Beſuch auf dem Lande iſt ſo wichtig für Kinder; und vollens um neun Uhr Morgens! Ein Wagen rollte

in den Hof und gleich darauf trat ein Bediente ein und fragte, ob Herr von Ohlen die Ehre haben könnte.

„Mein guter Ohlen! rief Catherine und ging ihm angenehm überrascht entgegen; Sie vergessen wirklich Ihre Freunde nicht! aber woher so früh?“

„Von Breslau; ich bin die Nacht durchgefahren, um Zeit zu sparen, und habe vortreflich im Wagen geschlafen. Wenn Sie es huldvoll erlauben, bleibe ich heute und morgen hier, und fahre morgen Abend wieder auf dieselbe Weise von dannen.“

„Warum fatiguiren Sie Sich aber so sehr?“

„Die Acten . . . . die Sessionen“ . . . . —

„Bah! ich habe mir schon vollkommen die tyrannische Gastfreiheit des Landlebens zu eigen gemacht, die ihre Gäste einschließt und deren Pferde abspannt, wenn der Wagen zur Abreise vorgefahren ist, um die seltene, angenehme Gesellschaft länger zu fesseln.“

„Sie sind recht heiter, Lady Catherine,“ sagte Ohlen erfreut.

„Wie sollt' ich nicht! rief sie; bleiben Sie nur einige Wochen im erwachenden Frühling auf einem freundlichen Landsitz in lieblicher Gegend, mit ansprechender Beschäftigung — und Sie werden mit jedem Athemzug Sich erquickt fühlen. Ich zeig' Ihnen hernach das ganze Haus, den ganzen Garten, meine neuen Anlagen — dann reiten wir spazieren“ . . . . —

Ohlen war ganz überrascht, daß sie ihn so herzlich empfing; er dachte, es müsse ihr etwas Besondres begegnet sein; und da der Mensch, wenn er eine Hauptidee hat, Alles auf dieselbe bezieht, so fragte er sich heimlich: Ob sie etwas

von ihr und mir erfahren hat, und sich deshalb mehr für mich interessirt? — Während Catherine ihn in ein Zimmer des oberen Stockwerks führen ließ, sann er über den ungeheuern Vorzug nach, den die Frauen haben, welche vom Himmel mit der Anmuth begnadet sind. Güte, Wolwollen, Traulichkeit sind, wenn sie nicht gradezu täppisch und plump sind, immer angenehm, doppelt bei einer Hausfrau; allein nur die Anmuth legt in die banalen Phrasen einen Zauber, der das alltägliche Wort wie eine Freudenbotschaft, wie einen Glückwunsch klingen läßt. Catherine hatte ganz gewöhnliche Ausdrücke gebraucht, die er vielleicht schon hundert Mal gehört; doch selten in seinem Leben war er so mit sich selbst zufrieden gewesen, als wie sie sagte: „Dann reiten wir spazieren“ . . . . — Er konnte nicht umhin zu bedauern, daß in diese schöne Sonne die Laune ihre Nebelflecke warf.

Die Gastzimmer waren modern eingerichtet. Als Ohlen nach einiger Zeit in den Salon zu Catherinen zurückkehrte, sah er sich darin um und sagte:

„Wie bequem und behaglich ist es hier unten! Oben sehr elegant, sehr geschmackvoll, aber — wie es eben überall aussehen kann!“

„Das wollen die meisten Menschen, antwortete Catherine, das Auge hält an seinen Gewohnheiten und fühlt sich durch zu großen Abstich verletzt. Die Wohnzimmer darf man sich schon nach Gutdünken einrichten; aber die Gäste müssen es in den ihren doch ungefähr wie zu Hause finden.“

„Ich begreife diese hausfräuliche Aufmerksamkeit, entgegnete er; aber in diesen Umgebungen gefällt es mir besser; hier ist gelebt worden, man fühlt ihnen etwas Inniges,

Heimliches an, was mich gleich häuslich ſtimmt. Haben Sie auch Paradezimmer, Lady Catherine?"

„Nein, ſagte ſie lachend, denken Sie nur, wie das traurig iſt: Ball- und Speiſeſaal ſind eins und daſſelbe! — Himmel, was fehlt Ihnen?" ſetzte ſie tödtlich erſchrocken hinzu, denn Ohlen, der die Gemälde angeſehen, faßte das eine feſt ins Auge, wurde ſchneebleich, machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Herzen, und ſank wie zerbrochen in einen Lehnſtuhl. Catherine flog an ihre Toilette und holte eau de Cologne. Ohlen nahm auch maſchinenmäßig das Flacon, das ſie ihm ängſtlich bot, aber er ließ es mit der Hand auf die Armlehne ſinken, wendete langſam den Kopf zu ihr, und ſprach mit leiſer, heiſerer Stimme und verſtörtem Blick:

„Ich habe mich erſchrocken."

Eine fürchterliche Angſt überfiel Catherine: ſie glaubte, er ſei plötzlich verrückt geworden. Sie zitterte und ihre Zähne ſchlugen nervös an einander. Dieſer Anblick brachte Ohlen plötzlich zu ſich. Er ſprang auf, führte ſie zu einem Sopha und rief:

„Vergebung! mir fehlt nichts, gar nichts! es war nur Ueberraſchung."

Und als ſie ihn beſorgt betrachtete, fuhr er fort: „Sein Sie ruhig, es iſt vorbei! es war nur das Bild .... das fürchterliche Bild dort."

„Meine ſchöne Großmutter!" ſagte Catherine traurig.

„Ah! das iſt Ihre Großmutter?" ſprach Ohlen erleichtert. Er nahm ſich zuſammen, trat vor das Gemälde und betrachtete es lange. Dabei ſagte er, wie zu ſich ſelbſt:

„Es iſt wahr .... ſie iſt's nicht, Alter und Anzug

und Vieles iſt verſchieden . . . . aber ihre Augen, ihre magnetiſchen Augen! . . . . — Lady Desmond, wandte er ſich zu der ſtaunenden Catherine, ich fühle, daß ich Ihnen wie ein Wahnſinniger erſcheinen muß; doch ſagen Sie mir — iſt die Aehnlichkeit nicht frappant?“

Er zog ein kleines, goldnes Medaillon hervor, das er um den Hals an einem ſchwarzen Sammtband trug, drückte es auf und zeigte ihr eine Miniatüre, die allerdings dem Gemälde auffallend glich, beſonders im Ausdruck des ſchönen, mächtigen, dunkelblauen Auges. Catherine wagte kaum zu athmen, viel weniger zu fragen. Da zog er das Medaillon zurück, das er nicht aus der Hand gegeben, verwahrte es ſorgſam vor jedem Blick, kehrte ſich dann zu Catherinen und rief:

„Ja, ich liebe ſie ſo, daß, wo ihr Schatten, ihr Traumbild an mir vorübergeht, ich meiner Seele nicht mehr mächtig bin.“

Er hatte die Rechte und das Antlitz zum Himmel gehoben, ſein Haar fiel aus der Stirn zurück; es lag ein Feuer in ſeinem Auge, ein Glanz auf ſeinen Zügen, daß Catherine bewundernd drei Schritt zurück trat. Er war ein veränderter, ein erhobener Menſch. Ein ſchöner Mann war er immer; daß er aber ſo ſchön ſei, hatte ſie nie geahnt. — Doch plötzlich war er wieder der Alte, der Ohlen, den ſie kannte; ſie rieb ſich die Augen; ſie wähnte in einen Zauberſpiegel geſehen, und eine Erſcheinung gehabt zu haben, und als er ſagte:

„Auf ein ander Mal die Erklärung — nicht wahr?“ — Da neigte ſie ſchweigend den Kopf als Bejahung, und Ohlen gewann viel raſcher als ſie die frühere Unbefangen-

heit wieder. Er erinnerte sie an ihren Vorsatz ihn aufs Genaueste mit Rosenau bekannt zu machen, und da dieser Tag ein Maitag war, wie er von den Dichtern beschrieben wird, so war die große Promenade durch den weitläuftigen, schönen Garten wirklich angenehm. Catherine erkundigte sich theilnehmend nach Frau von Rosen und Ohlen entgegnete:

„Sie ist sehr betrübt, denn meine Cousine ist vorgestern abgereist.“

„Warum denn?“ fragte Catherine verwundert.

„Es war doch endlich Zeit, mein' ich! sie ist drei Monat da gewesen. Meine Tante kam und holte sie ab.“

„Ah!“ rief Catherine. Ihr fiel ein, was Baron Oberg einst von der unglücklichen Leidenschaft Leonorens für ihren Vetter gesagt, und daß sie bei der Gelegenheit ein Urtheil über Ohlen ausgesprochen, das sie nach der heutigen Szene für eben so falsch als ungerecht halten mußte.

„Was erschreckt Sie?“ fragte er.

„Meine große Verblendung.“

„Ueber wen?“

„Ueber Sie.“

„Wodurch hab' ich verschuldet, daß Sie Ihre Meinung von mir aufgeben?“

„Durch Ihre Verdienste, antwortete sie lachend, doch plötzlich ernsthaft setzte sie hinzu, indem sie ihm fest ins Auge sah: Ich bin Ihnen gut, wissen Sie, was das heißt: einem Menschen recht aus voller Seele gut sein, und können Sie dies Gefühl für eine Frau haben? — O, rief sie, als er befremdet sie ansah: Ihr Blick fragt „warum nicht für eine Frau?“ .... aber die Männer haben ja das

Vorurtheil, daß die Frauen der Freundschaft unfähig sind, daß man die armen, schönen, schwachen Geschöpfe lieben müsse oder wenigstens, Anstands halber, sich in sie verlieben, darum frage ich nicht: Wollen wir Freunde sein? es würde mir vielleicht allzu weh thun, wenn Sie Ihr kleines, spöttisches Lächeln zeigten; darum frage ich: Können Sie mir gut sein? denn in dem Gutsein liegt Alles, was den Verstand befriedigt, was das Herz erfreut, und es fehlen ihm die Qualen und die Entzückungen der Liebe; — und die . . . . braucht Keiner von uns."

Ohlen reichte ihr die Hand, und als sie die ihre hinein legte, drückte er sie herzlich und sprach:

„Wir sind Freunde, fest und zuverlässig, in Noth und Tod, einer künftigen Liebe unbeschadet — gelt, Lady Catherine?"

„O ja, unbeschadet! rief sie heiter; Himmel, wenn die Leute wüßten, daß wir Freunde sind, welch ein ungeheures Aufsehen würde das machen! Einer spräche, indem er mich durch die Lorgnette betrachtete: Ein Freund im blauen Musselinkleidchen! der muß zuverlässig sein! — Ein Andrer riefe empört: Was? dieser Engel, diese delizióse Person, soll nichts sein als ein guter, braver, trockner, redlicher Freund? — Noch Einer spräche weise: ruhig! ruhig! man weiß ja, was hinter solchen Freundschaften verborgen ist."

„Und im Allgemeinen würden die Leute sehr Recht haben."

„Gewiß! ich freue mich auch ganz demüthig nur, daß wir eine Ausnahme sind, und ich schreibe es so wenig unsrer Vortreflichkeit zu: daß ich Ihnen ehrlich sage: wüßte ich Sie nicht — und zwar seit heute — von einem flam-

menden Schilde umgeben, ſo hätte ich ſchwerlich den Muth zu unſerm Vertrage gehabt. — Nun aber ſagen Sie mir, wer außer Frau von Roſen noch über die Abreiſe Ihrer Couſine trauert.“

„Comme de raison alle Ritter der table ronde.“

„Sie ſind langweilig mit Ihren evaſiven Antworten! ich meine, ob Laßperg nicht niedergeſchlagen iſt?“

„O Gott, ja! ich verſtehe nur dieſe Art von Niedergeſchlagenheit nicht, die man durch ein Wort, durch eine Frage in Zufriedenheit verwandeln kann! Er iſt ein guter, lieber Menſch, aber ſeine Kindheit, ſeine Erziehung hat übel auf ſein ganzes Leben und Sein gewirkt. Liebebedürftig und an den natürlichſten Gefühlen darbend, hat er ſein Herz einmal mit wildem, und einmal mit ſtillem Wahnſinn in den Ocean der Liebe geſchleudert und es faſt darin ertrinken laſſen, bis beide Mal die Frauen ihm ſagten: „Kehr' um, Guter, kehr' um!“ Dann riß er ſein Herz ans kahle Ufer zurück, wähnte keine Liebe mehr zu verlangen, hielt das weibliche Geſchlecht der Liebe unfähig, und ſah ſich doch immer ganz im Stillen danach um, ohne jedoch von ſeinen Vorurtheilen abzulaſſen. Und ſo war es denn nicht allzu ſchwer ihn — weniger zu gewinnen, als zu fangen.“

„Sie ſprechen ſehr hart von einem Mann, der Ihr Freund iſt.“

„Nur zu Ihnen und nur weil ich glaube, daß er ſich mit ſeinem ſtereotypen Wort: ſie hat kein Herz! — ein großes Glück verſcherzt hat. Indeſſen .... bei Leonoren vermuthet er ein Herz, merkwürdiger Weiſe!“

„Nun das iſt wahr! Sie werden weder durch Freundſchaft noch durch Verwandtenliebe verblendet!“ rief Catherine lachend.

„Ach! entgegnete er halb luſtig, halb ernſt, es iſt zu ſchwer öffentlich die Partie all der lieben Verwandten und Freunde nehmen zu müſſen, um ſich nicht im Stillen für dieſe Frohn zu rächen und nicht einmal den vier Wänden oder den Bäumen im Walde herzhaft zu erzählen, wie man geſinnt iſt!“

„Aber mir? ſagte Catherine: bin ich ein Baum? bin ich eine Mauer?“

„Nein, aber mein Freund.“

„Wie Laßperg es iſt.“

„Weit mehr! Sie und ich, wir verſtehen einander beſſer als er und ich. Sie ſind im Stande einen Entſchluß zu faſſen, wenn er auch ſchwer iſt; einen Schleier abzureißen, wenn auch Ihre Hand bei der Enthüllung des Bildes zittert; er — läßt ſich von Außendingen beſtimmen und iſt nicht feſt in ſeiner Seele. Doch iſt er mir lieb und werth; wir haben die luſtige Zeit des Studentenlebens zuſammen durchgemacht — da giebt es tauſend kleine Opfer und Dienſte zu bringen und zu empfangen, die man nie vergißt: man ſchlägt ſich für ſeinen Freund; man borgt ihm Geld ab und wirft dafür den Gläubiger, der ihn plagt, die Treppe hinunter; man ſagt, um ihn zu rächen, einem Herrn eine Grobheit, einer Dame eine Impertinenz; man pflegt ihn, wenn er krank — man neckt ihn, wenn er geſund iſt; man duellirt ſich mit ihm auf Leben und Tod, weil er geſagt hat: Du haſt einen ſonderbaren Rock an! — O die himmliſche Rückſichtsloſigkeit der Studentenfreund-

ſchaften macht ſie unvergeßlich, denn dergleichen kann man im ſpätern ſchrankenvollen Leben nicht mehr finden."

Am Abend erhielt Catherine Zeitungen, Journale und Briefe. Während Ohlen jene durchblätterte: las ſie die Briefe und ſagte dann:

„Sie haben zuerſt meine Einſamkeit gebrochen, und es iſt als hätten Andre nur darauf gewartet, um mich zu erfreuen. Herbert kommt mit dem Schluß dieſer Woche."

„Und das freut Sie? . . . . freut Sie aufrichtig?"

„Ja, ganz aufrichtig! es iſt mir lieb, daß mein Dach wie ein Patmos betrachtet wird."

„Gott behüt' uns vor Herbertſchen Apokalypſen."

„Einverſtanden! hat er ſie aber hier, ſo iſt er ja glücklich, und Sie können nicht glauben, wie angenehm es iſt, wenn Jemand in unſerm Hauſe ſo recht glücklich ſich fühlt. — Ferner kommt eine meiner Couſinen mit Mann und Schwager, aber zum Pfingſtfeſt erſt."

„Iſt ſie liebenswürdig? geiſtreich? hübſch?"

„Seit vielen Jahren ſah ich ſie nicht, doch hörte ich, daß ſie von Männern unſäglich liebenswürdig gefunden wird; von ihrem Geiſt hörte ich nie; hübſch iſt ſie auch nicht .... aber ſchön."

„Schön? ah, welch ein herzſtärkender Gedanke! und wer iſt dieſe ſchöne Perſon, wo lebt ſie, wie heißt ſie?"

„Geduld! Geduld! ich ſag' Ihnen nichts weiter, um Ihre Neugier recht zu ſpannen. Kommen Sie und ſehen Sie! — Bis in unſer achtzehntes Jahr war ich ein Herz und eine Seele mit dieſer Couſine; ihre Mutter, die Schweſter der meinen, war allſommerlich einige Monate hier bei uns, und jezt erinnert ſie ſich, graziös und freundlich, der

Vergangenheit. Möge die Zeit uns nur nicht zu sehr einander entfremdet haben! Sehen Sie, Ohlen! zu den Mädchenfreundschaften hab' ich nicht das geringste Vertrauen! man ist so unreif, hat so oberflächliche Interessen, so vage Begriffe von sich und der Welt, so ungeheure Hofnungen, daß das wirkliche Leben aus der Mädchenraupe einen Schmetterling lockt, den die siebzehnjährige Freundin nicht ahnte; und da sie selbst ein ganz andrer geworden, so flattert der eine rechts, der andre links; sie begegnen sich häufig aus Gewohnheit, selten aus Wahl. Das Herz muß reif sein, ehe die großen Gefühle, welchen Namen sie haben mögen, Wurzel darin fassen können, denn Alle gehen von einem Punkt aus: von der Kraft."

Während Lady Desmond und Ohlen zwei helle, heitre Tage mit einander verbrachten, war Gaston in der trübsten Stimmung. Er hatte sich dermaßen an Leonorens Gegenwart gewöhnt, daß, als sie fort war, eine Leere, eine Oede in seinen Busen zog, wie wenn ein Vogel sein Nest verlassen hat und es nun kalt und einsam und überflüssig in den Zweigen liegt. Ihm war zu Muth, als müsse er ihr gleich nachreisen und sie anflehen, ihn nie zu verlassen. Aber dann zagte er bei der Frage, ob sie ihn liebe. Sie hatte zwar eine Nüance von Anmuth *mehr* in ihr Betragen gegen ihn gelegt, als gegen Andre; jedoch .... vorziehen ist noch nicht lieben, und sie schien doch ihren Vetter weit heftiger und inniger geliebt zu haben! Ach, seufzte er, ich hab' auch Blanche und Gertrud anders geliebt, und dennoch mein' ich nur bei Leonoren das Glück finden zu können, nach dem ich schmachte.

Seine Töchter beunruhigte ihn auch. Seit Catherine

abgereis't war, erkannte er, wie wolthätig eine genauere und wachsamere Aufsicht, als die der herzensguten, nachgiebigen Mademoiselle Juliette, auf Gertrud gewirkt habe. Sie war im achten Jahr, sie sollte nach grade etwas mehr lernen, als französisch plappern, und überhaupt bei geregeltem Unterricht und in gleichförmiger Lebensweise sich an eine ruhige Existenz gewöhnen. Er hatte Frau von Rosen gefragt, ob sie eine empfehlenswerthe Erziehungsanstalt kenne, und sie nannte Gnadenfrei. — „Himmel! rief Leonore entsetzt, das liebe, muntre Kind zu den Herrnhutern! nein, Graf Laßperg, bringen Sie Gertrud in eine Berliner Erziehungsanstalt; da sollen sehr gute sein! meine Mutter wird Ihnen darüber Auskunft geben können; aber bringen sie nur nicht Gertrud nach Gnadenfrei! das Herrnhuterwesen beängstigt mich.“ — Auf Gaston machte es denselben Eindruck, und Frau von Rosen empfahl nicht dringend Gnadenfrei, weil sie voraussetzte, Gertrud in Berlin werde Laßperg dahin locken und Leonoren Gelegenheit geben, durch das Kind den Vater vollends zu gewinnen. Hernach hatte Leonorens Mutter, ungefähr aus demselben Grunde versprochen, sogleich die sichersten Erkundigungen einzuziehen und an Frau von Rosen Bericht abzustatten. Darauf wartete Gaston; war der nach Wunsch, so wollte er sich von dem Kinde trennen; denn er mußte nach Galizien, wohin ihn unabweisliche Geschäfte riefen. Doch graute ihm vor der Trennung, vor seiner Einsamkeit, und dann verwünschte er den Prozeß und ersehnte einen Vergleich, um wenigstens von dieser Sorge und Spannung erlös't zu sein. Würde aber Catherine einen Vergleich annehmen, und nicht lieber das Recht bis zur unwiderruflichen letzten Entscheidung

verfolgen? wenn sie ihn ausschlug, so lagen vielleicht Jahre der Ungewißheit vor ihm, und es war ihm ein unbehaglicher Gedanke, eine junge Häuslichkeit mitten in dem Strudel eines großen Prozesses gründen zu wollen.

Diesmal aber begegnete sich sein und Catherinens Wunsch. Als sie gegen Ohlen über die Unbequemlichkeit dieses Prozesses klagte, entgegnete er: „Vergleichen Sie Sich mit Laßperg;“ — und er brachte einen Brief Catherinens an ihren Geschäftsführer aus Rosenau zurück.

„Ahnst Du, was ich bin?“ fragte Ohlen bei Gaston eintretend.

„Verlobt etwa? mir däucht, Du siehst so triumphirend aus.“

„Triumphirend — das kann sein! ich bin die Taube mit dem Oelzweig und bringe Botschaft des Friedens.“

„Von wem und für wen?“

„Lady Desmond wünscht nichts sehnlicher als einen Vergleich mit Dir abzuschließen. Laß Dich jezt nur nicht durch Deinen Advokaten zu unbilligen Foderungen verlocken, dann gratulire ich Dir voraus.“

„O, sagte Gaston und umarmte ihn erfreut, eine bessere Botschaft konntest Du mir gar nicht bringen! und hast Du meine Cousine so mild gestimmt?“

„Nein, Sie war es, war ganz engelhaft; und ich rieth nur zu dem, was mir recht scheint.“

Die Geschäftsführer verhandelten mit einander und mit ihren Clienten, und die Sache ging ihren Gang. Als Frau von Rosen durch Laßperg diese Wendung der Dinge erfuhr, sagte sie:

„Nun, mein lieber Graf, wenn Ihre Geschäfte vor-

theilhaft geordnet sind, müssen Sie mir versprechen Ihre einsiedlerische Existenz aufzugeben. Da ich alt und altmodisch bin, darf ich wohl gestehen, daß ich mich freue, wenn die Leute heirathen, und daß ich es nicht leiden kann, wenn — wie heut zu Tag geschieht — so viel junge Männer in egoistischer Einsamkeit verschrumpfen."

„Dies ist nicht allein Schuld der Männer, sagte Gaston, glauben Sie denn, eine solche Existenz sei eine befriedigende?"

„Ich weiß wol — man schiebt die Schuld auf allgemeine Zustände, auf die überfeinerte Erziehung und Verwöhnung der Mädchen, auf die großen Ansprüche an Zerstreuungen und Genüsse des Lebens, auf die Schwierigkeit bei den unmäßig gesteigerten Ansprüchen eine Familie zu versorgen; — aber was heißt das denn anders als eingestehen, man habe nicht Kraft und Vernunft genug, um sich nach seiner Decke zu strecken."

„An Kraft mag es uns gebrechen, entgegnete Gaston, doch beweis't es Vernunft genug, daß wir es einsehen."

„Die Männer sollen aber Kraft haben, um glücklich zu sein und zu machen! rief Frau von Rosen lebhaft und setzte lächelnd hinzu: da ich weder Töchter noch Nichten habe, so kann ich darüber reden, ohne in den Verdacht parteiischer Absichten zu kommen. Sehen Sie, bester Gaston, die Menschen sind so mattherzig geworden durch die große Ueberfeinerung, die wie die Grippe grassirt, daß sie ein gutes, tüchtiges, gesundes Glück nicht schätzen und begreifen. Golden, herrlich und wonnevoll soll das Leben sein, und dabei hauptsächlich bequem! nur vergißt man, daß das Leben uns Alles eher giebt, als ein brevet zum dolce far

niente; denn wo äußerlich die größte Behaglichkeit, iſt innerlich die größte Unbefriedigtheit, folglich Unbehagen und Unruh. Darum eben ſind Sorgen und Mühen, Plage und Anſtrengung ſo geſund, weil ſie das Heer wilder Leidenſchaften, arger Triebe in unſrer Bruſt nicht aufkommen laſſen, weil die ununterbrochene, angeſtrengte, ſchaffende Thätigkeit ein Bollwerk iſt gegen die Verlockung rechts und links."

„Was die ununterbrochene Thätigkeit betrift, ſagte Baron Oberg, der inzwiſchen eingetreten war und Frau von Roſen ſchweigend gegrüßt hatte, um ſie nicht zu ſtören; — ſo giebt es doch warlich wenig Männer, die nicht zu ihr, wie zum Frohndienſt verdammt ſind."

„Beſter Baron, ſagte Frau von Roſen, ich hab' allen Reſpect vor Euch ſtudirten Leuten, vor Euren Acten und Seſſionen, vor Euern Kenntniſſen und Eurer Wichtigkeit und Nützlichkeit. Es iſt auch gewiß ſehr edel, für ein Paar hundert Thaler jährlich in den Frohndienſt — wie Sie ihn nennen — des Staats zu treten; doch dieſe Art von Thätigkeit hatte ich nicht im Auge; Sie ſind durch dieſelbe ſehr abhängig, werden bald hier, bald dorthin geſchickt, und wechſeln wie Soldaten die Garniſon: da iſt es denn unbequem mit einer Familie befrachtet zu ſein! es iſt vielleicht unmöglich. Ich ſprach aber von einem beſondern Fall, von Graf Laßperg, der Gutsbeſitzer iſt und frei über ſeine Zeit und Perſon beſtimmen kann. Ich wollte, das Beiſpiel meines Sohnes gefiele Ihnen, Laßperg! der kam bei zwei und zwanzig Jahren von der Univerſität zurück, übernahm das Landgut, welches er von ſeinem verſtorbenen Vater hatte, ſah ſich um zwiſchen den Töchtern des Landes, und führte hin-

nen Jahresfrist ein junges, hübsches, wolerzogenes Mädchen unter sein bescheidenes Dach. Sie hat kein Vermögen, er besitzt nur ein mäßiges Einkommen, und da sie jezt vier Kinder haben — meine allerliebsten Enkelchen! — so versteht es sich von selbst, daß sie sich einschränken müssen und nicht die Hände in den Schooß legen dürfen. Dafür ist aber auch mein Sohn frisch und stark an Leib und Seele, hat Freude in der Welt, Interesse am Leben, Wolwollen für die Nebenmenschen, Vertrauen zu Gott — und das Alles, weil er sich nicht vor Mühe und Fleiß gescheut, und sich mit einem schlecht und rechten Glück begnügt hat."

„Doch ist ihm das größte begegnet, sagte Laßperg; er hat eine Frau gefunden, die so ganz Hand in Hand mit ihm geht, wie das unter seinen Verhältnissen nothwendig ist."

„Allerdings! doch die jungen Mädchen sind wirklich nicht so übel, wie die Männer es sich einbilden, um sich über ihren Ehewiderwillen in fremden und eignen Augen zu entschuldigen. Behandelt man sie verständig, so sind sie bildsam wie Wachs und fügen und schmiegen sich; nur muß man ihnen eben so wenig allen Willen lassen, als man heut sie vergöttert und morgen sie tyrannisirt. Darum ist nichts so schädlich, als lange Bewerbung oder gar langer Brautstand. Man hält ihn für gut, damit sich die Leutchen kennen lernen! Im Gegentheil! nicht im Festkleide, im Hauskleid, im Schlafrock — da lernt man sich kennen! da wird man nach zehnjährigem Brautstand eben so überrascht, als nach achttägigem. Die Braut ist ein ganz andres Geschöpf als die Frau, wird angebetet, verzogen, bewundert, auf Händen getragen — und dann plötzlich auf die Erde gestellt,

wo sie Schritt halten soll mit den langen Schritten, die der Herr und Gemal macht. Sie kann es; nur muß ihre Vergötterung nicht länger gedauert haben, als ein lieblicher Traum. Haben Zeit und Gewohnheit einen ihr gebührenden Zustand daraus gemacht, ja, dann freilich fühlt sie sich als Frau gekränkt und zurückgesetzt. Im andern Fall aber wird sie den Mann doppelt lieben, der ihr zwischen das oberflächliche Mädchenleben und den ernsthaften Frauenstand eine goldne Zeit, hold und vergänglich, wie die der Rosenblüte hineingezaubert hat. — Zwei Monat nach der Verlobung meines Sohnes war seine Hochzeit; er lebt jezt zehn Jahr lang einfach, thätig, zufrieden — was aber freilich Alles sehr altmodisch ist in einer Zeit, wo Jeder etwas Extraordinäres für die eigene, liebe, extraordinäre Person begehrt."

„Darum eben gehört ein so großer Entschluß zum Heirathen, entgegnete Gaston; man wägt und zerlegt, man dreht und wendet, man durchgrübelt und zergräbt sich selbst, und Andre, und Alles, so lange bis man zu einer ganz phantastischen Ueberschätzung oder blasirten Nichtachtung der Persönlichkeiten, der Verhältnisse und Zustände kommt. Beides ist gleich hinderlich, um festen Fuß in der Welt zu fassen, was man hauptsächlich durch die Ehe thut, denn heut zu Tag ist ihr der Staatsbürger durch geringeres Interesse einverleibt, als der Familienvater!"

„Und was die Griechen und Römer gethan, geht uns Gottlob! nichts an, also — nächstens werden Sie Sich verheirathen; nicht wahr?"

„Warum bitten Sie mich nicht darum, gnädige Frau?

fragte Oberg; weiß Gott! ich würde nichts Beſſeres verlangen — hätte ich nur Zeit dazu.“

„Die Klage über Mangel an Zeit und Laſt der Arbeit, ſagte Frau von Roſen, iſt hergebracht bei den angeſtellten Herrn, und ich will glauben, daß ſie mehr iſt, als Wichtigthuerei. Aber eben darum bitte ich Sie lieber nicht zu heirathen. Ich bedaure das arme Mädchen, das ſtatt eines Mannes eine Arbeitsmaſchine bekommt.“

„Man braucht nicht zur Maſchine herabzuſinken, ſagte Oberg empfindlich, wenn man mit Geſchäften überhäuft iſt, die doch immer unſre ganze geiſtige Thätigkeit in Anſpruch nehmen.“

„Man iſt doch gewiß Maſchine, wenn man ſich dermaßen in den Beruf einſpinnt, daß man außerhalb deſſelben zum Sehen, Denken, Fühlen keine Zeit hat! Der Beruf iſt ja nicht der ganze — ſondern nur ein Stückchen Menſch. — Uebrigens, mein guter Oberg, wollt' ich damit auch nur ſagen, daß Sie ſchon Zeit finden werden, wenn Ihnen der rechte Gegenſtand begegnet und wenn Ihnen die neue Würde des Aſſeſſors nicht mehr ſo ſchwer auf den Schultern liegt. — Nun, Graf Laßperg, bekomm' ich Ihr Wort?“

„Gnädige Frau, ich bin Ihnen unſäglich dankbar für Ihre Theilnahme, allein dies Verſprechen hängt nicht von mir allein ab.“

„Nicht ganz! — aber den unumſtößlichen Vorſatz zu faſſen und weder Sich miſanthropiſch auf Ihrem Gut niederzulaſſen, noch in der Welt umher zu vagabondiren — das hängt von Ihnen ab, das ſollen Sie mir verſprechen.“

„Baron Oberg und ich ſind heut bei Ihnen in ſtrenger Schule,“ ſprach Gaſton lachend.

„Und in meinem Eifer, entgegnete sie, vergesse ich Ihnen eine Mittheilung von Frau von Ohlen zu machen, die Ihnen vor der Hand wichtiger ist. Sie hat eine vortreffliche Pensionsanstalt für Gertrud vorzuschlagen; lesen Sie Selbst den Brief.“

Gaston nahm ihn freudig und fand wirklich die befriedigendste Auskunft. Er beschloß zum Pfingstfest Gertrud nach Berlin zu bringen, und Frau von Rosen ermahnte ihn sehr, dazu sich so rasch wie möglich zu entschließen, denn Gertrud laufe Gefahr complet zu verwildern. Da Fanny Ohlens Heirath zu derselben Zeit statt finden sollte, so hofte sie heimlich dies Bild des Glücks könne von guter Wirkung auf Gaston sein. Er traf die Reiseanstalten.

Herbert zog hofnungsfroh in Rosenau ein. Catherine hatte ihm ein Zimmer im obern Stockwerk des Pavillons bestimmt, wo im untern der große Bibliothekſaal war, zu dem sie ihm den Schlüssel gab.

„In diesem Gebiet können Sie ungestört arbeiten, sagte sie. Ich komme nur selten nach der Bibliothek, um mir irgend ein Buch zu holen und jezt werden Sie mir die Mühe sparen, nicht wahr, und mir bringen, was ich verlangen sollte.“

Doch mehr als alle Bücher interessirte sie ein Päckchen, das Ohlen ihr durch Herbert gesendet hatte. Er schrieb dazu:

„Liebenswürdige! Einem Freunde theilte ich diese Blätter mit um mich zu rechtfertigen und zu vertheidigen. Bei Ihnen hab' ich das nicht nöthig, und nur aus reinem, herzlichen Vertrauen biete ich Ihnen diese Blätter. Ich liebe nicht, daß die Welt ihren Finger auf meine Schmerzen

legt, denn, was er berührt, wird leicht eine Wunde oder ein Fleck; aber Ihre Hand iſt zart und rein wie ein Lilienblatt, thut nicht weh und befleckt nicht. Sie ſollen meine Seele kennen. — Behalten Sie die Papiere, bis ich im hellen, heitern Pfingſtfeſte komme ſie wieder zu fodern; denn ich komme gewiß. Ich will Ihre ſchöne Couſine mit meinen Augen — und Sie mit meiner Seele bewundern, was ich aufrichtig thue und mich wol hüte, es Ihnen zu ſagen. Sie könnten mich deſſen nicht würdig finden.

Julian Ohlen."

Das war es alſo! ſprach Catherine zu ſich ſelbſt, nachdem ſie mit tiefer Rührung die Blätter geleſen — das war es, was ich in ihm ahnte, was ich über ſein Antlitz wie Wolkenſchatten laufen ſah! Dies Leben der Seele liegt alſo unter dem heitern Leben des Tages, wie ein Atlantis unter dem glatten Meer! — Und dieſe Vincenze Sonsky, von der ich reden hörte, wie von einer bizarren Frau — warum kannt' ich ſie nicht! .... von ihr hätte ich lernen können, wie man es macht, um das, was man aus freiem Willen übernommen und angefangen hat, mit ſtarkem Willen durchzuſetzen. O, wie würd' ich ſie geliebt haben! und wir waren entfernt verwandt .... unſre Großmütter Schweſtern, und begegneten uns nie! Daher wahrſcheinlich die Aehnlichkeit mit jenem Bilde, die Ohlen ſo auffiel! .... ob meine arme Großmutter ein ähnliches Schickſal gehabt hat? ſie ſieht ſo aus. — O mein Gott, ſolche Liebe iſt ein Fremdling auf der Welt! ſie begrüßt hie und da einen Auserwählten, ſo wie die Engel zum Erzvater kamen. Aber ihm verhießen ſie die irdiſche Zukunft — häufiger noch zerſtören ſie dieſelbe. Gleichviel! ſie ſind doch göttliche Boten,

und es ist eine Ehre für die Seele, die ihnen begegnet ist. Und Ohlen! der versteht doch ein Schicksal zu tragen! er jammert nicht, er zürnt nicht, er ist nicht verbittert, nicht ermattet — und doch nagt der Geier ihm am Herzen. Oder ist's Leichtsinn? hat er sie halb, wird er sie ganz vergessen? Nein, unmöglich! man vergißt nicht die Frau, bei deren Erinnerung das ganze Wesen sich so verklärt, wie ich ihn neulich gesehen habe.

Diese Mittheilung erwärmte ihr Herz. Ach, man resignirt sich keine Liebe und kein Glück zu haben, wenn man nur weiß, daß sie auf der Welt sind.

Inzwischen fiel ihr ein, ob sie nicht Gaston einladen solle, das Pfingstfest in Rosenau zuzubringen. Sie hatte ihn zwar in der letzten Zeit wenig gesehen, aber sie wünschte wieder in die verwandtschaftliche Stellung zu ihm zu kommen, um so mehr, da der beabsichtigte Vergleich doch eine Art von Uebereinstimmung zwischen ihnen wünschenswerth machen würde. Sie schrieb ihm ein Paar freundliche Worte, aber ihr Brief kam an demselben Tage in Breslau an, als Gaston mit Gertrud und Baron Oberg nach Berlin abgereis't war; Letzterer wollte die Hochzeit seines Bruders feiern helfen, und sich nebenher in der Stille nach dem „rechten Gegenstand" umsehen, den Frau von Rosen ihm verheißen hatte. Für ihn wäre derjenige der rechte gewesen, der ihm eine Million als Brautschatz gebracht hätte, oder doch zum wenigsten eine halbe. Berlin ist eine große Stadt, dachte er, wer weiß, ob mir da nicht ein Glück beschieden ist.

Catherinens Gäste waren angelangt. Nach neun Jahren sahen sich beide Cousinen wieder, sehr freundlich, auch sehr freudig, aber mit entfremdeten Herzen, wie das zwischen

Blanche Sonin und Catherine Desmond nicht gut anders ſein konnte. Blanche war vielleicht noch ſchöner als in der Zeit, wo ſie den armen Gaſton mit kaltblütigſter Unbefangenheit wahnſinnig zu machen ſuchte und machte; und auch dies Talent hatte bei ihr zugenommen. Ihr Mann, der durch Gaſton zu einer Wallung von Eiferſucht gebracht war, legte dieſen Fehler ſehr bald ab, obgleich Blanche nicht ermangelte, ihm die gegründetſte Urſache zu geben — oder vielleicht eben deshalb; denn er ſah früh ein, daß ſeine Eiferſucht ihm nur läſtig werden, und nie ſeine Frau hindern werde durchzuführen, was ihr beliebe. Ueberdas war ſie ſehr liebenswürdig, ſogar gegen ihn, wenn ſie guter Laune war; weshalb ſollte er ſich die unangenehme Mühe geben, dieſe gute Laune durch Ermahnungen zu ſtören, die nichts fruchteten? — Blanche war, ohne es zu ahnen, durch Gaſtons Leidenſchaft verwöhnt worden. Nachdem ſie ihn fortgeſchickt, vermißte ſie ihn täglich, ſtündlich, ohne es ſich einzugeſtehen. Wenn ſie den kleinen Finger bewegt hatte, ſo hatte er es bemerkt und bewundert; um von ihrem Mann bewundert zu werden, hätte ſie wenigſtens durch die Lüfte fliegen oder trocknen Fußes durch die Moldau gehen müſſen. Das war nicht zu ertragen, ſie fühlte eine namenloſe Langeweile. Sie bewunderte ſich aufrichtig, daß ſie im erſten Schreck den Heroismus gehabt, Gaſton in die Verbannung zu ſenden. Dann zürnte ſie ihm, daß er, wahrſcheinlich auch im erſten Schreck, wirklich gegangen war. Allein als der Winter kam und die Geſellſchaft mit ihren Zerſtreuungen nach Prag zurückbrachte, und als Blanche die Königin der Feſte und der Herzen wurde — da ward Gaſton ſo gänzlich vergeſſen, als habe er nie auf der Erde exiſtirt, und ſie ver-

ſank in das Leben des Leichtſinns und des Vergnügens. — Der Schwager, den ſie mitgebracht hatte, war eine zweite Edition ihres Mannes, nur zwölf Jahr jünger als der, und ſechs Jahr jünger als Blanche; darum betete er ſie, ſo glühend wie ſein Phlegma es erlaubte, in der Ferne an, und ſie kokettirte unbarmherzig mit ihm.

An einem Tag, als die Herrn auf die Entenjagd gefahren und beide Couſinen allein waren, erinnerten ſie ſich ihrer Kindheit und erſten Jugend, und Catherine ſagte:

„Es war ein liebenswürdiger Einfall von Dir, daß Du an Roſenau, nach alter Art, zum Sommeraufenthalt dachteſt.“

„Ja, Cathi! entgegnete Blanche, ich wollte Dich gern wiederſehen — und dann .... wollt' ich auch gern Prag verlaſſen, und zwar auf einige Monat, denn ich muß Dir nur geſtehen — da iſt ein Mann, der mein Leben verbittert.“

„Wie denn das?“ fragte Catherine verwundert.

„Er liebt mich!“ ſagte Blanche unbefangen.

„Das iſt freilich ſehr traurig“ — entgegnete Catherine.

Blanche, die auf der Chaiſelongue lag, und ihre langen, ſchwarzen Locken um ihre weißen Finger wickelte, erwiderte: „O, zuerſt war es gar nicht traurig, aber .... als er eiferſüchtig ward! .... Mein Gott, ein Mann hat vielleicht ein Recht zur Eiferſucht, aber derjenige doch ganz gewiß nicht, dem ich Huld, Güte, Neigung, was weiß ich! geſchenkt habe, ohne den Contract darüber abzuſchließen, daß er fortan der Einzige ſein ſoll, der mir gefällt. Dies iſt gewiß ein ſehr liebenswürdiger Menſch, geſcheut, fein, klug, kurz Alles, was vor der Schwäche der Eiferſucht ſchützen kann, und dennoch ward er es, und plagte mich

dermaßen, daß ich mit ihm brechen, und hier Erholung und Zerſtreuung ſuchen mußte .... denn ich wurde ganz nervenſchwach von den Szenen, die er mir täglich machte."

Catherine ſchwieg; ſie hatte gar keine Luſt die Vertraute ihrer Couſine zu werden, und ſie wollte ihr auch nichts Unangenehmes ſagen. Sie arbeitete fort. Blanche ſagte nach einer Pauſe:

„Cathi, langweilſt Du Dich nicht ſehr, wenn Du hier allein biſt?"

„Ich erlaub' es mir nicht, ſagte Catherine lächelnd; Langeweile iſt eine ſchlechte Gewohnheit, die man bekämpfen muß."

„Freilich! aber was kannſt Du hier für Zerſtreuung haben?"

„Wenig — in dem Sinn, wie Du das Wort verſtehſt, liebe Blanche; aber doch Beſchäftigung genug."

„Und amüſirt Dich denn dieſer Herbert, Dein Hofpoet, Dein Taſſo, der ganz in Deine Anbetung verſunken iſt?"

„Er amüſirt mich wenig; allein er liebt es in dieſer romantiſchen Gegend poetiſche Studien zu machen, und wenn er irgend etwas anbetet, ſo iſt es ganz gewiß ſeine eigne Perſon."

„Wie? ein Narciß iſt dies ſchweigſame Weſen? einen Taſſo hätt' ich gelten laſſen — Dichter müſſen immer ein Idol haben, dem ſie huldigen; allein ſie dürfen ſich nicht ſelbſt zu ihrem Idol machen. Das verdient Strafe."

„Liebe Blanche, ich bitte um Gnade für ihn! Deine ſchönen Augen können viel Unheil ſtiften, und gar bei einem Dichter und einem eitlen dazu."

„Aber was denkſt Du denn, daß ich ihm Böſes thun

werde? fragte Blanche und lachte ſo herzlich, daß Catherine auch lächeln mußte. Sieh nur, ſo lange ich dachte, daß ſeine Vergötterung für Dich ihn dermaßen abſorbire, daß er für alle Uebrigen und ſogar für Dich ſtumm und taub iſt, ſo überließ ich Dir das Recht ihn aus ſeinem Siebenſchläferzuſtand zu wecken; das iſt aber nicht der Fall, alſo erbarme ich mich ſeiner, und erweiſe ihm dadurch eine große Gnade. Solch einen loup-garou hab' ich lange nicht geſehen! kommt in den Speiſeſaal, macht eine kurze Verbeugung, ſetzt ſich und ißt, ſpricht keine ganze Sylbe ungefragt und gefragt eine halbe, und verſchwindet mit dem Kaffee. Abends eben ſo! ich habe nie mit einer ſolchen Haſt den heißen Thee herunter ſchlingen ſehen! und all dieſe Eil, dieſe Schweigſamkeit, dieſe Ungeſelligkeit, weil er große, langweilige Gedichte ſchreibt, die vermuthlich Niemand lieſ't. Das iſt nicht der Mühe werth! darüber muß ich ihn aufklären."

„In jeder Rivalität mit einer Sterblichen wirſt Du triumphiren, entgegnete Catherine lächelnd; ob aber über Herberts Muſe — iſt die Frage, denn er hat ſich nun einmal zur Poeſie entſchloſſen, c'est un parti pris" . . . . —

„O mag er immerhin dichten, nur mit Maß! wenn er mich z. B. beſingen wollte — das würde mich ſehr amüſiren. Man hat mir noch nie in Verſen gehuldigt, immer in Proſa, zuweilen in recht fader, meiſtentheils ſogar! Nun ich ſage Dir, binnen drei Tagen muß Dein Dichter wenigſtens ein halbes Dutzend Sonette auf mich gemacht haben."

Catherine lachte hell auf und rief: „Nein, Blanche, ein ſolches Mirakel iſt Dir nicht möglich! glaubſt Du denn, daß Herbert täglich mehr als zwanzig Verſe ſchreibt? daß

er ſie ſo leicht aufs Papier wirft, wie Du einen Brief von vier Seiten? Liebes Herz, er arbeitet ja, er treibt ja die Sache mit tiefem Ernſt!"

„Wie? er arbeitet .... O ich haſſe die Leute, die arbeiten! richtig! deshalb iſt er ſo langweilig. Gott, wie hab' ich ehedem meinen Mann beſchworen nicht ſo viel zu arbeiten. Aber das iſt nun einmal die Liebhaberei der Sonin! ich bin keine Sonin in dem Punkt, ich! Stell Dir vor, Damian, mein kleiner Schwager, wollte ſich auf das Studiren legen, Mathematik, Geſchichte, Strategie, Politik; wozu braucht ein Soldat ſolche Gelehrſamkeit? ich frage! ich hab' ihn aber auch ſo lange darüber ausgelacht, bis er all den Wuſt fortgeworfen hat."

„O Blanche! ſprach Catherine ernſthaft, das iſt ſehr unrecht von Dir! Du hätteſt ihn in ſeinem Geſchmack an ernſten Beſchäftigungen beſtärken ſollen! die jungen Männer werden ſo flach, ſo hohl, wenn ſie ihn nicht haben" .... —

„Und ſo trocken und ſchwerfällig, wenn ſie ihn haben!" unterbrach Blanche lachend.

„Aber ich glaube nicht, daß Dein Schwager jemals in der Geſellſchaft brillant ſein wird — dazu gehören beſondre Gaben! jedoch frivol kann er werden aus Mangel an Beſchäftigung und aus Gewohnheit des Herumtreibens .... bedenk' doch, welchen ſchlechten Dienſt Du ihm leiſteſt."

„Keineswegs! ſo lange man jung iſt, muß man die glänzende, fröhliche Seite des Lebens aufſuchen und genießen — denn dazu hat man ja die Jugend! weshalb ſoll ſie das Alter antizipiren? In ſpäten Jahren iſt Zeit genug den Bücherſtaub ſich und Andern als Sand in die Augen zu ſtreuen, um über Freuden blind zu machen, die man

nicht mehr genießen kann, und von denen man folglich ſchlecht ſpricht, wie ſich von ſelbſt verſteht. Und dann iſt es ſehr amüſant, einen in unerquickliche Gelehrſamkeit eingewindelten Menſchen aus ſeiner Lethargie aufzuwecken. Findeſt Du nicht?"

Catherine dachte an Desmond und entgegnete traurig: „Es iſt nur ſo übernatürlich ſchwer."

Blanche richtete ſich halb auf, ſah ihr von unten lächelnd in die Augen und fragte:

„Biſt Du wirklich ſo ſehr ungeſchickt, oder neckſt Du mich, lieber Engel."

„Ich bin nur ungeſchickt," ſprach Catherine mit demſelben traurigen Ton.

„Ah ſo! rief Blanche mit einem Ausdruck, als ſei ſie plötzlich zur Erkenntniß über Catherine gekommen und ſtreckte ſich wieder bequem auf der Chaiſelongue aus; Du ſuchſt gewiß durch hohe Opfer, durch ſeltne Selbſtverleugnung ein Herz zu erwärmen oder zu gewinnen — ich weiß nicht, mit welchem Namen Du die Sache nennſt, die eigentlich gar keinen Namen hat. Das mußt Du nie thun! Begehre und nimm Du getroſt alle Opfer! nie iſt ein Mann ſo glücklich, als wenn Du ihm den Fuß auf den Nacken ſtellſt."

„Ja! rief Catherine lebhaft, weil er ſich die momentane Sklaverei mit einer lebenslänglichen bezahlen läßt, und weil er für jedes Opfer, das er Dir bringt, dereinſt ein dreifaches von Dir fodern wird. O Blanche, den Gehorſam eines Mannes mußt Du früh oder ſpät mit Unterwerfung bezahlen. Sei vorſichtig mit Deinem Schwager."

„Ah bah! ſagte Blanche, was ich auch thun möge — immer trage ich Sorge jeden Anſtrich von Opfer und en-

trainement zu vermeiden: dann bleibe ich Herrin. Ich thue, was mir gefällt, was mich freut — nicht, weil der Mann es wünscht, und auf die Weise bleibt er mein Sklav, mein Unterthan, car j'octroie la charte, wie Ludwig XVIII. bei der Reſtauration."

„Gott! rief Catherine, iſt es denn für eine Frau ganz unmöglich in der Liebe dem Mann zur Seite zu ſtehen? nicht über, nicht unter ihm? weder beherrſchend noch tyranniſirt? ſondern jeder Theil frei und ſelbſtändig, wie die rechte und linke Hand!"

„Da ſiehſt Du es, Cathi! die linke Hand iſt nie ſo entwickelt, als die rechte, und da ein Theil doch nothwendig die Linke ſein muß, ſo ſuch' ich immer als die Rechte zu agiren. Wollen wir etwas Muſik machen? Du haſt da hübſche, vierhändige Sachen, hab' ich geſehen! aber ich ſage Dir, ich ſpiele die Oberſtimme, obgleich Du kein Mann biſt. Sollte ich ſecundiren, ſo käm' ich aus dem Tact."

Catherine verließ ihren Stickrahmen, Blanche die Chaiſelongue, ſie gingen zum Flügel in den Salon, und Catherine, ganz erfreut, daß Blanche für irgend eine Beſchäftigung Intereſſe zeige, fragte:

„Alſo die Muſik haſt Du fleißig geübt? das iſt recht! Du hatteſt eine ſo ſchöne Stimme und viel Talent."

„Ja, ſagte Blanche, Muſik treib' ich mit Leidenſchaft."

Catherine war erſtaunt; Blanche ſah ſo gar nicht wie eine Perſon aus, die für und durch die Kunſt begeiſtert iſt, denn die Kunſt will, wie die Liebe, ein volles, ganzes Herz. Blanche fuhr fort:

„Wer Muſik zu machen verſteht, der dominirt einen ganzen Salon, und macht ſich zu deſſen Mittelpunkt, ohne den

Uebrigen läſtig zu werden, worauf man doch auch in der Geſellſchaft Rückſicht nehmen muß, wenn man auch noch ſo ſchön und gefeiert iſt. Ich ſinge eine Cavatine, eine Belliniſche zum Beiſpiel, recht ſchmelzend, recht brillant — und Frauen applaudiren, und alle Männer beten an. Ich ſpiele irgend eine Phantaſie, recht kraus, wild und bunt, von der kein Menſch etwas verſteht — dann bilden ſich die a parte für die Zuhörer, die nur ſcheinbar zuhören, und im Schutz der Muſik einige Worte wechſeln, die ſie ſonſt nicht gewagt haben würden; denn Du weißt, nie plaudert man lieber mit ſeinem Nachbar, als wenn ein Tonmeer in den Lüften wogt und unſern Sprachton dämpft. Durch meine Capriccios hab' ich mir eben ſo viel Dankbare, als durch meine Cavatinen Neiderinnen gemacht. Ich ſpiele einen Walzer, recht brauſend und ſauſend, wenn die Converſation nicht belebt iſt, wenn die Perſonen, welche zu einander gehören, ſich nicht treffen können, wenn Lauheit oder Zerfallenheit herrſcht; eine Frau benutzt den Walzer und ſagt: Wir wollen tanzen! — man tanzt, man animirt ſich; wo eben kühle Langeweile, iſt plötzlich geſellig frohe Stimmung. Hab' ich meinen Walzer beendet, ſo bittet mich ein Herr um Gottes willen ihm den Platz am Flügel zu überlaſſen und meine allerliebſten Händchen nicht lahm zu ſpielen. — Siehſt Du, meine Seele! darum hab' ich die Muſik ausſchließend und mit Glück kultivirt."

Es kam eine unausſprechliche Traurigkeit über Catherine. Sie legte beide Hände auf die ſchönen Schultern ihrer Couſine und fragte mit faſt zitternder Stimme:

„Und biſt Du denn auch glücklich, Blanche? haſt Du denn auch einen Troſt, eine Zuverſicht, eine Hofnung,

irgend etwas für den Fall, daß Leiden über Dich kommen könnten?“

Blanche umarmte zärtlich ihre Couſine und ſprach: „Wie Du gut biſt! immer warſt Du ein ſo herziger Engel! .... aber Leiden? woher ſollten mir Leiden kommen? ich lebe ſehr gut und vernünftig mit meinem Mann, wir harmoniren zwar nicht, aber dafür brouilliren wir uns auch nie; er geſtattet mir meine kleinen Phantaſien, ich verzeihe ihm ſeine Gleichgültigkeit. Von meinem großen Fehler mehr Geld auszugeben, als ich hatte, hab' ich mich gebeſſert. In der Geſellſchaft bin ich gern geſehen, obgleich man fürchterlich über mich mediſirt; aber über wen nicht? ich frage! — Von welcher Seite könnte mir alſo das Leid kommen?“

„Durch Deinen großen Leichtſinn, liebe Blanche, ſagte Catherine ſchüchtern; Du verwickelſt Dich in quälende Verhältniſſe mit Männern .... wie Du mir vorhin einen ſolchen Fall erzählt haſt“ .... —

„O, ſei ruhig, meine gute Cathi! rief Blanche, wieder mit zärtlicher Umarmung; — ich habe nie eine große Leidenſchaft gehabt und werde auch nie eine haben: dazu gehört eine andre Seele, andres Blut, andre Lebensanſicht; dadurch, ich glaub' es gern, kann man ſehr unglücklich werden! Aber jezt hab' ich zwar mitunter Verdruß, Unwillen, Aerger, zuweilen ein wenig Angſt, wie dieſen Winter durch den unſeligen Florentin .... doch kein Leid, keinen Schmerz“ .... —

„Und keine Reue?“ fragte Catherine ſanft.

„O ja, entgegnete Blanche gelaſſen, ich bereu' es immer, wenn ich Unrecht gethan habe.“

Catherine hatte Luſt zu lachen: dies Weſen war aller-

dings dem Bereich des Schmerzes entrückt. Ihr graute fast vor Blanche, als sei diese ein schönes Gespenst, ein Trugbild, ein Blendwerk, das in Nebel zerfließen müsse, wenn der Hahn kräht, oder wenn man ein andächtiges Gebet spricht, wie das in alten Geschichten passirt, wo fromme Mönche oder tapfere Ritter solche Versuchungen zu bekämpfen haben. Und doch konnte sie gar nicht in Zorn über Blanche gerathen. Sie ist allzu erbärmlich! dachte sie, und es war ihr ein Schmerz dies denken zu müssen; ist es aber möglich, daß sie über Männer andre Triumphe als die der Eitelkeit haben kann? sieht denn nicht Jeder, daß in ihrem Innern eine Maschinerie ist, statt eines Lebens der Seele? Wer das nicht sieht, verdient es auch nicht besser! .... Ach, Männer und Frauen sind ziemlich gleich an Werth!"

Blanche beharrte bei ihrem Vorhaben Herbert zu degourdiren, wie sie sagte. Da Ohlen jetzt auch in Rosenau eintraf und allerdings viel liebenswürdiger und unterhaltender war als Herbert, so sah Blanche durchaus nicht ein, weshalb sie sich vorzugsweise mit dem minder Angenehmen beschäftigen solle; und da überdies der arme Damian auch noch da war, dessen Bildung zu vollenden ihr sehr am Herzen lag — so war es wirklich bewundernswerth, wie geschickt sie sich zu benehmen wußte, um alle drei ihrem Willen zu unterwerfen. Kein Diplomat konnte gewandter drei feindliche Mächte zu einem Ziel zu führen suchen, und Ohlen war der Einzige, der ihr Spiel nur darum mit scheinbarem Ernst behandelte, weil es ihm Spaß machte. Herbert, der einige Monat früher zu Catherinen sagte: „Ich habe mich Gottlob! nie verliebt;" ging blindlings in die erste Leidenschaft seines Lebens hinein; und Blanche hatte

den unsäglich süßen Triumph ihn der Bibliothek und seinen Studien abtrünnig zu machen, und ihn vom Morgen bis zum Abend mit der übrigen Gesellschaft zu verweben. Dabei durfte er kein Wörtchen, weder von eigner noch von fremder Poesie reden, und trotz dieses strengen Verbotes war er selbstzufriedner denn je.

Als Catherine an Ohlen seine Papiere zurückgab, sprach sie: „Was soll ich Ihnen sagen? Ihr Vertrauen hat mir ein Kleinod gegeben, und ich bin stolz darauf instinktmäßig gewußt zu haben, daß Sie nicht zu dem Pöbel der Welt gehören. In Ihrem Schicksal spielt Vincenze die Hauptrolle; allein die Art, wie Sie ihr zur Seite stehen, hebt Sie eben so hoch. — Und nun sagen Sie mir, durch welch' Wunder Sie im täglichen Leben so heiter sein, und gleich allen Andern lächeln, scherzen, tändeln können!"

„Aus alter Gewohnheit! so war ich, ehe ich . . . sie kannte: die grüne, bunte Erde. Daß ein Sternenhimmel in mir ist, weiß ich nur durch sie; der geht auf und unter um sie, wie um die Sonne, denn von ihr nur empfängt er sein Licht. Ich kann ihn nicht vor Andern leuchten lassen, oder nur dann, wenn sie Augen für ihn haben, wie Sie, Lady Catherine! Für die Uebrigen bleibe ich die grüne, bunte Erde. Wie würde ich Gräfin Sonin langweilen, wenn ich es nicht wäre! und verdient eine so schöne Person nicht die kleine Rücksicht, daß man ihr angenehm zu sein sucht?"

„Sie lassen Sich dies Bestreben sehr angelegen sein!" rief sie scherzhaft mit dem Finger drohend.

„Ja, sagte Ohlen, Herberts Mienen wären noch größerer Bestrebungen werth. Wenn ein Wort zwischen mir und Gräfin Sonin gewechselt wird, das ihn frappirt, so sieht er

aus, als ſuche er einen Dolch; und wenn ich ihn dann ſehr höflich „Herr Doctor“ nenne — als ſuche er aqua tofana.“

„Aber ihm iſt die Sache hoher Ernſt.“

„Darum eben muß er geneckt werden! Hoher Ernſt für die Liebe; Scherz für die Koketterie; ſo halte ich es. Der Mann, der das unter einander miſcht, iſt keiner Liebe werth.“

Catherine ſah ihn mit einem ſo ſtralenden Lächeln an, daß er heiter fragte: „Sollt' ich ſo glücklich geweſen ſein, etwas Abſonderliches geſagt zu haben?“

„Die Wahrheit,“ entgegnete ſie.

Es war ein heißer, gewitterdrohender Nachmittag. Die langen Glasthüren, die aus dem Salon in den Garten führten, waren geöfnet, doch Graf Sonin allein fand die Luft nicht zu drückend, um draußen zu verweilen. Vielleicht fand er es ſeiner Cigarren wegen, denn er war ein heftiger Raucher. Er ſaß unter einem blühenden Orangenbaum und las rauchend die Augsburger Zeitung, und wenn er einen Artikel geleſen, ſo ſtand er auf, ging langſam auf und ab, und ſann über deſſen Richtigkeit und Wichtigkeit nach. Zuweilen blieb er in tiefen Gedanken vor dem großen Käfig ſtehen, worin Catherinens großer, grauer Papagei unermüdlich hin und her kletterte, und eben ſo unermüdlich ſchnarrte und quarrte. Zwiſchen vielen unverſtändlichen Worten ſagte der Papagei ſehr verſtändlich: „Krau' mir's Köpfchen!“ und nahte ſich Jemand ſeinem Käfig, ſo legte er dabei den Kopf auf die eine Seite und blinzelte einladend. Graf Sonin erfüllte regelmäßig dieſen Wunſch, und kraute, immer in Gedanken, dem Papagei ſo lange das Köpfchen, bis dieſer des Vergnügens überdrüſſig wurde, und ihn in die Finger hackte. Dann ſagte Graf

Sonin: „Falſche Creatur!“ und kehrte zu ſeiner Lectüre oder zu ſeiner Promenade zurück.

Im Salon ſaß Blanche tödtlich ermüdet auf einem Sopha. Perſonen wie ſie haben weder ein Leben des Geiſtes, noch des Herzens, nur der Sinne und Nerven. Sie war wie gelähmt von der Gewitterluft; ihr ſchöner Kopf lag meiſtentheils rückwärts auf der Sophalehne; ihr prächtiges, ſchwarzes Haar, das bläulich ſchimmerte wie eine Rabenfeder und in einigen langen Locken auf ihre Schultern fiel, hob in dieſer Stellung ihr alabaſterfarbenes Antlitz hervor, über welches, wenn ſie ſprach oder wenn ſie die geringſte Bewegung machte, ein blaſſes Roth rieſelte. Auf ihrem Schooß ſtand ein chineſiſches Körbchen mit Goldtreſſen, die ſie zu zerzupfen pflegte; aber heute war auch dieſe Arbeit zu mühſam und ihre Finger ſpielten nur ſchlaff mit den Goldfädchen. Sie trug ein weißes Linonkleid, blaßgrün gefuttert, ganz zart, damit die wundervolle Zartheit ihres Colorits in gehörigem Einklang mit dieſer Farbe ſei; und Titian ſelbſt würde ſchwerlich je ein reizenderes, üppigeres Bild gemalt haben. Damian ſaß auf einem kleinen Tabouret neben ihr und wehte mit einem großen, grünen Fächer hin und her; und Herbert ſaß ihr gegenüber, voll Grimm, daß ihm kein Mittel gelingen wollte, um Damian zu entfernen, denn er ſah voll Entſetzen den Moment kommen, wo Blanche einſchlafen würde und ſchmeichelte ſich mit der Hofnung, ſie munter zu erhalten, wenn Damian ſich nicht immer in die Unterhaltung miſchte.

Am andern Ende des Salons ſaß Catherine, friſch und blühend wie immer, Ohlen und Stephanie — alle drei an einem Tiſch, der mit Bleiſtift, Kreide und allerlei Zeichen-

geräth bedeckt war. Sie zeichneten ſämtlich; Stephanie amüſirte ſich am wenigſten; denn ſie hatte eine Vorzeichnung zu copiren; aber ihre Mutter und Ohlen porträtirten die andre Gruppe, und Catherine trug Sorge beide Herrn ſo graziös wie möglich zu karikiren.

„O ich bitte, Gräfin Blanche! rief Ohlen, bleiben Sie nur eine Minute noch in dieſer Stellung! dann wird meine Zeichnung ein wahrer Diamant in Lady Desmonds Album.“

„Wenn ich nur eine halbe Minute noch ſo bleibe, ſo ſchlaf' ich; ſagte Blanche, Gewitterluft und der Duft der Orangenblüte und Sonins Cigarrenrauch, der ab und an in die Thür weht — das Alles betäubt mich.“

Sonin ging eben an der ofnen Thür vorbei und ſprach hinein: „Wenn ich nicht rauchte, ſo kämen die Mücken.“ — Dies iſt die Triumph-Phraſe eines Rauchers.

Blanche ſagte zu Herbert: „Erbarmen Sie Sich und leſen Sie mir etwas vor! denn warlich, ich mache den Scandal und entſchlummere.“

„Wie kann ich leſen, wenn Herr von Ohlen mit ſeiner lauten Stimme ununterbrochen Converſation macht,“ ſagte Herbert pikirt.

„Nun ſo leſen Sie, lieber Damian,“ ſprach Blanche und wendete graziös ihren Kopf nach ſeiner Seite.

„Was befehlen Sie?“ fragte er, auf den leiſeſten Wink bereit.

„Dort liegen die Memoiren der Marquiſe de Créqui; ſuchen Sie ein Paar luſtige Anekdoten auf, bitte.“

Herbert haßte die franzöſiſche Literatur, aus keinem andern Grunde, als weil ſie in der Mode iſt und nicht ihn

Verfaſſer hat. Ueberdas ſprach er nicht franzöſiſch, und rief daher mißbilligend:

„Durch dieſe Lectüre werden Sie gewiß nicht munter werden.“

„Warum nicht! dieſe alte Marquiſe erzählt vortreflich.“

„Aber inſipide Begebenheiten, Familiengeſchichten, Klatſchereien“ . . . . —

„Das iſt grade, was ich gern habe! leſen Sie doch, lieber Damian.“

Um dieſelbe Zeit nahte eine Reiſekaleſche dem Schloß, und der einzelne Mann, der darin ſaß, ſchien mit Theilnahme die Gegend zu betrachten. Es war Gaſton, der von Berlin nach Galizien reiſ'te, dem unter andern Briefen auch Catherinens Einladung nachgeſandt worden war und der jezt kam, um ihr ſeine Verlobung mit Leonoren anzuzeigen. Der Sprung über den Rubikon war gewagt! ſeine Reiſe nach Berlin, Gertruds Einführung in die Penſion, die Hochzeit Fannys, Leonorens Liebenswürdigkeit, ſein eigner Wunſch — Alles trug Etwas dazu bei, um plözlich den Entſchluß in ihm reifen zu laſſen. Er war nun da, in ihrer Heimat, täglicher Gaſt im Hauſe ihrer Mutter, er ſah wie natürlich freundlich ſie ſich gegen Gertrud benahm und in den fremden Umgebungen die Kleine tröſtete und heimiſch zu machen ſuchte; er ſah Fanny, die man kaum hübſch nennen durfte, verklärt von Liebesglanz und Liebesglück; ſeine alten Hofnungen erwachten, ſeine alten Wünſche regten ſich: warum ſollte ihm ein Leben voll Liebe verſagt ſein? warum ſollte Leonore es ihm nicht geben können — ſie, die ganz Liebe war? Und über alle Schwankung, und alle Unſicherheit ſeiner Verhältniſſe, riß ihn das ſtarke Vertrauen

zu ihr hinüber. Sie waren verlobt, und nur seine nothwendige Reise trennte ihre Verbindung.

Ein Diener meldete Catherinen seine Ankunft, und da er auf dem Fuß folgte und sich gleich zu ihr wandte und Ohlen neben ihr fand, so sah er nicht die übrigen Personen. Blanche hatte nicht den Namen des Gemeldeten gehört, und sich nicht die Mühe genommen ihre schönen matten Augen für irgend ein obskures Wesen zu öfnen; da rief plötzlich Sonin in den Salon tretend:

„Was tausend, Gaston! alter Freund! ... Blanche, sieh doch, Gaston Laßperg!“ — und er schüttelte ihm mit unglaublicher Freude die beiden Hände.

Gaston sah sich ganz bewildert um; als er Blanche gewahrte, veränderte er dermaßen die Farbe, daß Ohlen hülfbereit rasch zu ihm herantrat. Catherine, die kürzlich mit Ohlen eine ähnliche Scene vor dem Bilde ihrer Großmutter, unter dem Blanche saß, gehabt hatte — dachte heimlich: Aber ich muß das Gemälde fortschaffen; es bringt alle Männer um ihre Besinnung! — Denn daß Blanche diesmal die Ursache sei, konnte freilich Niemand ahnen, indem Blanche ohne den geringsten Anklang von Gastons Befangenheit den Kopf langsam aufhob und ohne übrigens ihre Stellung zu verändern, mit ihrem lieblichen Lächeln sagte:

„Wie geht es Ihnen? wir haben uns lange nicht gesehen.“

„Woher kennst Du meinen Vetter?“ fragte Catherine verwundert.

„Vor vielen langen Jahren war er in Prag, antwortete Blanche; allein es ist so lange her, daß ich meine, Graf Laßperg muß es vergessen haben.“

„Nun, nun! ſagte Sonin, ſo lange iſt es doch wirklich nicht, daß wir verheirathet ſind .... und es war in demſelben Sommer. Wiſſen Sie noch, Laßperg, wie Sie mir meinen wilden Fuchs bändigten?“

„Aber Sie ſind nicht wol, ſagte Catherine, Sie ſind gewiß in einem Zug von Berlin gekommen, und es iſt ſo heiß! Wollen Sie Sich nicht ein wenig in Ihrem Zimmer ausruhen.“

„Ich begleite Dich!“ ſagte Ohlen.

„Nun, was habt Ihr denn gezeichnet?“ fragte Blanche, nachdem beide Herrn den Salon verlaſſen. Sie ſtand auf, ging zum Zeichentiſch, beſah die Blätter und rief:

„Herbert iſt frappant ähnlich, aber ich bin nicht zu erkennen! Komm ein wenig in den Garten, Cathi, es weht ein kühles Lüftchen!“ — Sie nahm Catherinens Arm und ſagte draußen:

„Seelchen, Du mußt Dich nicht zu ſehr um Graf Laßpergs plötzliche Ohnmacht ängſtigen; es iſt nichts als der Schreck mich wieder zu ſehen.“

„Der Schreck? rief Catherine; o Blanche, was haſt Du ihm gethan!“

„Immer ſoll ich Böſes thun! erwiderte Blanche muthwillig; Du könnteſt doch lieber fragen, was er mir gethan hat; denn ich ſage Dir, wie er mich geliebt hat, ſo hat mich Keiner geliebt, auch Florentin nicht — ſetzte ſie mit einem halben Seufzer hinzu — er verlor Verſtand und Beſinnung, und ich auch .... zuletzt! aber da ſchickte ich ihn fort, denn ſeine Leidenſchaft war ganz von der Art, um eine vorſichtige Frau zu compromittiren, wie viel mehr mich, die ich damals ganz jung und unvorſichtig war. Aber ....

ſo geliebt zu werden — das iſt der Mühe werth! ſpäter hab' ich das erſt recht erkannt!"

„Alſo Gaſton hat Dich geliebt?" fragte Catherine langſam.

„Wenn ich bedenke, daß Herbert, daß Damian auch mich zu lieben behaupten, ſie, mit denen ich mich doch blos amüſire, ſo kommt mir das Wort Liebe, auf Gaſtons Leidenſchaft angewendet, ſehr matt vor."

„Und amüſirteſt Du Dich nicht mit ihm? geſtehe Blanche! haſt Du je ſein Gefühl erwidert und getheilt?"

„Behüte der Himmel! niemals! ich ſage Dir, er extravagirte. Dies wollte ich Dir nur mittheilen, damit Du Dich nicht verwunderſt über ſein Benehmen."

Sie kehrten in den Salon zurück. Gaſton ging während deſſen heftig in ſeinem Zimmer umher und ſagte aufgeregt zu Ohlen, der ihn ſtumm und ſtaunend betrachtete:

„Das iſt ſie! das iſt die Frau, von der ich Dir erzählt habe, ohne je ſie zu nennen. Ihr Name erſtarb mir auf den Lippen! das iſt ſie: Blanche Sonin. Wenn Du wüßteſt, wie weh ſie mir gethan!" . . . . —

„So zeig' es ihr doch nicht! Wie kannſt Du einer Frau, die Dich nie geliebt hat, zeigen, daß Du den Schmerz noch fühlſt, den ſie Dir vor langen Jahren zugefügt."

„Aber ich, ich liebte ſie, wie ich nie, nie geliebt habe, nicht Gertrud, nicht Leonore. O Leonore, ſie iſt jetzt meine Zuverſicht! Sagt' ich Dir ſchon, daß wir verlobt ſind? Blanche hat mich ganz verſtört."

„Werde glücklich, mein armer Freund," ſagte Ohlen und umarmte ihn herzlich, aber nicht freudig, denn heim-

lich dachte er: Ein Leben, das mit Blanche beginnt und mit Leonoren endet, kann ſchwerlich glücklich werden.

„Und ein ähnlicher gewitterhafter Tag war es, fuhr Gaſton fort, als ich ſie zum erſten Mal ſah, und ſolch ein grünliches Kleid trug ſie damals auch. O weshalb muß ich ihr wieder begegnen, und heute und hier! was wird ſie Catherinen erzählen“ .... —

„O, Catherine weiß, was ſie von Blanche zu halten hat! und was kann dieſe erzählen, wobei ſie ſich nicht ſelbſt in ein nachtheiligeres Licht ſtellte als Dich? und was geht Dich denn jezt Catherinens Meinung an? nicht von ihr hängt Deine Zukunft ab.“

„Ah, dieſe Blanche! nicht genug, daß ſie meine Liebe, meine Andacht zu ihrem Geſchlecht, meine ſüßeſten Erinnerungen vergiftet hat! nein, jezt begegnet ſie mir wieder, um durch ihre dämoniſche Erſcheinung meine ſtille Freude zu vergiften. An ſie glaubte ich mehr als an alle übrigen Weiber — was Weiber! .... mehr als an die ganze Welt außer ihr, und war mit meinem Glauben nichts .... als ein Narr. Sieh, eine ſolche Erfahrung untergräbt das Vertrauen, und giebt es ein Glück ohne Vertrauen in die Zukunft?“

„Ich beſchwöre Dich, ſagte Ohlen, ſei doch kaltblütig und faſſe Dich. Blanche würde ja triumphiren, hätte ſie eine Ahnung von Deinem Zuſtand. Und bedenke doch, daß Du verlobt biſt, ſetzte er lächelnd hinzu, und daß ſich Deine Braut nicht freuen würde, wenn ſie wüßte, in welche Aufregung eine alte Erinnerung Dich verſetzt.“

„Du haſt Recht, Freund!“ rief Gaſton, und um ſeine Haltung wieder zu ſammeln, kleidete er ſich um, und Beide

gingen dann in den Garten, wo sich die übrige Gesellschaft befand, denn das Gewitter hatte sich in der Ferne ausgetobt, und dem schönsten, mildesten Juniusabend Platz gemacht. Man war sehr heiter, und als Gaston allen seinen Freunden auf einmal seine Verlobung anzeigte, gab es kein Ende für Glückwünsche, theilnehmende Fragen und all den hergebrachten Wortkram. Blanche fragte neugierig:

„Ist Fräulein Ohlen sehr schön? wie sieht sie aus? brune piquante oder blonde touchante? wie Catherine oder wie ich?"

„Brune piquante, sagte Catherine, um Gaston die Antwort zu sparen; doch keineswegs so wie Du, liebe Blanche! es ist ein andrer genre."

„Ah, ernster und imposanter, ich verstehe!"

„Und wo werden Sie Sich etabliren?" fragte Catherine.

„Dort wo ich sein muß: auf meinem Gut in Galizien."

„Himmel, auf dem Lande! rief Blanche; wird sich Ihre Frau nicht tödtlich langweilen?"

„Langweilen wir uns hier, Gräfin Blanche?" fragte Ohlen.

„Ah, wir bilden eine charmante Gesellschaft und Rosenau ist wunderhübsch .... ist Ihr Landgut eben so hübsch, Graf Laßperg?"

„Aber man kann es gewiß hübsch einrichten, sagte Catherine, und ich denke mir das Vergnügen ein Besitzthum nach eigenem Geschmack einzurichten, eben so groß, als es angenehm ist, das Arrangement bereits getroffen zu finden."

„Ich würde sehr gern auf dem Lande leben, sagte Graf Sonin, nur ist es unvereinbar mit meinen Geschäften."

„Gottlob!“ rief Blanche.

„Deine Abneigung gegen das Landleben verpflichtet mich doppelt für Deinen Beſuch, liebe Blanche,“ ſagte Catherine freundlich.

„Ich begreife Blanche nicht, ſagte Sonin, ſie iſt zuweilen Tage lang in unſerm Gartenhauſe bei Prag. Erinnern Sie Sich noch der kleinen Villa, lieber Gaſton? es iſt mein Steckenpferd, ich verſchönere und ſchmücke ſie unaufhörlich. Auch Ihnen gefiel ſie ſehr.“

„Graf Laßperg wird ſchönere ſeitdem geſehen haben,“ ſprach Blanche ruhig und wendete das Geſpräch auf ſeine Reiſen.

Wäre ſie nicht in Roſenau geweſen, ſo würde Gaſton ſchwerlich ſeinen Aufenthalt auf einen einzigen Tag beſchränkt haben. Doch Catherinens Anmuth vermogte nicht das Unbehagen zu beſiegen, das Blanche ihm einflößte. Als er von Catherinen Abſchied nahm, ſprach ſie:

„Einen Verlobten zum länger Bleiben einladen, würde ſehr ungeſchickt ſein! reiſen Sie alſo, und reiſen Sie Ihrem Glück entgegen.“

„Hoffen Sie es für mich?“ fragte er und nahm ihre Hand.

„Ich wünſch' es Ihnen aus voller Seele,“ antwortete ſie verlegen.

„Und ſind wir Freunde?“ fragte er weiter.

„Gewiß! entgegnete ſie lächelnd; unſer Prozeß löſ't ſich ja in einen freundſchaftlichen Vergleich auf.“

„O, ſprach er traurig und ließ ihre Hand los, ich habe alſo Ihre Huld verſcherzt.“

„Welche Thorheit! rief ſie erſchrocken. So wie Sie

mich jezt, hier, gesehen haben, so bin ich die ächte und rechte Catherine, und ich denke, die hat Alles gut gemacht, was ich in winterlich trüber Stimmung verkehrt gemacht habe."

„Nun denn!. sprach Gaston, so sagen Sie mir, daß Ihnen Fräulein Ohlen willkommen sein wird, wenn ich sie Ihnen in einigen Monaten vorstellen werde."

„Ich wollte Sie um diese Freundlichkeit bitten, und ich rechne darauf, daß wir uns oft sehen werden. Rosenau liegt fast auf dem Wege zwischen Berlin und Galizien."

So schieden sie. Später sagte Catherine zu Ohlen:

„Ich werd' Ihnen etwas von mir erzählen, es ist eine Dummheit, aber ich bitte mir aus, daß Sie nicht lachen."

„Welch eine capricioſe Vorrede!" rief Ohlen.

„Im vorigen Winter gab es einen Moment, der ungefähr drei Wochen währte, wo ich glaubte, es könne sowol für Gaston als für mich ein Glück sein, wenn wir uns heiratheten."

„Ich hab' es länger geglaubt," sagte Ohlen.

„Aber ich hoffe,. daß Sie es nun nicht mehr glauben, fuhr sie lächelnd fort, denn wer von zwei Frauen, die beide Gegenfüßlerinnen meines Wesens sind, Glück und Liebe begehrt, der paßt nicht zu mir. Blanche, die erklärte Kokette, hat er bis znm Wahnsinn geliebt, und Leonore" .... —

„Nun und Leonore?.... sagen Sie nur grade heraus, was Sie von ihr denken, denn es ist bei Gott auch meine Meinung."

„Und Leonore wird ihn gänzlich beherrschen; sie kokettirt um zu dominiren, Blanche um sich zu amüsiren."

„Und Sie haben Laßperg seinem Schicksal preis gegeben; bei Ihnen wär' er glücklicher geworden."

„Aber ich?"

„Sie vielleicht auch."

„Nein, Ohlen, ich kann nicht fertig werden mit Euch Männern! verlange ich zu viel? leistet oder seid Ihr zu wenig? ich weiß es nicht! aber ich fühle, daß all meine Liebe am Besten und Sichersten bei meinem Kinde und meinen Freunden aufgehoben ist. Vielleicht wird Niemand mir darin Recht geben, auch Sie vielleicht nicht! dann muß ich sagen wie Sancho Pansa, nur in andrer Bedeutung: Gott versteht mich."

„Sie haben mir aber eine Dummheit versprochen, entgegnete Ohlen scherzend, weil er nicht gerührt sein wollte; wo bleibt die?"

„O wenn Sie keine gefunden haben — desto besser für mich!"

* * *

Alle sieben Jahr soll der menschliche Körper seine alten Bestandtheile consumirt und neue erzeugt haben — ist eine Behauptung, die ich weder behaupte, noch bestreite, sobald man diese neue Menschwerdung nicht auf die innere Wesenheit ausdehnt. Da lasse ich sie nicht gelten. Der Mensch wird kein Andrer; er bildet sich aus; was er sich anbilden möge, ist Stückwerk, paßt zu ihm wie Kalk zu Marmor, und fällt über kurz oder lang von ihm ab. Je nachdem er Spielraum für seine Entwickelung findet oder nicht, wacht er auf oder schläft er ein. Hin und wieder scheint Einer anders geworden zu sein, weil inneres und äußeres Schick-

sal ihn mit so scharfer Feile bearbeitet hat, daß er durchgebildet ist; der hat es schwer gehabt! dafür ist er denn auch mehr als ausgebildet.

Sieben Jahr sind über jene Menschen dahingerollt. Sind sie die Alten?

Catherine ist's; nur veredelt, nur gemildert, denn sie hat ohne Egoismus gelebt und — das Rechte gefunden. Die funfzehnjährige Stephanie ist ein liebliches Mädchen, doch von andrer Schönheit und anderm Character als ihre Mutter; sie mag dereinst glücklicher werden — ich meine glücklich, wie die Welt es versteht.

Ohlen ist's, ihm ward der seltne Vorzug, ohne zu schwanken und zu irren, die Rechte nicht blos gefunden, sondern gleich als solche erkannt zu haben. Seine bewährte Freundschaft mit Catherinen ist Beider Stolz und Freude. Es versteht sich von selbst, daß die Welt lange gesagt hat, es sei keine Freundschaft, sondern Liebe; sie haben sich nicht dadurch irre machen lassen. Jezt spricht man, sie würden sich dennoch am Ende heirathen; aber ich denke, ihre Freundschaft ist ihnen zu werth, um deren schönes, frisches Immergrün gegen die welkenden Rosen einer ehelichen Liebe zu vertauschen.

Gegen die welkenden Rosen einer ehelichen Liebe! O Sacrilegium! O fluchwürdige Verblendung! Sind sie denn gewelkt für Gaston und Leonore? zweifelt denn er oder sie, daß sie das Rechte gefunden? werden sie nicht genannt wie das glänzendste Beispiel einer glücklichen Ehe? hat in diesen ganzen sieben Jahren etwas Andres zwischen ihnen gewaltet, als Einheit der Wünsche und Uebereinstimmung der Ansichten? O! es ist eine ungemein glückliche Ehe, und zwei

Söhne sind die Wonne der Eltern. — Um dies Eheglück in seiner ganzen Vollständigkeit hervortreten zu lassen, muß ich zwei kleine Bemerkungen hinzufügen: Gertrud — jezt auch schon funfzehn Jahr alt — befindet sich immer in der Pension, denn Leonore grämt sich zu sehr über den täglichen Anblick des „fremden Kindes," wie sie es nennt; und niemals ist Gaston mit seiner Frau bei Catherinen gewesen, denn Leonore hat an jenem letzten Abend in Breslau zu gut gesehen, welchen Einfluß Lady Desmond auf ihn gewinnen könnte, um ihn nicht von ihr entfernt zu halten.

Graf Sonin hat so eben die Trauer um Blanche abgelegt. Sie starb ganz plötzlich am Nervenschlag, das einzige Leid, was sie treffen konnte, das Alter, hat der Himmel ihr erspart.

Baron Oberg hat endlich den ersehnten Gegenstand gefunden und sich kürzlich mit der Tochter eines ungrischen Ochsenhändlers verheirathet, die ihm eine halbe Million als Mitgift brachte.

Herbert ist unter der Masse unsrer mittelmäßigen Dichter nicht der unbekannteste. Zum Glück für ihn ist seine Mongolenschlacht im Keim gewelkt. Jener Sommer in Rosenau war ihr nicht günstig. Wenn Herbert dankbar wäre, so müßte er der schönen Blanche noch im Grabe dafür Dank wissen; aber Dichter sind nicht dankbar! sie haben es nur mit ihrem Genie zu thun.

* * *

Meine Leser! findet Ihr in dem Büchlein zu wenig Handlung und That — findet Ihr, daß sich die Personen zu sehr von den Umständen treiben, von den Verhältnissen bestimmen lassen, daß Vincenze die Einzige ist, die stark und selbständig einen Entschluß faßt — tadelt Ihr das? scheint es Euch schwach und matt? — Gut, meine Leser! so macht es anders.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Von derselben Verfasserin sind erschienen:

Astralion. Eine Arabeske. 8. Velinp. cart.	—	Thlr.	12½ Ngr.
Cecil. 2 Thle. 8. Velinp. geh.	4	-	— -
Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Thle. 8. Velinp. geh.	3	-	— -
Gräfin Faustine. 8. Velinp. geh.	2	-	— -
Ilda Schönholm. 8. Velinp. geh.	1	-	15 -
Die Kinder auf dem Abendberg. 8. Velinp. geh.	—	-	10 -
Orientalische Briefe. 3 Thle. 8. Velinp. geh.	6	-	15 -
Reisebriefe. 2 Thle. 8. Velinp. geh.	4	-	15 -
Ein Reiseversuch im Norden. 8. Velinp. geh.	1	-	15 -
Sigismund Forster. 8. Velinp. geh.	1	-	22½ -
Ulrich. 8. Velinp. geh.	3	-	22½ -
Das Portrait der Dichterin, gezeichnet von Fräulein v. Meyern-Hohenberg	—	-	20 -
— — chines. Pap.	1	-	— -

Stanford University Libraries
3 6105 015 295 533

PT
2287
.H5.A1
1845
v.1/2

DOC OCT 21 1992

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305